

« Mac Eck's »

Sonderbare Reisen

zwischen

Konstantinopel und San Francisco.



Von

Ludwig Hevesi.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1901.

Druck von A. Bongz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Ein gefahrvoller Nachmittag	1
Ein mystischer Besuch	15
Mystische Erlebnisse	30
Ein mystisches Haus	48
In Forest Gate	59
Im Rauchjalon	73
Ein Brack	89
Eisenbahnerlebnisse in Amerika	98
Jack Strap und der Drummer	114
Eine Minute mit Edison	122
Ein Seebad für Millionäre	136
Sammy und Dinah	152
Erinnerungen an Chicago	165
Aus Kentucky	180
Nikapu	210
Bei den Mormonen	226
Pike's Peak	242
Ein Detective in San Francisco	256
Nach Klondyke	274
Ein Pfingstritt durch den Peloponnes	288
Eine Fahrt nach dem Heiligen Berg	305
Fostedalsbrä	328
Wanderungen in Fotunheim	343
Wie man das Abstürzen lernt	360

RBR
Jantz
#150

Vorwort.

Mac Eck ist natürlich, um mich deutsch-amerikanisch auszudrücken, ein „Nickname“. Eigentlich ist darunter mein Freund Fritz Eckstein zu verstehen. Es scheint, daß gewisse Britishismen oder vielmehr Amerikanismen seines inneren und äußeren Menschen in halb und halb vergangenen Jahren seine Kameraden angeregt haben, ihn mit diesem schottisch karrierten Kaffeehausnamen zu belegen. Heute ist er ein angesehener Wiener Fabrikant und beginnender Familienvater, damals war er wirklich „Mac Eck“. Einen Teil seiner Thaten als Mac Eck habe ich in diesem Buche zu beschreiben versucht. Unsere Freundschaft begann in seinem fünften Lebensjahre. Er stammt aus einer chemischen Familie. Sein Vater war ein erfinderischer Kopf — das Eckstein'sche Pergamentpapier soll noch immer nicht übertroffen sein — und auch er hat schon manches Patent hinter sich. In den exakten Wissenschaften aufgewachsen,

trieb er nebenbei, zu Zeiten wohl auch hauptsächlich, allerlei interessante Motria. Er war nacheinander und gleichzeitig fast alles, was mit „ianer“ endigt, vom Vegetarianer bis zum Kantianer, und noch einiges dazu. Als solcher Proteus wurde er einst sogar in einem Wiener Roman ausführlich abkonterfeit. Er hatte auch seine athletische Zeit und trieb damals viel nassen und trockenen Sport. In diese Jahre fallen seine Reisen, von denen er dann wie Odysseus bunt zu erzählen pflegte. Einmal hatte ich den Einfall, eine solche Geschichte halb in seiner, halb in meiner Weise aufzuschreiben und drucken zu lassen. Es war „Jack Strap und der Drummer“. Sie fand Beifall, wurde vielfach nachgedruckt und brachte sogar Mark Twain zum Lachen. Ich wiederholte das Experiment . . . und so ist nach und nach diese ganze Reihe von Schilderungen entstanden. Die Darstellungsform als zusammenhängende Erzählung ergab sich von selbst, obgleich die mündliche Mitteilungsweise je nach Stimmung und zufälliger Gedankenverbindung zwangloser war und mich auch aus eigenem beträchtlich mitwirken ließ. Der Reiz der Arbeit bestand für mich zunächst darin, daß hier die Welt einmal nicht mit litterarisch-künstlerischen, sondern mit technisch-sportlichen Augen angesehen wurde. Es waren allerdings die eines anderen, aber ich hatte sie gewissermaßen in meinem eigenen

Kopfe. Jedenfalls vertrugen wir uns ganz gut, es war ungefähr, als ob vierhändig Klavier gespielt würde. Je weiter wir kamen, desto mehr wurden wir beachtet, auch drüben in Amerika. Europäische Zeitungen lokalisierten sogar einzelne Episoden, was sie aber nicht besser machte. So las ich einmal die Geschichte von S. 82 auf unsere zahme Südbahnstrecke Wien-Graz verlegt, wo sie ja ganz undenkbar ist. Ziemlich die Reise um die Welt hat, unter anderem, die Geschichte vom mongooze (S. 77) gemacht, zum Teil freilich in beklagenswerten Verballhornungen. Ein deutsches Blatt fand es z. B. praktisch, das sonderbare Tier mit „Mondgans“ zu übersetzen, als wenn es sich um etwas wie moon-goose handelte. Und es ist doch ein ehrliches zoologisches Tier, oder eigentlich zwei Tiere, denn es giebt eine Schneumon-Art, *Herpestes griseus*, und einen Halbaffen, *Lemur mongoz*, die englisch so heißen. Ueberhaupt herrscht in der Erzählung, so viel Drastisches sie bringen mag, eher das Streben, genau als ungenau zu sein. Das Leben im weiteren und weitesten ist ja an sich phantastisch genug.

Wien, 9. August 1900.

L. S.

Berichtigungen.

- S. 15, Z. 1 v. u., statt „Tullis“ lies „Tully“
 S. 19, Z. 10 v. o., „ „of silence“ „ „of the silence“
 S. 19, Z. 14 v. o., „ „Bomard“ „ „Bomard“
 S. 25, Z. 13 v. o., „ „Knightly“ „ „Keightley“
 S. 40, Z. 9 v. o., „ „Tentrifa“ „ „Tantrifa“
 S. 41, Z. 7 v. u., „ „Arnpal“ „ „Arupa“
 S. 47, Z. 1 v. o., „ „Ellis Ashton“ „ „Ashton Ellis“
 S. 53, Z. 14 v. o., „ „Mohinni“ „ „Mohini“
 S. 64, Z. 13 v. o., „ „Hadern“ „ „Laue“
 S. 123, Z. 14 v. u., „ „garnicht“ „ „sehr wenig“
 S. 126, Z. 1 v. u., „ „piffen“ „ „läuteten“
 S. 149, Z. 9 v. o. ist zu dem Namen Garding Davis zu be-
 merken, daß dieser Gentleman im Burenkrieg durch seine
 Mission nach Transvaal von sich reden gemacht hat.
 S. 302, Z. 7 v. o. lies: „steilem Bugspriet, einem großen
 Trabakelsegel und Klüver.“
 S. 303, Z. 10 v. u. lies: „aß ich die lange Gurke und mein
 Freund den kurzen Fisch“.
 S. 304, Z. 7 v. o. sind die Worte: „etwa wie in Amerika
 die Pacific-Eisenbahn“ zu streichen.
 S. 351, Z. 6 v. u., statt „Barde,“ lies „Barder“.

Ein gefahrvoller Nachmittag.

Wenn man einmal diesen Globus in die Luft sprengen wollte, könnte dies vielleicht am zweckmäßigsten von Waltham Abbey aus geschehen. (So begann Freund Fritz, von dessen exotischen Reiseerlebnissen im folgenden gehandelt werden soll.) In Waltham Abbey fabriziert nämlich Großbritannien den größten Teil seines rauchlosen Schießpulvers, dem es den Namen Cordite gegeben hat, sowie seiner Schießbaumwolle und seines Nitroglycerins. Und es fabriziert ihn im tiefsten Geheimnis, Waltham Abbey ist der Sitz der dunkelsten Sprengtechnischen Mysterien. Es leben auch nicht viele Kontinentale, die je einen Fuß in diesen heiligen Bezirk gesetzt haben. Der bloße Gedanke, daß ein Fremder, ein foreigner, den Plan hege, die königliche Schießpulverfabrik zu Waltham Abbey zu besuchen — — ich würde Herrn Pinero, dem Londoner Komödien- schreiber raten, einen solchen Fremden auf die Bühne zu bringen, er hätte einen Bombenerfolg, denn ganz England würde sich vor Lachen schütteln. Und was die Wiener

betrifft, . . . seit dem Professor Rudolf Benedikt, der als einer der Experten im internationalen Schiedsgericht für den Prozeß Englands gegen die Nobel Company wegen des Cordites fungierte, war kein Wiener in Waltham Abbey. Ich glaube, als Professor Benedikt voriges Jahr starb, atmeten die Lenker von Waltham Abbey auf, weil wieder ein Mitwisser weniger auf Erden war. Daß ich hinein= kam, verdanke ich einem Freunde, der Beirat der englischen Regierung in Sprengangelegenheiten ist. Er hat auch das vollständigste Werk geschrieben, das über Sprengstoffe existiert.

Mit ihm fuhr ich eines Nachmittags von St. Pancras Station nach Waltham Groß, einer bloß dreizehn Meilen von London gelegenen Station der Great Eastern Railway. Waltham Abbey ist selbstverständlich eine alte Abtei nebst Dorf, alles in rotem Kohziegelbau, die dicke Kirche mit dem landesüblichen Epheu übersponnen. Wir schlugen eine lange, breite Landstraße ein und fuhren auf einen ausgedehnten, alten Park los, der etwas Herzoglichem gleich sieht. Eine drei Meter hohe, hellgelb getünchte Mauer umgiebt ein Gebiet, dessen Durchquerung eine halbe Stunde raschen Gehens erfordert. Ringsum tiefe Stille, man hört wirklich keinen Laut in dieser Heimat der größten Knall= effekte. „Sie hätten doch lieber nach Ardeer in Schottland gehen sollen,“ sagte mein Führer, „dort ist nur die zweit= größte Fabrik im Reiche, aber dort hat noch nie eine Ex= plosion stattgefunden, was als Unikum in der Welt dasteht, während in diesem friedlichen Park hier schon so manches

in die Luft spaziert ist.“ Wir sprachen dann weiter über die Einzelheiten des Explodierens und ich kam zur unheimlichen Ueberzeugung, daß man auch hier meistens nicht recht weiß, warum und wie so etwas in die Luft geht. Alle plötzlichen Launen dieser nervösen Stoffe sind noch nicht ergründet.

Wir hielten vor der „Lodge“, die aus zwei Thorpavillons besteht. In den linker Hand gelegenen traten wir ein. Es sieht darin aus wie in einem Polizeiarrest. Ein dicker Amtsgeruch von Knaster weht uns an. Auf grünen Bänken an der Wand sitzen einige Policemen; auf einem alten Stehpult, das über und über mit Tinte bespritzt ist, liegt einschmuzziger Foliant, in den wir uns einschreiben müssen. Ein Beamter in schwarzblauer, rot passepoilierter Uniform, mit der niedrigen Mütze der Eisenbahnschaffner, wird gerufen und mein Führer sagt ihm, wir wünschten den Captain Nathan zu sehen. Das ist der Vizedirektor und er führt den unheimlichen Titel: „Officer in charge of danger buildings“ (Offizier für gefährliche Gebäude). Den Generaldirektor, Colonel Mac Clintock, bekam ich erst später zu sehen. Captain Nathan erschien und begrüßte meinen Führer mit dem kollegialen Gleichmut, den etwa zwei Scharfrichter bei zufälliger Begegnung haben mögen. Sie waren ganz und gar nicht aufgeregt, die Sache hätte etwas ganz Harmloses sein können, der Besuch einer Bonbonfabrik oder dergleichen. Der Captain verfügte das Nötige und übernahm selbst unsere Führung. Aber meine Bonbonfabrik wurde sofort illusorisch, denn als ich die „Lodge“ verlassen wollte,

erhoben sich zwei Policemen und sagten: „Stop!“ Kein Wort weiter. Sie traten zu mir und führten eine sogenannte Leibbesvitation vom Scheitel bis zur Zehe durch. Sie leerten alle meine Taschen, wobei ich nur neugierig war, ob sie auch drei kleine Geheimtaschen im Futter finden würden. Sie fanden alle drei. Dann mußte sich mein Führer demselben Verfahren unterwerfen; er war bloß Vertrauensmann der Regierung, nicht aber dieser Policemen. Unsere Sachen steckte man in Couverts, die man amtlich verschloß und mit unseren Namen beschrieb. Diese Couverts sandte man durch einen Laufburschen nach der jenseits des Parkes gelegenen Ausgangs-Lodge, wo wir sie wieder erhalten sollten; der Bursche durfte aber den Weg nicht quer durch den Park nehmen, sondern mußte außerhalb den Umweg um das halbe Gebiet machen.

Meine Bonbonstimmung war nun gänzlich verraucht und ich trat unwillkürlich möglichst genau in die Fußstapfen Captain Nathan's, der in seinem Kohleinwandkittel hoch und breit vor mir herschritt. So lange ich ihn nicht fliegen sah, hielt auch ich mich für verhältnismäßig sicher. Ich fühlte eine starke Anwandlung von Galgenhumor, die nichts von Furcht hatte. Unbestimmte Vorstellungen von Atomisiertwerden kreisten in meinem Gehirn und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es doch hübsch wäre, wenn ich hier meiner eigenen Himmelfahrt beiwohnen könnte. Aber die Sache tauchte sich bald in eine ganz harmlose Stimmung. Ich sah nichts mehr, als daß die alten Riesenbäume so schöne Herbstfarben spielten und der

Bach so gemütlich im weichen Rasengrün dahinschlenderte. Es war still, als hätten wir Sonntag, und kaum ein Mensch zu sehen, denn ein überflüssiger Mensch kommt in diesem Bezirke nicht vor. Eine Fahrstraße folgt dem Bache, in den die dicken Weiden ihr blaßes Laub hineinhängen lassen. Ich mußte an die Weidenkohle im Schwarzpulver denken . . . und richtig, da zog sich schon eine lange Reihe offener Kohlenmeiler den Bach entlang, und seitwärts standen kleine Mischhäuser für Schwarzpulver — Aha, die ersten danger buildings, dachte ich — und jeder Arbeiter machte ein Gesicht, als hätte er das Pulver erfunden und bloß das Patent an Berthold Schwarz und Cie. in Freiburg verkauft. Dann änderte sich das Bild und es folgten ungeheure Strohtriften, und Lehmmeiler dabei, in denen Stroh zu einer braunen Kohle gebrannt wird. Wir waren bei dem englischen Braunpulver, dessen unerreichte Eigenschaften mir gerühmt wurden.

Dann bog der Weg ab und die ganze Szene änderte sich abermals. Vor uns erhebt sich ein ungeheures, einstöckiges, gelbes Gebäude, mit großen eisernen Fensterläden ringsum. Zahlreiche große Maschinen, auch diese gelb gestrichen, scheinen daran zu lehnen. Sie pumpen aus großen Tanks (Bassins) von Blei oder Steingut konzentrierteste Schwefelsäure und Salpetersäure, die in dicken Steingutröhren außen die Wände hinansteigt, um sich in ein Sammelbecken auf dem Dache zu ergießen. „Wir sind in der Abteilung für Schießbaumwolle,“ sagt mein Führer in dem Tone, als sagte er: „Hier beginnt Regent Street.“ Schieß-

baumwolle ist unzweifelhaft ein Wort, das einen gewissen Eindruck macht, selbst wenn man, was Chemisches drum und dran ist, so genau weiß wie ich.*) Wir betreten eine weite Halle, erfüllt von blendendem Tageslicht und jenem unbeschreiblichen Geruch, der entsteht, wenn man Kupfer in Scheidewasser wirft. In Reihen meterlanger brauner Steingutwannen steht ein rotbraunes Gemisch jener beiden gemütlichen Säuren und stößt von Zeit zu Zeit ein feines Säulchen roten Dampfes aus, das mir stets als ein Symbol des Erstickenden vorschweben wird. In dieser Flüssigkeit liegt weiße Baumwolle in handgroßen Stücken eingeweicht, eine sogenannte „charge“ davon in jedem Gefäß. Sie saugt sich voll (is soaking) mit dieser kostbaren Sauce, zu deren richtiger Mischung eine weit über den Horizont aller Pariser Saucenköche gehende Feinsüßlichkeit gehört. Sie wird auch mit einer Sorgfalt zubereitet, die noch an keine Sauce Béchamel oder Remoulade gewendet worden. Wenn dann trotzdem einmal beim nachherigen Abrinnenlassen auf der geneigten Steinplatte gleich hundert Chargen oder mehr „abbrennen“, so war die Sauce eben doch nicht mit genügender Sorgfalt zubereitet. Warum, das weiß keiner. Und sie „brennen ab“, wie man das nennt, in aller Stille, ohne Flamme, ohne Knall, sie gehen einfach in jenen roten Dampf über, 10.000 Gulden verduften buchstäblich.

Ich sah sie weichen, und über Glasstäbe abrinnen,

*) Ich unterdrücke natürlich das endlose technische Detail, das mein Freund im Plaudern verarbeitete.

und abtropfen, die liebe Schießbaumwolle, und hütete mich, sie zu heftig anzuschauen, damit sie nicht etwa von einem auffallenden Blicke explodiere. Weiß man denn oft, wovon sie losgegangen ist? Die erste Fabrik, die des österreichischen Oberstlieutenants von Lenk, zu Hirtenberg bei Leobersdorf, ging ohne ermittelbaren Grund in die Luft, an einem Sonntag, als kein Mensch in der Fabrik war. Zwanzig Jahre später kam Sir Frederic Abel, der größte Sprengtechniker Englands, hinter die Ursache, indem er ermittelte, daß Schießbaumwolle, wenn sie noch eine Spur Säure enthält, vom Sonnenlicht allein explodieren kann. Dann sah ich sie „totmahlen“ und waschen und wieder waschen, die liebe Schießbaumwolle, und sah das Waschwasser durch nicht weniger als drei Filter rinnen, damit keine winzigen Teilchen des türkischen Stoffes in den Fluß gelangen möchten. Und dann sah ich sie zerkleinert, pulverisiert, gepülpt, breiig, papiermaschéartig, . . . sie läßt sich das alles gefallen, als könnte sie nicht Zwei zählen. Bei alledem bewahrte ich einen löblichen Gleichmut, der Mensch gewöhnt sich auch an den intimen Verkehr mit Schießbaumwolle. Einmal aber fand ich die Sache doch zu romantisch; ein englischer Sensations-Romancier könnte darüber einen Dreibändigen schreiben unter dem Titel: „Das Geheimniß von Waltham Abbey.“ Ich stand nämlich hart bei einer der hydraulischen Pressen, in denen gepülpte Schießbaumwolle durch den Druck von etlichen hundert Atmosphären zu steinharten Cylindern zusammengepreßt wird. Die Vorstellung davon allein hat etwas Ungeheuerliches, es liegt

darin etwas von technischer Frechheit, die über alles Pfeifenrauchen im Pulvermagazin hinauszugehen scheint. Aber es ist alles so gut ausgerechnet und ausgeprobt, . . . bis auf die gewissen plötzlichen Seitensprünge des Materials natürlich.

Wir betreten ein viereckiges Gebäude, das ein leichtes Holzdach hat. In der Mitte des Raumes erhebt sich, sieben Meter hoch, bis in die Sparren des Daches hinein, eine Art dicker Turm von rotbrauner Farbe. Captain Nathan deutet darauf und sagt: „Das ist der Strumpf.“ „Der Stolz Waltham Abbeys,“ fügt mein Freund hinzu, „das giebt es sonst nirgends.“ Dieser sogenannte Strumpf ist aus Fäden gestrickt, deren jeder ein armdickes Kabeltau aus bestem Manilahanf ist. Die Stricknadeln dazu kann ich mir nur schwer vorstellen. Dieses Kabelgewirk steht da als eine hohe spanische Wand, die cylindrisch gekrümmt scheint, aber eigentlich in zwei spiralförmigen Windungen um einen Raum herumgeht, in dem die hydraulische Presse steht. Im Innenraum der Spirale kann ein Mann kommen und gehen. An drei Stellen sind durch die Maschen des Strumpfes Fernrohre gesteckt, durch die man das Arbeiten der Presse genau beobachten kann. Um ein Fernrohr durchzustechen, muß man eine Masche mit mächtigen eisernen Zangen so weit auseinanderziehen; dies mag Ihnen einen Begriff von der Stärke des Strumpfes geben. Ich will mich dem Strumpfe nähern, durch eines der Rohre gucken, aber es ist unmöglich, denn Captain Nathan hat mich freundschaftlich am rechten Arm genommen und läßt ihn nicht mehr

los. Nun nimmt mich auch noch mein Freund am linken Arm und hält auch diesen fest. „Wir müssen Sie fixieren,“ wispert er, „es ist Gewissenssache.“ Ohnehin hat mich der einzige Arbeiter, der im Raume ist, mit einem Blick angesehen, als traue er seinen Augen nicht. Er steht noch immer zwischen mir und der seitwärts aufgestellten Maschine, die die Presse bedient, als solle ich nur über seine Leiche hinweg zum Motor vordringen. Seine fragenden Blicke kreuzen sich indes mit beruhigenden Winken des Captains und er geht wieder an seine Arbeit. Er bewegt sich wie ein Verschwörer oder Einbrecher; lautlos schleicht er zur Thür und dreht den Schlüssel zweimal um, dann hantiert er an der Maschine, dann begiebt er sich in die Spirale des Strumpfes. Ich habe eine Art Vorgefühl, daß er nie wieder herauskommen wird. Er hat die Presse untersucht, geölt, in stand gesetzt, eine von Abel erfundene Presse, in der alles in Kniegelenken läuft und alles vermieden ist, was die charge zum Explodieren bringen könnte. Die geringste seitliche Reibung, ein kleiner Zwischenraum unter dem Stempel u. s. w. könnte das bewirken. „Ist das schon vorgekommen?“ fragte ich. — „O, schon wiederholt.“ — „Und was geschieht dann?“ — „Die Explosion geht nach oben, mit einem Riesenkrach, aber ohne Flamme, und das Dach fliegt 300 Meter weit fort, darum ist es so leicht gezimmert, bloß 40 Zentner. Und das Komische dabei ist, daß das Quantum Schießbaumwolle unverbrannt zurückbleibt. Man nennt das eine Lustexplosion. Ursache unbekannt.“ — „Und der Strumpf?“ frage ich. — „Un-

versehrt," sagte der Captain überlegen, „und wir natürlich auch.“ Eben erscheint der Arbeiter wieder, noch ganz lebendig. Er nimmt eine meterlange cylindrische Masse von Schießbaumwolle in die Arme, wie ein Kind seine Puppe; die soll nun auf Handbreite zusammengepreßt werden. Wieder verschwindet er in der Spirale, legt die Masse in das stählerne Aufnahm Gefäß, setzt den Stempel auf. Dann bringt er die Maschine in Gang, immer schneller geht der Stempel auf den Sprengstoff nieder. „Sir Frederic Abel hat das Wort," sagt Captain Nathan. Alle unsere Augen haften am Manometer, dessen Zeiger bald 100, 150, 200 Atmosphären zeigt. Mir wird etwas schwüler, es stellen sich unwillkürliche Fluchtbewegungen ein. Mein Freund lächelt: „Was Sie da sehen, ist ja nur die erste Pressung.“ Ich danke!

Unzersprengt gelangten wir ins Freie. „Sie wissen, das alles können Sie nur bei uns sehen, anderswo ist es anders," sagte mein Freund. Wir gingen dann in ein anderes Haus und ich sah die zweite Pressung, mit noch höheren Drucken. Diese haben den Zweck, die Schießbaumwolle wasserfrei zu machen, ohne das anderswo gebräuchliche Trocknen durch Hitze anzuwenden. Bald war ich an die höchsten Pressungen gewöhnt und mir fiel einer meiner Freunde ein, dem es gelungen ist, Schießbaumwolle bei 2000 Atmosphären Druck, unter Zusatz etlicher Tropfen Terpentinöl, in eine hornartige, zitronengelbe, wie Glas durchsichtige Masse zusammenzupressen. Ich schwang mich schließlich bis zu einem Lächeln über die Atmosphären von

Waltham Abbey auf. Ich sah dann noch aus dickflüssigem Cordite endlose kolophoniumgelbe, biegsame Maccaroninudeln pressen, ich sah sie auf Holzhaspeln kleinschneiden u. s. f. Eingeteufelt, wie Mephisto von Faust sagt, ging ich dann zum Nitroglycerin über.

Das ist das Allerheiligste von Waltham Abbey. Wenn man schon durch unerhörte Mittel und Mittelsmänner sich die Erlaubnis zum Besuch der Fabrik er. . . schwindelt hat, muß man sich erst noch eine besondere Erlaubnis zum Betreten des Nitroglyceringebiets verschaffen. Es ist durch eine Art Parkzone von der übrigen Fabrikation getrennt und kein Ueingeweihter darf es betreten. Quinton Hill, dieser Name bedeutet das schlechterdings Unnahbare. So heißt der abseits aufsteigende Hügel, wo sich die Nitroglycerinwirtschaft befindet. Er scheint eher für eine idyllische Milchwirtschaft geeignet. Uralte Bäume umkränzen ihn und man staunt, keine Schafherden weiden zu sehen. Schon von weitem sah ich unter den alten Eichen einige rote Gestalten sich feierlich auf Filzsohlen dahinbewegen, immer paarweise, und jedes Paar trug an einer geschulterten Stange eine Art heiliger Lade, die mit weithin sichtbarem Respekt behandelt wurde. Sie war nämlich eigentlich eine Guttaperchawanne mit Nitroglycerin. Jeder Arbeiter im Nitroglyceringebiet ist nämlich brennrot gekleidet, damit man ihm beizeiten aus dem Wege gehen kann. Als wir Quinton Hill erstiegen hatten, sah ich eine Anzahl rasenbegrünter Erdwälle, die jede einzelne Fabrikationsstätte im Viereck umgeben. Aber jede Stätte besteht aus zwei solchen, nur

durch ein Bleirohr verbundenen Bieredern, damit wenigstens nicht beide zugleich explodieren. Und dennoch flogen wenige Wochen nach meinem Besuche zwei solche kombinierte Räume in die Luft. Von den Beschäftigten blieben nur zwei am Leben, in jedem Raum einer. Und nun war es merkwürdig, daß jeder von ihnen behauptete, das andere Gebäude sei zuerst explodiert. Ehe wir das erste Biered be-
traten, mußten wir sogenannte „Elephantenfüße“ anziehen. Diese elephant feet sind ungeheure Kniestiefel, ganz aus gelbem Sohlenleder, und stets absolut staubrein gehalten. Unsere eigenen Schuhe waren verpönt, denn sie waren mit Sand von der Straße „infiziert“ und dieser Sand konnte etwaige Spuren von Nitroglycerin am Boden zum Krachen bringen . . . Und wieder stand ich an Bleiwannen voll verdächtiger Saucen und sah die beiden Säuren bei ihrer Vermischung in furchtbare Brunst geraten, so daß sie eine ganze Nacht brauchen, um ihr Temperament wieder zu beruhigen. Und ich sah das neueste Druckluftgebläse, mit dem das Glycerin als feiner spray (Sprühregen) unter die Säuremischung geblasen wird, daß es perlend zur Oberfläche steigt, . . . jede Perle bereits eine Miniaturbombe, die mich zerreißen würde, . . . und oben steht das Hölle-
zeug dann in großen öligen Tropfen, eine ganze Schichte, und man zieht es mit Hebern ab, wie einen harmlosen Tischwein. Sehr harmlos sieht die Sache aus, in der That, aber man braucht nur die Aufmerksamkeit auf den Gesichtern der wenigen Wissenden zu betrachten, wie sie die in den Blei-
wannen befindlichen Thermometer ablesen, um hinter das

Problematische des Moments zu kommen. Es ist eine förmlich fieberhafte Spannung in ihren Zügen, denn ein unrichtiger Temperaturgrad . . . und alles fliegt zu den Gestirnen. Darum hängen mehrere Thermometer in jedem Kessel, so daß sie einander kontrollieren. Und nicht in Grade sind sie geteilt, sondern in Behntelgrade; denn mit solchen wird hier gerechnet. Und selbst ablesen kann nur der Wissende, denn es sind Thermometer mit Geheimskalen, mit verschobenen Graden, so daß der Nullpunkt sich vielleicht auf $23\frac{7}{10}$ Grad befindet. Wer das Geheimnis dieser Thermometer nicht kennt, ist in dringendster Lebensgefahr, selbst wenn er weiß, bei welcher Temperatur er mit dem Einsprühen von Glycerin aufhören muß. Denn hier ist alles Leben und Tod; alles.

Ich hatte die Unerfättlichkeit, das Lager von Cordite sehen zu wollen, um, da ich doch einmal da war, auch auf diesem Vulkan getanzt zu haben. Aber da hieß es, ein Lager von Cordite gebe es überhaupt nicht. Man zeigte mir ein großes Thor, durch das eine Eisenbahn lief. Dieses Thor ist wiederum unbetreibar, selbst für besugte Betreter von Quinton Hill. Auf den Schienen sah ich eine Reihe mennigrot gestrichener Lastwagen stehen. „Das ist einer unserer Feuerzüge,“ hieß es, „unser fertiges Produkt geht immer sofort nach Woolwich ab.“ Der Ton, in dem dies gesagt wurde, entsprach etwa dem Sage: „Wozu sollen wir die Hölle im Hause behalten?“

Es war acht Uhr geworden, als ich Waltham Abbey verließ. Fünf Stunden lang hatte ich das Gruseln genossen,

mit dem ein Aufenthalt in solcher Gegend denn doch verknüpft ist. Einen Eid, nichts auszulauldern, brauchte ich nicht zu schwören; ihre eigentlichen Geheimnisse hatten mir die Herren Mac Clintock und Nathan ja doch nicht verraten.



Ein mystischer Besuch.

Also von Madame Blavatsky soll ich Ihnen erzählen? sagte Freund Fritz und zog die Augenbrauen ungewöhnlich hoch. Ja, das ist sehr leicht, denn ich bin vollgepfropft mit ihr, und sehr schwer, denn welcher Wiener kennt sie? Höchstens mein Freund Baron Brenner in Gainsfahn, der berühmte Weltreisende, der unter anderem Sultan einer Menschenfresser-Insel bei Borneo ist. Er hat die Dame zufällig in Kaschmir kennen gelernt und ist mit ihr nach Europa gereist. Sie erzählte ihm unter anderem, sie erinnere sich noch genau der Zeit, da sie noch ein Papagei war. In einer früheren Inkarnation nämlich. Lassen Sie mich, bitte, später an den Papagei nicht vergessen, ich bin mit ihm noch nicht fertig. . . . In der englisch-amerikanischen Welt war Madame Blavatsky jedenfalls bekannter. Vielleicht war M. Gladstone noch etwas bekannter, aber schwerlich um vieles. In meinem deutschen Konversationslexikon dort steht sie natürlich nicht, aber als ich im Jahre 1892 in einem kleinen schottischen Nest, Grand Tullis Castle, ein

paar Häuser das Ganze, ein Telegramm an sie aufgab — die Adresse war einfach: „Blavatsky, London“, das genügte — da sagte die Telegraphistin, ein armes Mädel aus dem Volke: „Pardon, Sir, aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß H. P. B. schon seit einem halben Jahre tot ist.“ In Amerika habe ich überhaupt keinen Menschen gesprochen, der H. P. B. nicht kannte . . . Sie wissen, „H. P. B.“ bedeutet Helena Petrowna Blavatsky; man nannte sie lieber mit dieser Abkürzung, und gab ihr dazu den Titel: „Oberpriesterin der Theosophie“. Hier . . . ich zeige Ihnen ihre Unterschrift. (Er frante in einer Schublade mit etwas abenteuerlichem Inhalte und reichte mir eine Urkunde von seltsamem Aussehen, auf hellblauem Pergament geschrieben. Sie begann mit den Worten: „Greetings to all whom it may concern.“ Gruß an Alle, die es angehen mag. Datirt war sie: „Adyar, Juni 1886.“ Unterscrieben von Helena Petrowna Blavatsky und Colonel Henry Steele Olcott.) Sehen Sie, das ist mein „charter“ (Diplom) als President of the Vienna Lodge der Theosophical Society zu Adyar bei Madras, deren Begründer die Blavatsky und Colonel Olcott waren. Da haben Sie übrigens auch ihr Bild, nach dem Gemälde des theosophischen Malers H. Schmiechen. Und da einige ihrer Photographien. Ich werde Ihnen dann auch Briefe von ihr zeigen.

Daß sie eine der genialsten Frauen war, die je geboren wurden, liegt auf der Hand. Eine moderne Sibylle. Oder Belleda, Noone; etwas Derartiges. Sie wissen, sie war eine geborene Hahn-Hahn. Nach der Feststellung durch

ihren verstorbenen Onkel, den General Fadejeff, aus dem Jahre 1881 war ihr Vater der russische Oberst Peter Hahn, Sohn des Generals Alexis Hahn von Rottenstern-Hahn, und ihre Mutter war Helene Fadejeff, Tochter der Prinzessin Helene Dolgoruky. Ihr Gatte, General Nikifor Blavatsky, einst Gouverneur-Stellvertreter der Provinz Erivan im Kaukasus, war 1881 schon gestorben. Geboren war sie im Jahre 1831 zu Jekaterinoslaw in Südrußland. Sechzehn Jahre alt heiratete sie den fast siebzigjährigen Blavatsky, dem sie gleich nach der Trauung mitten aus dem Kaukasus heraus durchging. Von Kindheit an war sie in der vierten Dimension, oder sehr nahe dabei, heimisch gewesen. Auf ihren weiten Reisen wurde sie immer mystischer. Der Baron Palmer, ein geborener Preßburger, hatte in New-York die theosophische Bewegung eingeleitet . . . und Mrs. Emma Hardinge Britten, deren Buch „Ghost-land“ (Geisterland) jetzt mit zwölf Pfund Sterling bezahlt wird. Im Kohlenraum eines kleinen englischen Seglers versteckt hatte sie von Poti aus das Schwarze Meer gekreuzt. In Konstantinopel, Egypten, Griechenland kam sie dann herum. In Kairo machte ein alter Kopte sie zu seiner Schülerin. Für ihre Familie war sie verschollen, zehn Jahre lang. In Paris und London lernte sie die Berühmtheiten kennen, aber die amerikanischen Indianer zogen sie mehr an. Sie ging zu den Mormonen, die damals in Ruf kamen, dann zu den Woodoo-Negern bei New-Orleans, die allerlei schwarze Magie treiben sollten. Dieser gefährlichen Bande entkam sie, durch eine Vision

gewarnt, und ging nach Texas und Mexiko. Eine Erbschaft von 80.000 Rubeln rann ihr durch die Finger, sie wußte selbst nicht wie. Sie kaufte z. B. Ländereien und vergaß dann, wo sie lagen. Dafür hatte sie in New-York den Baron Palmer kennen gelernt, dessen schriftlichen Nachlaß sie später erbt. Mit einem Mystiker ging sie dann von Westindien nach Ostindien, Ceylon, Java u. s. w. Mit einem tatarischen Schamanen durchquerte sie den Himalaya und drang in Tibet ein. Dort, in dem berühmten Thassa, studierte sie die esoterische Lehre der Tibetaner. Sie behauptete später, jahrelang dort gelebt zu haben. In Simla lernte sie den Redakteur A. Percy Sinnett kennen, der auch ein Buch über sie geschrieben hat. Sinnett bewog sie, unter Mitwirkung des berühmten Pandit Sabarad ihr Buch „Esoteric Buddhism“ zu schreiben, das in vielen Auflagen um den englischen Globus ging. Dann schrieb sie das Buch über die entschleierte Isis, „Isis unveiled“, zwei Riesenbände von 3000 Seiten. Darin wird ungefähr alles, was es zwischen Himmel und Erde giebt, von einem noch nicht dagewesenen Standpunkt behandelt. Sie war ein Monstregehirn, in dem alles durcheinander lag: moderne Chemie und Hebräisch, Pflanzenphysiologie und Sanskrit. Sie schrieb über alles, und immer fachlich und polemisch zugleich. Den okkultistischen Physiker Crookes verteidigte sie gegen den Bonner Chemiker Kekulé u. dgl. Dabei war sie immer mit einem Fuß im Jenseits, oder dort herum. Auf einer langen Flußreise in Asien wollte sie wochenlang in einer Art Starrkrampf gelegen haben, und von da ab

habe ihr Verkehr mit den beiden tibetanischen „Meistern“ Kutumi und Morya begonnen, die zu den Mahatmas (höheren Adepten) gehörten. Dann schrieb sie: „The secret doctrine“ (Geheimlehre), zwei Bände, aber Torso. Es erscheint jetzt in deutscher Sprache. Es soll nichts Geringeres sein, als das Buch „Dzhan“, das sie in Tibet gefunden, in einer Geheimschrift, die sie allein zu entziffern gelernt hat. Sie giebt es in englischer Übersetzung, die aber auch keiner versteht, trotz ihres Kommentars. Auch ihr Buch: „The voice of silence“ (Die Stimme des Schweigens) soll tibetanisch sein. Übrigens ist ihr ganzes Vorleben unentwirrbar dunkel, trotz einer Art Biographie, die ihre Nichte Wjera Felichowsky verfaßt hat. So dunkel, daß die Herzogin von Bomard in Paris behauptet, sie habe sie in den Vierzigerjahren im Zirkus sich bei einer Volte den Fuß brechen sehen.

Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Sie hat sich so manchesmal so manches brechen können, z. B. als sie im Mittelmeer mit einem griechischen Schiff in die Luft flog und nur mit zwei oder drei Personen lebendig davonkam. Daß sie sich im Jahre 1885 zu Würzburg den Fuß gebrochen hat, weiß ich sicher, denn damals reiste ich umsonst nach Elberfeld, um ihre Bekanntschaft zu machen. Sie lag dort im Hause der reichen amerikanischen Familie Gebhard, die zu der Aristokratie der Theosophen gehört. Aber sie konnte mich damals nicht empfangen. Ein Jahr später lernte ich sie in Ostende kennen, und zwar im Winter. Das war merkwürdig. Ganz plötzlich erhalte ich ein Telegramm von der Gräfin Wachtmeister, Gemahlin des schwe-

dischen Gesandten in London . . . Da Sie in Upsala waren, hätten Sie dort in der Umgebung ihren Landsitz Maryhill besuchen können. Die Gräfin ist eines der Häupter der Theosophie und leitet persönlich die Verlagsgeschäfte der Theosophischen Gesellschaft. Mit H. P. B. war sie höchst intim. Plötzlich also erhalte ich von ihr ein Telegramm: „Wenn Sie H. P. B. lebendig sehen wollen, reisen sie sofort nach Ostende,“ dazu Angabe der Adresse. Ich reise also unverweilt nach Ostende. Komme nachts an, steige im Hotel Mercier, Rue de l’Est ab. Sie wohnte gegenüber. Ich gehe augenblicklich hinüber. Zwei ältere Damen empfangen mich: Gräfin Wachtmeister und Mrs. Gebhard. Sie meinen, es sei doch schon sehr spät und H. P. B. krank; indes würden sie nachsehen, ob H. P. B. schon schlief. . . . Nein, sie schlafte noch nicht, aber sie könne mich heute nicht mehr sehen. Ich empfehle mich also. Wie ich aber schon auf der Straße bin, kommt mir eine Magd nachgelaufen und sagt, Madame hätte sich’s überlegt und bäte mich, doch noch auf ein paar Worte hinaufzukommen. Es war zehn Uhr abends. Und bis drei Uhr morgens saß ich bei ihr.

Das war vielleicht der merkwürdigste Besuch, den ich je gemacht habe.

Sie war zu Bette. Das Bett allein schon eine Sehenswürdigkeit. Ein ungeheueres Gebäude, turmhoch mit Kissen beladen, in denen sie halb versank. Wie bei russischen Bauern. Federbetten, Pölkster von jeder Form, Decken. Eine Menge rote Kissen waren hinter ihren Rücken gestopft, so daß sie halb saß. Dennoch quoll all das chlin-

drisch ausgestopfte Zeug so wuchtig um ihre Person her, daß sie mir am Erstickten schien. Sie sah allerdings schon danach aus. Eine Riesin. Ein Berg von Fleisch, das bei jeder Bewegung erzitterte und dann eine ganze Weile brauchte, um sich wieder zu „setzen“. Ihr Oberkörper wogte in weit geschwungenen Linien über dem Wust von Bettzeug umher. Ein breites Gesicht, gebräunt, blatternarbig. Das gelbrötliche Haar ganz fein gekräuselt und hinten zu einem Knoten zusammengebunden. Unter blonden Wimpern ganz blaue Augen. Sie brachte damals ihre ganze Zeit im Bette oder auf der Chaiselongue zu. Natürlich in der größten „Schlamperei“; man sah sie nie anders, als in einem ungeheuer weiten Négligé, vielmehr Talar aus rot und weiß geblumtem Waschattun. Auf einem Tischchen neben ihr stand stets ein indisches Körbchen voll Ceylon-Tabak, den sie immer in blechernen Kisten geschickt bekam, und zwar vom berühmten Sumangala, dem buddhistischen Oberpriester von Ceylon, dem Papst der südbuddhistischen Kirche. Sie rauchte unablässig; die rechte oder die linke Hand war stets im Körbchen und drehte eine neue Zigarette. Ihre Stimme klang auch soldatisch rau. Sie sprach wie ein russischer General oder so was. Man wunderte sich nicht, daß sie eine so feurige russische Patriotin war; in Indien wurde sie eine Zeitlang für eine russische Spionin gehalten, auch von Hodgson, der über sie geschrieben hat. Sie konnte sogar sehr brutal sein, war ein furchtbarer Fähzorn, schimpfte ihre Umgebung alles mögliche und schmiß in der Wut alles zu Scherben.

Also wie ich in das Zimmer hineinkomme, höre ich ein dumpfes Stöhnen und Köcheln. Das ist der Berg von einem Frauenzimmer, auf dem Berg von einem Bette. Sie legt den massenhaften Arm um einen rotledernen Kugelpolster, um sich noch mehr aufzurichten, und keucht mich in einem harten, russischen Englisch an: „Wollen Sie mit mir französisch, englisch, italienisch, russisch oder sonst was sprechen? Nur deutsch kann ich nicht, vom Deutschen weiß ich nur ein Wort, das heißt: Schweinerei.“ Ich trat ganz nahe heran und sie fixierte mich mit seltsamer Schärfe. Dann sagte sie: „Ich habe Sie schon einmal gesehen, und zwar in Wien.“ Ich war nicht wenig überrascht. „Ja wohl, aber Sie waren damals noch sehr jung; es war bei der Weltausstellung 1873.“ Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte. Jedenfalls waren wir bald im tiefsten Gespräch. Ich mußte sie immer bedienen. „Dort drüben steht mein Tabak, bringen Sie ihn her“ u. s. w. Nach wenigen Zügen bekam sie davon einen furchtbaren Hustenanfall, die richtigen quintes douloureuses. Ich wollte ihr Cognac bringen, aber sie lehnte ab, sie habe noch nie einen Tropfen Alkohol zu sich genommen. Dann zeigte sie mir das Manuskript der „Secret doctrine“. Riesengroße blauer Folioblätter, eine ganze Reihe, in ihrer Handschrift. „Das schreibe ich, während ich schlafe,“ sagte sie, „unbewußt, wie alle meine Werke, . . . nicht ich schreibe es, sondern die Meister durch mich.“ Sie glaubte vielleicht wirklich entrückt zu sein, wenn sie schrieb. Andere behaupteten Ähnliches. Da standen in einen heiligen Schrein gefaßt

zwei überlebensgroße Brustbilder von dunklen Hindu mit jenen gewissen zu großen und zu schwarzen Augen, dunkle Turbans um den Kopf. Es waren die Porträts jener beiden Mahatmas Kutumi und Morha. Nebenbei gesagt, wollte Hodgson an die Existenz dieser beiden nicht recht glauben und meinte, den Kutumi wenigstens habe sich H. P. B. aus ihren englischen Kollegen Dcott und Hume zusammengesetzt. Die beiden Mahatmas aber waren von jenem englischen Maler Schmiechen gemalt, der sie nie gesehen. Er behauptete, sie in einer „trance“, einer Vision gemalt zu haben, und H. P. B. bezeugte ihm dann, daß sie vorzüglich getroffen waren. Diese Bilder sind denn auch xmal kopiert worden; ich sah sie in London im „Hauptquartier“, in New-York, sogar in Deutschland zweimal, in Darmstadt und Elberfeld. Schmiechen war ein Freund Millais’.

Was sie alles gesprochen? Das Hundertste und Tausendste. Sogar Politik. Sie fragte mich über unseren Ausgleich, und zwar mit Details, die verrieten, daß ihr die Sache vertraut war. Wiederholt kam sie auf Bismarck und wollte wissen, ob er in Osterreich verhaftet wäre. Ob ich den Mystiker Baron Hellenbach gekannt und was ich von ihm hielte? Du Prel in München belegte sie mit keinem Ehrentitel. Auf noch eine deutsche Berühmtheit des Okkultismus hatte sie es sehr scharf. Dann sprach sie Physisches, Mathematisches, Chemisches, Geschichtliches, alles mit einer riesigen Leidenschaftlichkeit. Ich erinnere mich eines Themas aus der Farbenchemie. Sie fragte, woher

es käme, daß die stickstoffhaltigen organischen Verbindungen lebhaft gefärbt seien. Gewiß eine Frage, die einen tief-sinnigen Spürsinn bekundet, denn da auch in den Explosivstoffen der Stickstoff das Entscheidende ist, liegt darin die Intuition, daß die Farbe etwas der Explosion Verwandtes sei. In der That wird heute in Deutschland von den spekulativen Chemikern in dieser Richtung geforscht. Sie hatte von meiner Erfindung eines biegsamen Glases gehört und erzählte mir, daß an den Hof eines römischen Kaisers ein Morgenländer gekommen sei mit Glas, das man mit dem Hammer habe schmieden können. Sie nannte auch die Quelle. Dann wieder verfiel sie auf den talmudistischen Ausdruck „Schehinnah“, und darüber kam es zu einer mehr dramatischen als malerischen Episode. Sie befahl mir, ihr kabbalistisches Wörterbuch, das auf der Etagère beim Fenster lag, zu holen. Ich fand es aber nicht gleich, da verlor sie die Geduld. „Ihr Männer seid zu nichts zu gebrauchen; Sie sind überhaupt ein E . . .!“ schrie sie zornig und sprang aus dem Bette, um das Buch selbst zu holen. Sie hatte einen Schlafrock aus indischer Seide an, den ihr ein Lama aus Kaschmir geschickt hatte. Wie sie durch das Zimmer eilte und dieses Gewand sie umflatterte, hatte sie etwas Vorsündflutliches. Mit einem Griff hatte sie das Buch und eilte ins Bett zurück; es folgte ein Hustenanfall, daß das festungsviereckmäßige Möbel fast aus den Fugen ging. In den höchsten Pfeiftönen, die man immer durch das ganze Haus hörte, tobte sich der Blasebalg aus. Dazwischen fluchte sie und schimpfte auf alle Hausleute, auch auf die

Gräfin, . . . sie mußten alle herein, um Mitternacht, das Theegeßchirr kollerte auf dem Boden herum . . . und immer wieder das Bruhsten, Schnaufen, Nschzen, Krächzen, Fluchen . . . es war der reine G. T. U. Hoffmann. Noch ein Detail. Sie besaß eine fabelhafte Virtuosität im Hinwerfen von Karikaturen. Während sie von gewissen Personen sprach, die sie nicht liebte, warf sie mit fliegendem Stift deren Zerrbilder aufs Papier. Sie hätte darin Konzert geben können.

Sie war aber wirklich recht krank. Sie pflegte das nicht selten zu sein, aber wenn es ihr schon sehr schlecht ging, pflegte die unbekannte Hand fühlbar einzugreifen und sie wieder aufzurichten. Einmal lag sie arg darnieder, da trat plötzlich, wie vom Himmel gefallen, der Dr. Bertram Knightly ins Zimmer. Er massierte sie sofort und brachte sie auf den Weg der Besserung. Alles war erstaunt, denn er kam direkt von Australien, wohin er in Angelegenheiten der Theosophischen Gesellschaft gereist war. H. P. B. sagte: „Die Masters haben ihn geschickt.“ Die Meister! Man muß einmal dabei gewesen sein, wenn sie die „astral bells“, die astralischen Glocken durch ihre bloße Willenskraft plötzlich zum Schwingen brachte, so daß sie mich immer an das ferne Glockenläuten von San Miniato zu Florenz erinnerten. Ich hörte die ersten Taschenspieler Londons schwören, daß dabei nichts von „Vegerdemain“ (Taschenspielerei) sein könne. Das sei „von vornherein abzulehnen“, behaupteten sie. Hervorragende Zauberer dieser Art und . . . Physiker — denken Sie an William Crookes — sind überhaupt sehr für Mystik eingenommen. Sie spüren die Grenzen ihres Wissens

oder Könnens zu deutlich und haben daher das Gefühl, als stießen sie überall an Unbegriffenes an. Sie spüren am deutlichsten, wie sie an das Unbekannte grenzen. Was die Blavatsky war? Ein Genie jedenfalls. Die Geheimwisper selber zerbrachen sich über sie nicht wenig den Kopf. Da, sehen Sie dieses Buch. Harrisson's „The transcendental Universe“. Es ist jetzt auch deutsch vorhanden. Darin steht eine ganz verzwickte Theorie über H. P. B. Er legt sie sich in dieser Weise zurecht: Sie sei in einer Loge der höchsten Wissenden als Schülerin aufgenommen gewesen, von den transszendenten Meistern, habe jedoch tiefste Tempelgeheimnisse bekannt gemacht. Dafür sei sie bestraft worden. Und zwar habe sie einen Teil des Wissens behalten und in einem gewissen Zusammenhang mit dieser höheren Welt bleiben dürfen, aber zu einem Medium degradiert, d. h. zu einem offenen Tummelplatz sowohl höchster und erhabenster, als auch schmutzigster und gemeinster Dämonen und Geister, so daß sie eventuell in gewissen Momenten von einem „violetten Schuß“ kontrolliert werde . . . dem „violetten Schuß“ ist ein ganzes Kapitel gewidmet . . . und hiedurch sei ihr ganzes Leben vergiftet. Harrisson schrieb dies erst nach ihrem Tode, um den Leuten von einem höheren Standpunkt aus zu erklären, woher „das alles“ gekommen sei.

Nun ist sie ja tot. Sie starb in London, 1891, und wurde dort verbrannt. Die Asche teilte man in drei Teile. Ein Drittel ist in New-York aufbewahrt, bei der Amerikanischen Theosophischen Gesellschaft, in einem kunstvoll gearbeiteten Metallschrein. Das andere Drittel ist in London,

im „Hauptquartier“ der dortigen Theosophischen Gesellschaft, Avenue Road, Regent's Park. Das dritte Drittel ist in Indien. Im Londoner Hause ist ein eigenes Blavatsky-Zimmer eingerichtet. Voll mit ihren Reliquien. Auch die Feder ist darunter, mit der sie unbewußt schrieb. Ihre Nachfolgerin als anerkannte Hohepriesterin der Theosophie ist Mrs. Annie Besant. Sie ist jetzt gleichsam die transszendentale Souveränin beider Hemisphären und wird überall als solche gefeiert. Mrs. Besant behauptet, die Seele der Blavatsky sei nach ihrem Tode in den Körper eines jungen Brahminen übergegangen, der bestimmt sei, ein großer Lehrer der Menschheit zu werden. . . . Richtig, ich vergesse jenen Papagei. H. P. B. war also in einem früheren Stadium Papagei. Ich sprach darüber einmal mit einem der Sekretäre der Londoner Theosophischen Gesellschaft. Der erwiderte mir: „Sie verstehen das nicht. Gerade in dem Augenblicke, wo H. P. B. scheinbar diesen Mann zum besten hatte, hat sie, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, einen tiefen Einfluß auf seine geistige Entwicklung gewonnen, und ich bin überzeugt, daß er seit dem Moment eine höhere Form des Lebens lebt.“ Der Herr, der mir das sagte, ist überhaupt tief drin in Anschauungen, die nicht für aller Augen sind. Ich traf ihn einmal in Hallstatt. Er unterhielt sich damit, daß er den Fischen im See Brotstücke zuwarf. Wir plauderten dabei. Da fragte er mich auf einmal: „Was glauben Sie, was geschähe, wenn man einen von diesen Fischen zwicken würde?“ — „Er würde es spüren,“ sagte ich. — Er zuckte die Achseln: „Sie sind

kein Esoteriker. Nicht der Fisch würde es spüren, sondern die Fischheit, . . . um es platonisch zu sagen, die Ichthyokotté, die Fishhood, — denn bei so niedrig organisierten Wesen spürt nicht das Individuum, sondern bloß die Gattung.“

Ja, sehen Sie, das ist eine Art von absolut Gläubigen, von Durchdrungenen in unserer skeptischen Zeit. Es giebt jetzt mehr Buddhisten, als Sie sich träumen lassen. Sie kennen ja meinen Freund K., den hervorragenden Techniker und Fabriksleiter zu H., der so lange um den Erdball herum war. Vor Jahren hatte er einmal wegen einer unaufschiebbaren Patentsache nach London zu reisen. Er war mit seinem Geschäftsteilhaber. In Calais angelangt, hören sie, daß kein Dampfer abgehen werde, weil der Sturm zu stark sei. Allein sie müssen abends in London sein. Mein Freund thut alles mögliche, um den Kapitän zur Abfahrt zu bewegen. Andere Passagiere sind natürlich nicht vorhanden. Der Kapitän sträubt sich lange, aber er wird schließlich bei seiner „Courage“ und dergleichen gefaßt und willigt ein, „auf die Verantwortung der Herren“. Sie stechen in See. Es ist schauderhaft. Das Schiff scheint verloren. Mein Freund sitzt mit seinem Gefährten in der Kabine auf dem Fußboden, halb im Wasser, die Gegenstände fliegen ihnen um die Köpfe. Es hat den Anschein, daß man in den nächsten Augenblicken zu Grunde gehen werde. Er ist ein alter Ozeanfahrer und kennt das. Sie schweigen beide. Nur einmal öffnet mein Freund die Lippen und sagt halb ärgerlich, halb resigniert: „Wieder ein Karma verpaßt.“ Karma heißen, wie Sie wissen, bei

den Buddhisten die Umwandlungen, in denen der Mensch sein Leben durch die Jahrtausende lebt, um sich immer vollkommener auszuleben.

Genug davon. Ich blieb damals mehrere Tage mit H. P. B. Während eines meiner Besuche erhielt sie einen merkwürdigen Brief von Skinner in New-York. Ein ganzes Packet von ellenlangen Zetteln, Fahnen, eng beschrieben, voll Zeichnungen und Ziffern. Der Inhalt war sehr bunt und hoch.

Doch es hat kein Ende. Im Umkreise von H. P. B. schwirte die Luft von Unerhörtem und Unvermutetem. Sie war ein Magnet, der aus den Leuten ihre Urgefühle herauszog. Das Glaubenskönnen vor allem. Sie that mit ihnen, was sie wollte. Sie war eine Zauberin.



Mythische Erlebnisse.

So, sagte Freund Fritz, das wäre H. P. B. gewesen, deren Name unter meinem charter (Diplom) steht. Aber auch der andere Name darunter ist interessant. Colonel Henry Steele Dcott. Ein Amerikaner, Oberst aus dem großen Bürgerkriege. Nahm seinen Abschied, ging nach Indien. Dort lernte er die Blavatsky kennen, die sein enormes agitatorisches Temperament sofort erkannte. Ein Mann, geeignet, jede beliebige neue Idee, und wäre sie noch so toll oder noch so gewöhnlich, mit größtem Eklat durch die Welt zu jagen. „He is an idiotized baby“ (er ist ein idiotisiertes Kind) sagte man von ihm. Seine Freunde nannten ihn gelegentlich den „theosophischen Barnum“. Als H. P. B. in Indien ankam, arrangierte er in Madras einen Festzug, dem ausgestopfte Elefanten vorausgeführt wurden. Der Zug machte riesiges Aufsehen, besonders unter der farbigen Bevölkerung, die massenhaft zusammenströmte. Dabei wurden Reden gehalten, die eigens auf farbige Ohren gestimmt waren. Er brachte damals zu stande, was seit

Jahrhunderten nicht möglich gewesen, daß Jnder aller Kasten, Brahminen und Buddhisten, Parsis und Mohamedaner, sich in einem Saale zur Beratung versammelten. Denken Sie, Brahminen, die nur mit ihresgleichen zusammen atmen wollen und deren Händedruck innerhalb ihrer Kaste bleiben muß! Ich lernte Colonel McCott in London kennen, bei einem Jahresfest der Theosophischen Gesellschaft. Er sieht wirklich nach dem aus, was er ist. Ein stattlicher Herr mit dichtem, weißem Haar und riesigem Vollbart, dessen Weiß einen Stich ins Bernsteinengelbe hat, über die ganze Brust herab. Trotz der goldenen Brille merkt man, daß er auf einem Auge schielt. Er raucht immerzu seinen kurzen englischen Stummel mit sehr starkem Tabak. Außer Hause sieht man ihn nie anders, als in einem ganz lichten Cheviot-Anzug oder im Frack. An seiner Uhrkette hängt ein auffallendes Juwel mit Inschrift, ein Geschenk des Mahatma Kutmü. Im Abendanzug ist er unwiderstehlich, eine große Salonfigur im Premierministerformat, Aplomb durch und durch. Im Hause freilich trägt er einen schmutzigen indischen Anzug, Pijama genannt, und ein schwarzseidenes Käppchen. Er ist ein vorzüglicher Stegreiffprecher, überhaupt der Typus eines Menschen, der für Propagandasachen geboren ist. Seine Schriften waren mir natürlich geläufig, besonders die Hauptwerke: „People from the other world“ (Leute aus der andern Welt) und „Religion, science and theosophy“ (Religion, Wissenschaft und Theosophie).

Bei jenem Jahresfeste war auch Mr. Judge anwesend, damals der theosophische Obergott von Amerika. Sie wissen,

er ist bereits tot und sieht das jenseitige Licht. Mr. William D. Judge war der intimste Freund eines der größten Ornithologen unserer Zeit, Mr. Coues in Washington, der gleichfalls Theosoph ist. Er war der typische New-Yorker Frisshman, mit brennrotem Vollbart, ganz als Yankee gekleidet, im chequered suit (gewürfelten Anzug), die kurze Holzpfeife im linken Mundwinkel. Er und Orcott natürlich beide Vegetarier. Wir drei wurden sehr gemütlich mit einander, als wir am Abend jenes anniversary (Jahresfestes) zusammen höchst weltlich nach dem Crystal Palace fuhren, wo ein großartiges Feuerwerk stattfinden sollte. Mrs. Annie Besant, die Thronfolgerin von H. P. B., begleitete uns persönlich nach der Victoria Station. Dabei machte sie mich aufmerksam, daß im Krystallpalast ein Gedränge sein werde, wie ich es nie zuvor erlebt, und natürlich jeder zehnte Mensch ein Pickpocket, so daß es Wahnsinn wäre, irgend etwas einer Werlsache Ähnliches bei mir zu haben. Sofort übergab ich ihr Uhr, Briestasche, Börse, zwei Ringe, und sie nahm diese Schätze zur Verwahrung nach den headquarters (Hauptquartier) mit. Sie versicherte mir, daß ich von allen diesen Gegenständen nach Schluß des Feuerwerkes nichts mehr besessen haben würde. Meine Gefährten hatten schon früher alles abgelegt, bis auf etliche Shillings für Fahrt und Eintritt. „Ein Taschentuch und zehn Shillings können Sie allenfalls mitnehmen,“ sagte mir meine Vorsehung. Mit Colonel Orcott fuhr ich übrigens viel in London herum, kreuz und quer, halbe Tage lang, bald auf Untergrundlinien, bald auf haushohen Omnibus-

dächern. Dieser Yankee kannte sich an der Themse ganz großartig aus. Ein Jahr später traf ich ihn dort wieder.

Doch ich vergesse jenes public meeting. Es fand in Princes' Hall, Baker Street, statt und war ungeheuer interessant. Den Vorsitz führte das sogenannte executive committee der Theosophischen Gesellschaft. Es saß in langer Reihe auf einer hohen Bühne; lauter höchst merkwürdige, zum Teil bedeutende Menschen. In der Mitte saß Mrs. Annie Besant; H. P. B. war schon tot. Wie eine Hohepriesterin, die auf dem „Wollsaß“ des englischen Unterhauses saße. Zu ihrer Linken saß Colonel Dcott, neben ihm Gräfin Wachtmeister, neben dieser ich, als Präsident der Vienna branch, dann weiter Mr. Herbert Burrows, der berühmte sozialdemokratische Führer. Er ist ein Schotte mit rotblondem Schnurrbart und langem, zurückgekämmtem Haar. Er trug einen braunen Sammtrock und darüber den weißen Hemdkragen breit herausgeschlagen, dazu eine feuerrote Krawatte durch einen Goldring gesteckt. Er ist das Ideal eines Volkredners; große Aktion mit beiden Händen, Donnerstimme über Tausende von Köpfen weg u. s. w. Sein gerader Gegensatz war der Erbgraf zu Leiningen-Billigheim, der zur Rechten der Mrs. Besant saß, ein Muster von aristokratischer Feinheit. Dann saß da Mr. Zander, der seither als Erfinder der Mechano-therapie zu Weltruhm gelangt ist. Dann Don José Kixré aus Madrid, dann zwei Delegierte aus Paris, ein Herr und eine ältere Dame, ein Delegierter aus Holland, dann Mr. William D. Judge aus New-York, dann Mr. Sinnett,

einst Redakteur in Simla und Anreger der Blavatzky, samt Gattin. Sie alle saßen auf dem Podium, und sprachen auch alle, in verschiedenen Sprachen, Graf Leiningen im vollendetsten Diplomaten-Französisch. Die Eröffnungsrede hielt Colonel Dcott, die Schlußrede Mrs. Besant, meisterhaft beide, obwohl himmelweit verschieden.

Während dieser feierlichen Reden kam es übrigens zu einer hochkomischen Episode. Das Publikum war natürlich auch sehr festlich gestimmt. In den ersten Reihen sah man nichts als evening dress. Nur ein Herr in der ersten Reihe trug einen ganz gewöhnlichen Anzug, ja nicht einmal, denn er sah schon arbeitermäßig aus. Er wurde auch vom Publikum, wie von der Estrade aus nicht wenig gemustert. Als nun Dcott zum zweitenmale sprach, griff dieser Mann unerwartet ein. Dcott behandelte in seiner schwungvollen Weise die religiösen Verhältnisse im Orient, insbesondere Indien. In großer Ausführlichkeit erörterte er alle indischen Sekten und deren Schattierungen, nicht ohne erst selbstbewußt erklärt zu haben: „Verehrte Anwesende, nachdem ich zehn Jahre meines Lebens unter Brahminen, Hindu, Buddhisten, Parsis, Jainas, Sikhs, Mohamedanern u. s. w. zugebracht habe, glaube ich berufen zu sein, über diese Religionen und Völker ein maßgebendes Urteil abzugeben.“ Aber als er mit seiner Rede fertig war, erhob sich jener mehr als fracklose Fremdling und sagte trocken: „Mr. chairman (Herr Vorsitzender), darf ich mir eine Frage erlauben?“ Aller Augen wendeten sich ihm zu und verschiedene Mienen werden auffallend streng. Man glaubt, er wünsche irgend

eine nähere Auskunft. Er aber fährt ebenso trocken fort: „Mein Name ist Ballantyne.“ Eine rauschende Bewegung des Aufsehens geht durch die ganze Versammlung, selbst auf der Estrade werden alle Kneifer aufgesetzt. Das ist nämlich gerade so, als stünde in einer Versammlung von Physikern ein Unbekannter auf und sagte: „Mein Name ist Helmholtz“. Mr. Ballantyne aber fuhr ruhig fort: „Wie kommt es, daß, während ich selbst den größten Teil meines Lebens, gegen 50 Jahre, mich ausschließlich mit der südlichen Kirche des Buddhismus beschäftigt habe und mich trotzdem nur als einen schwachen Anfänger in diesem Wissen fühle, Colonel Dcott, der nur zehn Jahre seines Lebens auf das Studium aller der genannten Religionen verwendet hat, sich ein maßgebendes Urteil über alle zuschreibt?“ Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Es war ein peinlicher Augenblick, eine gründliche Verlegenheitspause durch den ganzen Saal hin. Aber sie dauerte nur einen Augenblick, denn plötzlich erhob sich irgendwo ganz hinten ein unverfälschter Cockney und rief jovial: „Brains, Sir!“ (Hirn, Sir!) Ein brüllendes Gelächter, das die Wände erschütterte, war die Antwort. Die ernstesten Theosophen hielten sich die Seiten, selbst das hochmögende Podium lachte aus vollem Halse.

Außerordentlich ist der Eindruck, den Mrs. Annie Besant macht. Da haben Sie eine Photographie von ihr. Als ich jenes Meeting verließ, standen auf der Treppe und vor dem Hause Leute, die ihr Bild verkauften. „Mrs. Besant, one Bob!“ (Mrs. Besant, ein Shilling!) Sie

ist eine refined lady (feine Dame), wie sie im Buche steht. Mehr als mittelgroß, etwas stark, graues Haar mit silbernen Strähnen, gerötetes Gesicht, graublau Augen, die einen ruhig und offen ansehen. Ein Blick, daß man sofort weiß: die hat noch nie gelogen. Mit ihrer wunderbaren silberhellen Stimme spricht sie das schönste Englisch sämtlicher Hemisphären; in der That ein mehr als akademisches Englisch, geisterhaft schön. Niemals wird sie besonders laut, und dennoch versteht man sie weithin. Niemals hat sie eine unschöne Geberde, obwohl sie stets mit Leidenschaft und Begeisterung spricht. Ihre Reden sind unvergleichlich, selbst gedruckt; in der „Times“ las ich eine, die drei Spalten lang war. Sie ist das Haupt der sogenannten esoteric section, die von H. P. B. unmittelbar vor ihrem Tode eingesetzt wurde; also Vollstreckerin ihres theosophischen Testaments. In diese section, die den innermost circle (innersten Kreis) der Theosophischen Gesellschaft darstellt, werden nur altbewährte Mitglieder berufen. Sie haben vorher ein pledge (Gelöbniß) zu unterzeichnen, worin sie sich zu einem asketischen Leben, strengstem Vegetarismus, absoluter Wahrung der Geheimnisse und anderen schweren Dingen verpflichten. Der Zweck der section ist, im Gegensatz zu der übrigen (theoretischen) Schulung, die unmittelbare praktische Schulung nach der indischen Geheimlehre. Mrs. Besant reist unausgesetzt auf der Erdkugel herum und ihre Reisen sind rednerische Triumphzüge. Da haben Sie eine Nummer des „Metropolitan Magazine“, die über eine solche Rundreise in der Union berichtet. Porträts

dabei: Mrs. Annie Besant in weißen, weitsaltigen, toga-
ähnlichen Gewandungen an ihrem Schreibtisch sitzend, dann
mit der Korrektur eines ihrer Artikel beschäftigt, dann mit
Gräfin Wachtmeister, ihrer Begleiterin auf der Tour. Und
dabei hat sie gar kein Vermögen. Was sie nicht alles
durchgemacht hat, innerlich und äußerlich. Sie war die
Mittkämpferin Bradlaugh's, der keinen Eid schwören wollte,
die Ehe bekämpfte u. s. w. Sie war unerschütterlich,
wie er, und stand neben ihm in den schwersten Schlachten.
Sie war strenge Katholikin, dann Materialistin u. s. f.
Ihr Mann aber war protestantischer Vikar und ließ sich
von ihr scheiden, wegen ihres kühnen öffentlichen Auftretens.
Man nahm ihr sogar ihre Kinder weg, weil eine Frau
von solchen Grundsätzen — Malthusianismus u. dgl. —
nicht fähig sei, Kinder zu erziehen. Aber alle Kinder
kehrten, sobald sie vierundzwanzig Jahre alt waren, frei-
willig zu ihr zurück. Ihre älteste Tochter Mabel kenne
ich, eine hochgewachsene rotblonde Dame, stolz, wortkarg,
spröde. Jetzt ist sie in Australien glücklich verheiratet.

Mrs. Besant selbst hat ihren inneren Lebenslauf
folgendermaßen geschildert. „Ich dachte und las immer
viel, und als ich etwa fünfundzwanzig Jahre alt war,
fand ich, daß ich auf meiner Suche nach Wahrheit weit
über die Orthodoxie der englischen Kirche hinausgegangen
war. Ich war der Reihe nach Agnostikerin (wie sich Dar-
win an seinem Lebensabend bekannte), Materialistin, Spiri-
tualistin, Pantheistin. Im Spiritualismus namentlich
machte ich Experimente, die nichts weniger als weise waren.

Da kam eines Tages mein Freund, Mr. W. J. Stead zu mir (der nämliche, der jetzt im Interesse des Weltfriedens beim Czaren war) und brachte mir ein Buch. Es war „The secret doctrine“, das die Blavatsky aus Tibet gebracht. Diese Lehren waren mir eine Offenbarung des Lichtes. Indem ich sie las, ordneten sich alle meine verworrenen, steuerlosen Gedanken und Theorien, die sich Jahre hindurch aufgehäuft hatten, und ich war eine Theosophin.“ Das sind ihre eigenen Worte. Sie glaubte übrigens stets, daß die Welt jetzt am Ende des „Kali Yug“ sei, d. h. eines finsternen Zeitalters, das mit dem Jahre 1897 enden werde. Der „Kali Yug“ ist eine Periode von fünftausend Jahren, während deren die Menschheit stufenweise dem Materialismus zutrieb. Es war ein Zeitraum voll physischen Unglücks: Überschwemmungen, Hungersnot und Pestilenz, Strikes, Krieg. Die Theosophie sei der Sauerteig, der die Menschheit wieder dem Geistigen zuhebe. Wenn Mrs. Besant mit ihrer fremdartigen, einförmigen Stimme ihre Gedanken vorträgt, übt sie eine merkwürdige Gewalt aus. Sie hat Tausende wiedergewonnen nach der großen theosophischen Revolution, welche Mr. W. D. Judge im Jahre 1895 angestiftet hatte. Durch ihn hatte die amerikanische section der Internationalen Theosophischen Gesellschaft, welche 1875 durch die Blavatsky und Colonel Olcott gegründet worden, von ihren hundert branches (Zweigen) alle bis auf fünfzehn verloren. Jetzt kehren die verirrtten Schafe reinig zurück.

Allerdings ist Mr. Judge tot. Ich habe ihn bereits

geschildert. Jedenfalls war er ein sehr besonderer Mensch, der sehr besondere Dinge wußte und konnte. Ich lernte ihn in London bei einer seiner Sitzungen kennen, die er auf originelle Weise leitete. Der Saal war, wie ein ägyptischer Tempel, mit lauter Hieroglyphen bemalt, die von einem Egyptologen sinngemäß zusammengestellt waren. Dieser Gentleman erschien auch persönlich und erklärte die geheimen Zeichen von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Sinne, nach der ägyptischen Geheimlehre. Der Saal war gepreßt voll mit Leuten von allen Farben und Sprachen. Das Bienensummen der angeregten Menschen wich bei jeder Vorführung oder Erörterung einer toten Stille. Damals war der chinesische Zauberspiegel noch ziemlich unbekannt und mit dem allein versetzte er die Leute schon in Wunderstimmung. Sie wissen ja, wie das ist. Er nahm eine bronzene Scheibe von einem Fuß Durchmesser, die auf einer Seite als Spiegel blank poliert war. Er hängte sie an zwei Seidenschnüren auf und schlug mit einem Schlägel daran, wie an ein Tamtam. Lautloses Schweigen im ganzen Raume. Nun nahm er den Spiegel, ließ das Licht der Lampe darauffallen und projizierte diesen Lichtschein an die Wand. Was erschien nun an der Wand, zum maßlosen Erstaunen der Anwesenden? Große chinesische Schriftzüge, obgleich am Spiegel keine Spur einer Gravierung zu sehen war. Dann wandte er den Spiegel um und zeigte dessen schwarze Rückseite, an der sich in aufgegoffenem Relief genau die an der Wand gesehene Schriftzüge zeigten. Damals erschien dies als ein Rätsel

obgleich das Phänomen doch nur durch den Schliff des Spiegels zustande kommt. Er knüpfte daran Betrachtungen, wie im fernsten Osten noch mancherlei Dinge vorhanden wären, von denen der Europäer sich nichts träumen lasse. Schon diese optischen Erscheinungen wären für unsere Physiker erstaunlich, wie erst die dortigen Religionen für unsere Theologen! Und im Handumdrehen war er mitten in der Yoga-Philosophie des Patandjali, so und so viele Jahre vor Christus, und bei den geheimnisvollen Zentrifika-Büchern u. s. f.

Sie glauben gar nicht, welch ein Riesenpublikum diese Dinge haben. Im Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft hatte ich oft genug Gelegenheit, es zu bemerken. Das ist in Avenue Road, Nr. 17 und 19; nördlich von Regent's Park. Es sind zwei Häuser mit Portikus und Freitreppe, alles mit gelber Delfarbe gestrichen. Jedes Haus steht in einem umgitterten Garten und hinten ist ein großer Garten mit einem weißen Zelt, in dem sich oft Gesellschaften zu vegetarischen Dinners zusammenfinden. In den Häusern giebt es manches Merkwürdige. Das Reliquenzimmer der Madame Blavatsky habe ich schon neulich erwähnt. Die Bibliothek ist prachtvoll. Dann der Wintergarten mit Palmen und Springbrunnen, die Wände blau mit Hieroglyphen, ein Raum voll Poesie. Im ersten Stock sind Wohnungen für Funktionäre und mehrere Fremdenzimmer; es kommen ja so viele hervorragende Gäste, auch überseeische. An das zweite Haus schließt sich die Lecturing-hall (Vortragsaal). Sie hat Oberlicht, die

Wände tragen Hieroglyphen und die Symbole der Theosophischen Gesellschaft, deren Bedeutung nur Eingeweihte kennen. Auf der Vortragsbühne steht ein Klavier. Jeden Samstag ist es da so voll von Zuhörern, daß sie bis in den Garten hinaus stehen. Ich habe in den headquarters manches Unvergeßliche erlebt. Zum Beispiel das erste anniversary der neugegründeten European section, im Jahre 1891. Es war ein großes Festessen, natürlich vegetarisch. Alle die jungen, oft wunderschönen Ladies, auch aus Amerika und Australien, standen in der Küche mit vorgebundenen Schürzen und kochten höchst eigenhändig. Die Herren handlangerten dabei mit Begeisterung. Ein junger Gelehrter aus Sydney schälte eifrig Kartoffeln und führte zugleich mit einer jungen Hochblondine vom Kap, die einen Fisch dressierte, ein Gespräch über den Unterschied zwischen dem Avaloketiswara, dem „in die Welt herabgestiegenen Herrn“, und dem Adhi-Buddha, der höchsten Verkörperung des Buddha. Eine reizende Bostonerin rührte in einem Napf etwas sehr Gelbes, während sie einem älteren Professor „der Divinität“ aus Edinburgh, der mit unerhörter Gründlichkeit Rüben schabte, ihre tiefbrünetten Ansichten über das Verhältnis von Arnpal loka, der „Welt der Gestaltenlosigkeit“, zu Nirwana, das heißt der höchsten Seligkeit auseinandersetzte.

In dieser sibyllinischen Küche machte ich eine der wertvollsten Bekanntschaften meines Lebens. Neben mir stand eine Dame in mittleren Jahren, mit großer blauer Schürze, und pugte mit würdiger Flinkheit Salat. Wir gerieten in

ein Gespräch, indem sie mir gute Ratschläge in Bezug auf eine von mir malträtirte Ananas gab. Durch eine, uns wenigstens, ganz ungezwungene Ideenverbindung gelangten wir alsbald auf die Beziehung der sieben Rishis zu den sieben Sternen des Großen Bären. Sie wissen, ein Rishi ist ein Weiser, der an Heiligkeit und Wissen schon so transszendent ist, daß er längst alles Irdische hinter sich gelassen hat. Das Gespräch wurde für beide Teile interessant und die Dame lud mich ein, sie zu besuchen. Es war Mrs. Hunt. So oft ich ihren Namen ausspreche, ist es in einem Gefühl der Ehrfurcht und Sohnesliebe. Sie ist eine höchst ungewöhnliche Frau. Eine kleine Dame mit pechschwarzem Haar, frischem, englischem Gesicht und lebhaften dunklen Augen. Sie ist das Bornehmste, was ich mir denken kann. Wenn sie spricht, fast unhörbar leise, geht ein eigener subtiler Geist durch das Gemach. Sie ist eine Verwandte, ich glaube Nichte, des großen englischen Landschaftsmalers Turner. Sie lebt in einer großartigen Behausung in der Nähe von Holland Park. Die Besizung heißt „The Hawthorns“ (die Hagedornbüsche) und ist eine vollkommene altenglische Idylle. In einem großen Park, dessen englisches Idealgras weite Rasenflächen bildet, steht ein uraltes Haus, mit eingeborenen roten Ziegeln gedeckt, dick mit tiefgrünem Epheu bewachsen. Die Fee des Gartens ist sie selbst. In ein weites Hausgewand gehüllt schwebt sie über die grünen Flächen und besprizt eigenhändig ihr Gras, bis die lawns wie grüne Seidenplüschschimmern. Sie kennt jede Pflanze in diesem Bezirk und puht mit Staubtuch und

Bürste jedes Blatt. Man schreitet einen langen Glasgang hinan, der durch den Garten zur Hausthüre führt, und zieht die Schelle. Ein galonierter Lakai öffnet, und man ist in einer besonderen Welt. Ihr Salon z. B. ist eine japanische Landschaft. Aus einer Steingrotte springt ein Quell, fällt als fußhohe Kaskade zwischen kuriosen Steinen und Muscheln herab und läuft dann als Bächlein durch das ganze drawing-room. Selbst ein Brücklein aus japanischem Bambus ist darüber gespannt und abends mit elektrischen Lämpchen gar hübsch beleuchtet. Alte gelbe Brokatmöbel stehen an feinen Ufern. Auch das Bücherzimmer ist kein alltägliches. Und so fort das ganze Haus. Mrs. Hunt liebt es, bei großen Dinners die Häupter der Theosophie zu versammeln. Diese Gastessen haben ihre besonderen Züge, schon weil die Hausfrau auf ihre Gäste eine unglaublich detaillirte Rücksicht nimmt. Sie sagte mir zum Beispiel: „Ich lasse nie eine dicke Suppe kochen, weil mein Bruder einen starken Schnurrbart trägt. Ein Gentleman mit starkem Schnurrbart nimmt nie eine dicke Suppe. Nun weiß ich aber nie, ob er kommen wird oder nicht, und so lasse ich auf jeden Fall keine kochen.“ Er ist — nebenbei gesagt — Ehrenmitglied des Wiener Jockeyklubs und noch anderer auch.

Ja, sie ist das Musterbild einer vornehmen Engländerin. Eine Göttin der Korrektheit. Ich speiste jeden Sonntag bei ihr und sie wollte mir wohl. Sie hat mich auch nicht wenig erzogen, denn ich hatte sie eigens darum gebeten. Aber auf welche diskrete, für andere unmerkliche Weise

that sie das! Sie pflegte einen voll anzuschauen, aber in dem Augenblick, wo man etwas Ungehöriges that, sah sie fünf Zoll weit neben einem vorbei. Das hatte ich bald heraus und fragte sie dann gelegentlich, was ich wieder Ungeziemendes gethan hätte. In einem solchen Falle gab sie mir diese Antwort: „Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Ich bin ja in meinen Sitten nicht zu streng, aber meine Mutter, die ist die Korrektheit selbst. Die hatte einen Hausarzt, einen der berühmtesten von London. Sie verehrte ihn nicht wenig und war ihm auch dankbar, aber trotzdem war sie gezwungen ihn aufzugeben, weil er die Gewohnheit hatte, während des Gesprächs mit gekreuzten Beinen zu sitzen.“ In diesem Augenblick bemerkte ich, daß auch ich so saß, und versprach ihr, wie ein gutes Kind, „es nie wieder zu thun“. Übrigens weiß sie sich derartige Störungen scharfsinnig vom Leibe zu halten. Sie fährt z. B. auf den Londoner Eisenbahnen nur zweiter Klasse, denn sie sagt: „Herren fahren fast nie zweiter Klasse, da die besseren die erste, die geringeren die dritte Klasse benützen.“ So ist sie vor unwillkommenem Beobachtungsmaterial nach Möglichkeit geschützt. Merkwürdig ist auch, daß sie, obgleich ihre Gedanken so ins Transszendentale gehen, durch und durch englische Patriotin ist. Eine phantastische Patriotin, möchte ich sagen. Sie besaß z. B. eine kostbare Sammlung von Turner'schen Gemälden, aber sie schenkte sie dem Staate, da nur die Nation ein Recht habe, diesen Schatz zu besitzen.

Ein Sonntag in den „Hawthorns“ war stets ein Fest

eigener Art. Nachmittags fand sich im Garten eine große Gesellschaft ein; Herren jeden Alters und eine ganze Horde schöner junger Mädchen. Sie setzten sich im Kreise auf Sessel und in ihre Mitte trat ein hochgewachsener alter Herr, mit englischem Teint, Haar und Bart schneeweiß, der Rücken etwas gebeugt von der Jahre Last, und hielt ihnen einen Vortrag. Es war Captain Maitland, der in Gemeinschaft mit einer gelehrten Dame, Mrs. Dr. Anna Kingsford, eine Reihe tiefsinniger Erklärungen zu theosophischen Thatsachen des klassischen Altertums geschrieben hat. Er spricht über Plato und die Neuplatoniker, Olympiodor und Marsilius Ficinus, die eleusinischen Mysterien und dergleichen unebene Sachen . . . und alle die jungen Schönheiten und Gentlemen jeden Alters aus den verschiedensten Berufskreisen lauschen . . . lauschen. Und wenn er geendet hat, geht der Meinungsaustrausch über das Gehörte an, von schönsten und weniger schönen Lippen, . . . die Vögel auf den Zweigen der wohlgebürsteten Bäume hören zu. Es ist, als wäre man gar nicht am Ende dieses technologischen Jahrhunderts in jener Fünfeinhalbmillionenstadt. Man stellt Fragen an den lecturer und macht Einwendungen, . . . dabei geht der alte Butler herum, wie zur Zeit Oliver Cromwells, und schenkt süßen Capri ein, mit einer Feierlichkeit, als gösse ein hellenischer Priester den Göttern Opferspenden aus, . . . und auserlesene Dienerinnen, jede eine gebildete Dame und ein Charakter zugleich, bieten Thee und Sandwiches.

Abends bleibt alles zum Dinner. Es wird in dem Saale eingenommen, den jenes Bächlein durchströmt. Das Wasser rauscht, Vögel singen, das Brücklein und die Ufer des Baches erflimmern von elektrischen Feuerpunkten, mit denen sie eingesäumt sind. Wie lauter Johannismwürmchen glänzen sie zwischen all dem kuriosen Gestein dieser Salonlandschaft. Und welche Gesellschaft es ist, die da so fröhlich und doch bedeutsam zusammengestimmt tafelt. Ich lernte da Mr. Douglas Farwett kennen, den jungen Gelehrten und eleganten Weltreisenden, der in Deutschland deutsche Philosophie und in Indien indische Mystik studiert hat, . . . Sanskrit ist seine zweite Muttersprache. Er ist Stammgast bei Mrs. Hunt. Und Professor Johnston, den bedeutenden Sanskritisten, mit seiner wunderbaren Frau, einer Nichte von H. P. B. Sie ist jene Wjera Felichowſky, die Aufzeichnungen über das Leben ihrer berühmten Tante Helene Petrowna Blawatsky herausgegeben hat. Denken Sie sich, sie ist eine hohe, kraftvolle Cirkassierin mit dichtem, kupferrotem Haar und blauen Augen unter den längsten Wimpern, die ich kenne. Sie hat ein ungeheures Temperament, auch wenn sie ihre Artikel für russische Blätter schreibt. Ihr Mann war Jahre lang civil officer in Indien, vertrug aber das Klima nicht und kam nach London zurück. Jetzt ist er Professor des Sanskrit in Amerika. Beide sind natürlich strengste Vegetarier; ich glaube, sie leben nur von Bananen und Reis. Wjera Felichowſky ist ohne Zweifel eine der schönsten Frauen,

die es giebt . . . Richtig, auch Mr. Ellis Ashton war da, Herausgeber des Wagnerianischen Fachblattes: „The Meister.“ Er hat den „Tristan“ und „Parsifal“ glänzend übersetzt; seine Artikel über die Mystik in Richard Wagner's Werken erregten großes Aufsehen. Ich vergesse den General Gordon aus Indien, nebst Frau. Viele andere fallen mir nicht mehr ein. So geht das Dinner vorüber. Es folgt eine zwanglose Unterhaltung. Die Damen sitzen auf den Fauteuils oder kauern auf Teppichen, die Herren rauchen indische Zigaretten . . . Schließlich bringen die Herren die Damen hübsch nach Hause. Sie werden gestehen, daß ein solcher Sonntag, wenn er auch der herkömmlichen Schablone nicht entsprechen sollte, seine eigene ausgesprochene Sabbathstimmung hat.



Ein mystisches Haus.

Wenn man über moderne Theosophie spricht, begann Freund Fritz, so muß man die Augen eigentlich zuerst nach Elberfeld lenken. Frankreich und England waren noch lange blind, auch Amerika, als man in Elberfeld schon zu sehen begann. Zu sehen, das heißt natürlich zu ahnen, zu tasten, zu brüten und zu raten. Das Haus des dortigen amerikanischen Konsuls war das erste große theosophische Zentrum. Der Konsul hieß Kommerzienrat Gustav Gebhard. Er lebt jetzt in Berlin, wo er Direktor einer großen Bank und überhaupt Finanzgröße ist. Es war ein ganz außerordentliches Haus, in jeder Hinsicht. Auch in gesellschaftlicher. Der Stil war der eines feinen Westend-Hauses in London, aber die Atmosphäre hatte einen übergeistigen, mystischen Einschlag von benebelndem Reiz. Mr. Coues, der berühmte Ornithologe in Washington, ein hervorragender Mystiker, sagte: „Wenn der butler (Hauschefmeister) im Hause Gebhard meldet, daß das Dinner bereit sei, thut er dies

in einem Tone, als melde er den Sturz einer Dynastie.“ Die Seele des Hauses war natürlich die Hausfrau. Sie ist vor einigen Jahren an einem Schlaganfall gestorben und ich habe sie beweint. Eine Dame, an die ich nicht anders denken kann, als in der tiefsten Verehrung und Dankbarkeit. In meinem Herzen steht sie neben meiner Mutter. Mrs. Gebhard war eine geborene D'Estrange, aus altirischem Adelsgeschlecht. Als Mädchen war sie jahrelang in Paris, wo sie zum Kreise des berühmten Mystikers und Kabbalisten Eliphas Lévy gehörte. Eigentlich hieß er Louis Constant und war einst Jesuitenprieester gewesen. Seine „Dogmes et rituels de la haute magie“ sind in Bulwer's „Zanoni“ wiederholt zitiert. Mlle. D'Estrange wurde seine Schülerin. Hundert Francs zahlte sie ihm für die Stunde. Sie besaß ganze Pakete von Notizen und Original-Ausschreibungen des Eliphas Lévy, die sie in einem eigenen Gemach ihres Hauses, dem occult room (Geheimzimmer) aufbewahrte und später in englischer Uebersetzung als „Unpublished writings of Eliphas Lévy“ in Madras drucken ließ. Nach dem Tode Eliphas Lévy's wurde sie übrigens Schülerin des Marquis Saint-Yves d'Alveydre, Verfassers der bekannten Bücher: „La mission des Juifs“, „La mission des rois“ und „La mission des ouvriers“. Ihren Mann hatte sie in Canada kennen gelernt, am Lake Superior. Sie war der Typus einer feinen englischen Lady. Ihr graugemischtes Haar umschloß die klarste Stirne und ein Gesicht, das den Ausdruck unerschöpflichen Wohlwollens

hatte. Sie sprach für gewöhnlich ein Gemisch von Englisch, Französisch und dem gemüthlichen Frankfurter Deutsch. Sie war die intimste Freundin der Gräfin Wachtmeister, Gemahlin des schwedischen Gesandten in London, einer der Hauptfiguren in der theosophischen Bewegung . . . Sie fragen nach jenem Geheimzimmer? Nun, das occult room befand sich im ersten Stock und war eigentlich ein prachtvolles Bibliothekzimmer, ausgestattet mit den seltensten Teppichen und indischen Sachen, die der eine Sohn des Hauses von seiner indischen Reise heimgebracht hatte. In diesem feierlichen Raume herrschte stets ein gedämpftes Licht, alles war auf das Geheimniß gestimmt oder stimmte sich vielmehr von selbst so. Zutritt hatten dort nur die Vertrauesten des Kreises. In diesem Zimmer befanden sich auch die Sterntafeln, Ephemeriden u. s. f. des einen Sohnes, der einer der größten Astrologen der Gegenwart ist. Das Forschen über alle möglichen Geheimlehren wurde in diesem Hause mit der Muttermilch eingesogen. Der jüngste Sohn z. B. war unter anderem einer der genialsten Taschenspieler, die mir je vorgekommen. Sie wissen, Taschenspieler und Okkultisten haben sich stets sehr für einander interessirt. Beide haben gewisse Berührungspunkte, scheinbare oder wirkliche, wer weiß es? an der Grenze des Unbegreiflichen. Beide steigen immer in eine Art vierter Dimension hinein, die einen für die äußeren, die anderen für die inneren Sinne. Der jüngste Gebhard studierte die Taschenspielerlei hauptsächlich, um über etwaigen Schwindel in dieser schwer

kontrollierbaren Sphäre ins klare zu kommen. Ihm konnte keiner mehr ein X für ein U machen. Er machte auch alle Kunststücke der Spiritisten virtuos nach. Sich mit Stricken gefesselt in einen Kasten sperren lassen und entfesselt herauszukommen, womit die Brüder Davenport einst so viel Aufsehen machten, war ihm Kinderspiel. Er war auch in Indien, um dort die Zaubertricks der Fakire zu erlernen. Um einen neuen Trick kennen zu lernen, scheute er eine weite Reise nicht. Er zahlte einem Prestidigitateur ohne weiters tausend Francs für einen neuen Kunstgriff. Allerdings sind diese Leute auch für vieles Geld nicht mittheilbar und verkaufen so ein Geschäftsgeheimnis nur an ihresgleichen. Man macht vor ihnen ganz unauffällig irgend ein ungewöhnliches Kunststück, das ein anderer gar nicht merkt, und sie werden firre. Darum hatte es auch ein besonderes Gewicht, wenn der junge Gebhard erklärte, daß das Blavatsky'sche Phänomen der astral bells (astralen Glocken), die nämlich durch den bloßen Willen der Madame Blavatsky zum Klingen gebracht wurden, von vornherein außerhalb der Sphäre der Taschenspielererei stehe. Solche Dinge zu beurteilen, war niemand zuständiger als er.

Ich habe im Laufe der Jahre wiederholt im Gebhard'schen Hause vorgesprochen und dort die merkwürdigsten Menschen kennen gelernt. Einmal waren wir vierzig Personen gleichzeitig zu Besuch, Logierbesuch, wie man in Deutschland sagt. Achtundzwanzig waren im Hause selbst untergebracht, die übrigen gegenüber bei einem

der Söhne. Es war eine förmliche theosophische Invasion aus aller Herren Ländern. Helena Petrowna Blavatsky, die mit Colonel Olcott die Theosophische Gesellschaft zu Adyar bei Madras begründet hat, wohnte Monate lang im Hause und arbeitete an ihrem Buche „Man, fragments of forgotten history“ (Der Mensch, Bruchstücke einer vergessenen Weltgeschichte), worin die mystische Prähistorik der Menschheit erklärt wird. Auch Miß Arundale, eine große, schöne Brünette, arbeitete dort an ihrem großen Werke über Reinkarnation. Ich sah dort die Countess Shaftesbury, eine Freundin der Königin von England; sie wurde als „royal blood“ behandelt. Und die Pracht-erscheinung der Wjera Felichowsky, einer Birkassierin mit kupferrotem Haar, Nichte der Madame Blavatsky, deren Leben sie beschrieben hat. Sie war damals noch unverheiratet, jetzt ist sie die Frau des amerikanischen Sanskrit-Professors Johnston. Auch Mrs. Dr. Anna Kingsford war dort, die Geisterseherin, die ihre Werke automatisch in mystischer Hypnose schrieb; „The perfect way“ (der vollkommene Weg), „Clothed with the sun“ (mit der Sonne bekleidet) u. s. f. Sie war eine äußerst elegante, aber sehr zarte Dame; bleiche Blondine mit sorgfältig gebranntem Kraushaar, übrigens in der Pariser Salpêtrière zum Doktor promoviert. Sie starb ein paar Jahre später an Schwindsucht, gilt aber noch jetzt als eine Leuchte der vegetarischen Litteratur, auch in England und Frankreich. In der „Thalysia“, dem Speiselokal der Wiener Vegetarier, hängt ihr Bildnis. Ferner sah ich

dort Gabriel May, den Mystiker der Münchener Malerschule, mit seiner Frau. Und den Afrikareisenden Dr. Wilhelm Hübbe-Schleiden aus Hamburg, der damals noch in München wohnte und seit 1885 die okkultistische Zeitschrift „Sphinx“ herausgibt. Und die Generalin Fadejew aus Moskau, eine Verwandte der Blavatsky; ihr ganzes Reisegepäck war eine kleine Handtasche, und auch die war größtenteils mit Zigaretten angefüllt. Natürlich war auch Colonel McCott da, der große theosophische Agitator, und der erwähnte Professor Coues aus Washington.

Mehr als alle interessierten mich aber zwei Original-Finder, Berühmtheiten der ganzen okkultistischen Welt. Sie hießen Mohan Mohinni Chatterjee und Babajee Dabagiri Nath. Hier haben Sie ihre Photographien, mit eigenhändigen Widmungen an mich. Und hier wieder eine Photographie, wo Madame Blavatsky zwischen Babajee und dem genialen Subba Rao aufgenommen ist. Dieser Subba Rao, der wie ein junger Rubinstein aussieht, war nie in Europa, aber jeder moderne Mystiker verehrt ihn. Aus seinem fabelhaften Gehirn dürfte wohl ein größeres Quantum Theosophie hervorgegangen sein, als aus irgend einem anderen, „S. P. B.“, das heißt die Blavatsky nicht ausgenommen. Er war ein Brahmine, der Sanskrit nicht bloß las, sondern fließend sprach. Als Kind war er ganz als Brahminenschüler erzogen worden, lernte aber dann die europäischen Wissenschaften. An der Universität Madras studierte er Jus und wurde

dann einer der meistbeschäftigten Advokaten dieser Stadt. Dabei kannte er die ägyptischen Hieroglyphen genau, war eine Autorität im Hebräischen, verstand Tibetaniſch, hatte ſich eifrig mit Spinoza beſchäftigt. In ſeinen Schriften waltet eine enorme Phantaſie, die in unglaubliche Höhen und Tiefen geht. Da haben Sie ſeine Abhandlung über die Beziehung der regelmäßigen Polyeder zu den Zodiakalbildern; ich war erſtaunt über das ungeheure Detailwiſſen in Stereometrie, das ſich darin kundgiebt. Er ſchrieb auch einen Kommentar zur Bhagavad-Gita, an deren Hand er die ganze indiſche Philoſophie erklärte; „Notes on the Bhagavad-Gita“ heißt das Werk.

Subba Rao war leider nicht bei Gebhard's. Aber auch die beiden anderen Inder waren höchſt merkwürdig. Babajee war noch ſehr jung, etwa neunzehn Jahre, aber ſchon ſehr gelehrt. Er galt als „Chela“, d. h. als einer jener Schüler der Geheimlehre, die ſich unter direkter Leitung der Mahatmas (Meiſter) befinden und mit ihnen verkehren. Ich bemerke nebenbei, daß im Gebhard'schen Salon die lebensgroßen Porträts der beiden Mahatmas dieſer Chela's, Kutumi und Morha, hingen; ſie waren von Hermann Schmiechen in London gemalt und nach Ausſage der Blavatsky ſehr ähnlich, obgleich er ſie nur in Viſion geſehen hatte. Babajee ſieht aus . . . ſtellen Sie ſich Friedrich Rückert in jungen Jahren vor. Das ſchwarze Haar in der Mitte geſcheitelt und Locken bis auf die Schultern hinab. Ein Anflug von Schnurrbart dazu. Aus dem dunkelbraunen Geſicht ſchauen zwei große

helle Augen heraus. Er trug einen jägerbraunen indischen Schafwollrock mit bunten Bordüren. Er war trotz seiner Jugend schon ein großer Bedantist (Bedenkener) und las außer Sanskrit geläufig Tamil. Geboren war er im Himalaya. Seine Mutter jagte ihn aus dem Hause, da bettelte er sich nach Madras durch und geriet dort in die Wellen der theosophischen Bewegung. Er schloß sich der Blavatsky an, die ihn nach Europa mitnahm. Sein persönliches Verhältnis zur Blavatsky war höchst merkwürdig. Sie war seine Herrin, Prophetin, Göttin. Er war sozusagen ihre Hausmagd, ihr Hund, denn er schlief wochenlang vor ihrer Thüre auf dem Fußboden. Wenn sie ihn rief, kam er demütig, die Arme auf der Brust gekreuzt, heran. Sie aber behandelte ihn unwirsch wie einen Sklaven.

Mohinni war jedenfalls bedeutender. Er stand auch schon in den Dreißigern, ein mittelgroßer Mann, der mich an die armenischen Priester erinnerte. Seine dünnen, langen, braunen Finger und die gelben Augen gaben ihm etwas Wachsfigurenhafes. Er trug einen dunkelbraunen Sammpelz, bis zu den Knien hinab, und einen weichen Filzhut. Er sprach vorzüglich Sanskrit und Hindustani und las Tamil; aber er sprach und schrieb auch ein glänzendes Englisch und las geläufig Latein und Griechisch. Wenn man ihm zuhörte, fiel besonders die dialektische Schärfe seiner Ausführungen auf. Goethe und Spinoza kannte er genau. Auch Richard Wagners Hauptwerke, besonders den „Ring des Nibelungen“ und

„Parſifal“. Ueber ſolche Dinge ſprach ich mit ihm weit mehr, als über die Bhagavad-Gita, deren berühmter Kenner er iſt und über die er bei Trübner in London ein großes Fachwerk herausgegeben hat. Die Geſichtspunkte, aus denen er da das mächtige religiöſe Lehrgedicht behandelt, ſind ebenſo neu als großartig. Es war merkwürdig, ihm zuzuhören. Zum Beiſpiel, wenn er die „Nibelungen“ erklärte und ſie mit der Trimurti (indiſchen Dreifaltigkeit) verglich. Er parallelisierte alles in dieſer Weiſe. Wotan ſchlafend in „Rheingold“, das ſei Brahma, der im Schlafe die Welt erzeuge. Wotan als Wanderer in „Siegfried“ und „Walküre“, das ſei Wiſchnu, der wandelbare Gott der Wiedergeburt. Wotan durch ſein eigenes Feuer verklärt („Götterdämmerung“), das ſei Shiva, der Gott des Feuers und der Weltverbrennung. Er ging dabei bis ins einzelnſte und faßte das Ganze in den Satz zuſammen, der Ring der Nibelungen ſei eine Umſchreibung des Sanskritwortes „Om“. Er ſagte auch immer wieder: „Richard Wagner hat etwas gewußt, wenn er aber alles gewußt hätte, hätte er fünf Rieſen ſtatt zwei gemacht“. Für ſein Leben gern ſtellte er an Wagnerianer eine Art Räſſelfragen, z. B.: „Warum verläßt Siegfried freiwillig ſeine eben dem Feuer entraffte Braut?“ und erklärte es dann buddhiſtiſch: „Es iſt der Buddha, der das Nirwana verläßt und Atwaloketiſwara (der in die Welt herabgeſtiegene Herr) wird“. Ueber Parſifal ſagte er, mit ausführlicher Begründung: „Parſifal iſt in der moralischen Entwicklung nur bis zur

zweiten großen Initiation gelangt. Siegfried, der früher geschrieben wurde, hatte die dritte und höchste erreicht. Sollte Wagner nach dem Siegfried den Parsifal geschrieben haben, um den Anfang des Weges eingehender darzustellen?" Unter Goethes Schriften wies er besonders auf die „Geheimnisse“ hin. Er behauptete, Goethe habe sie absichtlich als Bruchstück gelassen, er habe nicht weiter gewollt. Für Goethes „Märchen“ hegte er eine eigene Verehrung. Auch über Shakespeare sprach er gern, und immer von eigentümlichen Gesichtspunkten aus. Ueberhaupt hatte er viel Sinn für europäische Kunstwerke höchsten Ranges und fand immer eine tiefste Formel für sie. Wenn man ein solches Thema mit ihm besprach, verging mitunter ein ganzer Tag, ohne daß man es merkte. Er ging in der Sache auf und ließ andere in ihr aufgehen. Als Illustration dazu erzählte man mir folgende Episode: Eines Tages begleitete Mohinni in Madras einen Freund, der in dringenden Geschäften mit dem Dampfer abreisen mußte, nach dem Kai. Unterwegs gerieten sie in ein Gespräch über die Bedanta und merkten gar nicht, daß der Dampfer abging. Der Freund machte sich nichts daraus, vielmehr disputierten sie über das angeschlagene Thema noch zwei Tage fort. Der nächste Dampfer ging erst in acht Tagen. Da begleitete Mohinni den Freund wieder auf den Kai hinab und es ging ihnen wie das erstemal. Das Schiff wurde nochmals versäumt und der Freund langte um vierzehn Tage zu spät an seinem Bestimmungsorte an.

Mohinni war lange in England. Dann reiste er nach Boston und wurde dort ein sogenannter „fad“, d. h. der Löwe der Salons. Women flung themselves on him, wie man dort sagt; bei uns würde man sagen, die Weiber flogen auf ihn. Schon in London hatte sich eine wunderschöne Schottin in ihn verliebt und war ihm nach Amerika nachgereist. Sie war nicht abzuschütteln, so daß er ihr schließlich nach Indien durchging. Sie war nebenbei gesagt, eine große Chiromantin und las als solche aus den Linien seiner Hand heraus, daß er von Kindheit auf ein absolut keusches Leben geführt habe. Das erregte in den Salons ungeheure Heiterkeit, denn man wußte, daß er in Indien verheiratet und Vater mehrerer kaffeebrauner Kinder war.

Nur noch eins. Sehr merkwürdig sah es aus, wenn im Hause Gebhard gespeist wurde. Dazu waren vier Tische erforderlich. An dem einen saßen die beiden Brahminen, denn sie sitzen mit keinem Europäer an einem Tisch, und aßen ihren selbstgekochten Reis. Am zweiten Tisch die Vegetarier strengster Observanz, darunter die drei jungen Gebhard, Hübbe-Schleiden, Miß Arundale u. a. Am dritten die Pythagoräer, die kein Fleisch und keine Hülsenfrüchte aßen, sondern andere Vegetabilien und Fische. An dieser Tafel präsiidierte Mrs. Dr. Anna Kingsford. An einem vierten Tisch endlich speisten die Lagen. Kurz, es war eine bunte Welt!



In Forest Gate.

Ich bin heute zu müde, mit Ihnen im Geiste nach Amerika zu gehen — sagte Freund Fritz —, bleiben wir einmal unterwegs liegen. Im östlichen London vielleicht, wo es auch sehr sonderbar zugehen kann. Zum Beispiel in Forest Gate, wo ich einmal mehrere Monate mein Laboratorium hatte. Im Sommer natürlich. Sie wissen, Forest Gate ist schon ein Vorort, wo zurückgezogene Londoner gern wohnen. Das Protestantischste an Ruhe, d. h. wenn eben nichts Unruhiges vorgeht. Ich fuhr die Strecke jeden Tag, ein paar Hundertmal, und da ereignet sich allerlei. Einmal hatte ich im Bahnhof von Forest Gate auf meinen Zug zu warten, da sah ich einen Lokalzug einfahren. Der fährt ja im Courierzugstempo, dachte ich mir, aber ehe ich noch mit diesem Gedanken fertig war, kam ein riesiger Krach, ein Gesplitter von Holz und Glas, ein Geschrei von Menschen. Es klang etwas unharmonisch. Der Zug war auf die Endpuffer der Strecke aufgefahen, mit so und so vielen

Pferdekräften, die als Whisky im Kopfe des Maschinisten rumorten. Mehrere Waggonz waren Bracks, blutüberströmte Passagiere wanden sich zu den Fenstern heraus u. s. w. Nun, das ist nichts Merkwürdiges. Aber merkwürdig ist, was nun folgte. Ich hörte einen einsilbigen Kommandoruf: „Shut!“ Sonst nichts. Da flogen alle Thüren des Bahnsteiges zu und ihre Schlüssel drehten sich, wie von selbst. Dann geschah zwei Minuten lang gar nichts. Dann kam aus dem Innern des Stationsgebäudes ein kleiner dicker Herr, hinter dem zwei Bahndiener einen Tisch und zwei Sessel brachten. Das war ein Arzt. Mit ihm kam der Stationschef. Sie setzten sich an jenen Tisch und warteten. Noch ein paar Minuten vergingen, da brachte man Geld. Man legte Banknoten unter einen Briefbeschwerer und klingende Münzen in die Tischlade. Und nun kamen alle Verwundeten, so wie sie verbunden waren, an den Tisch heran, und der Stationschef fragte jeden: „Wie viel wollen Sie?“ Der eine verlangte ein Pfund, der andere fünf Pfund u. s. f. Der Arzt warf seine Kritik darein: „Fünf Pfund? Nun, die Schramme ist höchstens zwei Pfund wert“ u. s. f. Kurz, in einer halben Stunde war jeder einzelne ausgezahlt, hatte eine Quittung unterschrieben und war auch schon durch eine Thür hinausbefördert. Als ich dann einem Beamten meine Bemerkungen darüber machte, sagte er: „Ja, sehen Sie, damit sind alle Nachträglichkeiten wegen Schmerzensgeldes und dergleichen abgeschnitten. Man muß sie auszahlen, ehe

sie mit Verwandten und Bekannten gesprochen haben, die sie störrisch machen. Morgen würde jeder lieber das Zehnfache verlangen, als die Hälfte“ . . . Was glauben Sie, wie viel Tinte würde bei uns wegen des bißchen Blutes vergossen werden?

Auf demselben Bahnhofe gab mir einmal ein kleiner Junge eine große Lehre. Ich saß nämlich auf einer Bank, denn ich hatte einen Zug versäumt. Ich war sehr erschöpft von Tagesarbeit und Tageshize. Neben mir saß ein Junge von elf Jahren — höchstens ein paar Monate mehr — und unterhielt sich damit, daß er seinen Stock immerfort senkrecht auf den Asphalt fallen ließ. Das ist ja ganz amüßant, aber ob der Nebenmann es tausendmal anhören kann, ohne rasend zu werden, oder nur zehnmal, das wird Sache seines jeweiligen Nervenzustandes sein. Ich hielt es nur zweihundertmal aus, dann sagte ich dem jungen Herrn ziemlich untwirsch: „So, jetzt wird mir die Sache zu dumm, hör' endlich auf mit dem verdammten Stock!“ Er stutzte, warf mir einen verächtlichen Blick zu und sagte: „I am an independent Britisher.“ Der Stock arbeitete ruhig weiter, als habe der Junge die Schulaufgabe erhalten, bis morgen die Gesetze des freien Falles zu erfinden. Da schlug ich einen anderen Ton an und sagte: „Sie müssen wissen, junger Freund, ich bin heute sehr überarbeitet und nervös und dieser Stock bringt mich zur Verzweiflung; ich müßte einen anderen Sitz suchen.“ Da war auch er wie umgewandelt. Ganz verlegen entschuldigte er sich, bat, ihn

nicht ungünstig zu beurteilen, daß mit dem Stocke sei ja in der That ein Unrecht. Er stellte den Stock sogar weg, um nicht einmal in Versuchung zu geraten, und trachtete mit mir in ein Gespräch über das Wetter zu kommen.

Auch auf der Strecke bis Forest Gate gab es manches zu sehen und zu hören. Sie wissen, man fährt mitten durch Whitechapel, das Verbrecherviertel Londons. Ein Eingeborener erzählte mir dort ganz ruhig: „Sehen Sie, neben mir, über mir, unter mir leben Verbrecher, die die Polizei vermutlich niemals erwischen wird. Warum? Weil sie nie ausgehen. Niemals, Sir, jahrelang vielleicht. Und ein Meldungswesen giebt es in London nicht. Ich habe keine Ahnung, wer mein Nachbar ist, und die Polizei noch weniger.“ — „Das ist doch ein großer Mißstand,“ bemerkte ich. — „Im Gegenteil,“ sagte er; „was ist für die Nation ein größeres Uebel: wenn sechs Millionen anständige Menschen sich melden müssen, oder wenn ein paar Mörder nicht erwischt werden?“ . . . Wir hielten gerade bei Lemon Street, dem Mittelpunkt der Hölle, genannt Whitechapel. „Sehen Sie geschwind hinaus,“ sagte er und wies auf die Kreuzung von Lemon Street und Commercial Road. „Rechnen Sie vier Häuser weit von der Station. In jenem Hause hat Jack the Ripper seinen letzten Mord begangen. (Der Aufschlißer!) . . . Das wissen auch wenige, was mit dem Kerl geschehen ist. Gehängt. Unter dem Namen O'Neill. Er hatte nämlich das „Rippen“ aufgegeben

und sich an das andere Ufer verzogen, nach South Lambeth . . . Plötzlich begannen in South Lambeth die Mädchen zu sterben, eine nach der andern, alle durch Strychnin . . . Die Polizei hat aber die Sache geheim gehalten, daß Jack und D'Neill derselbe Mensch waren. Unmensch vielmehr. Besser, solche Dinge unter Schleiern zu lassen, wegen der Suggestion. Sie scheinen mir nicht recht zu glauben?“ Er zuckte die Achseln, aber ich weiß zufällig, daß er einer war, der von solchen Sachen wissen konnte.

Ueberhaupt giebt es auf dieser Strecke Existenzen! Wenn ich Edgar Poe hieße, würde ich ein Phantasiestück ohnegleichen machen aus jener Frau, die . . . Doch stellen Sie sich die Szene vor. Es gehen dort zwei Geleise nebeneinander. Das eine zweigt ab und führt durch einen Tunnel. Ueber der Mündung dieses Tunnels steht ein Haus. Mehrstöckig, Kohziegel. Die Vorderwand geht in die Höhe, genau in einer Flucht mit der Stirnfläche des Tunnels. Nun stellen Sie sich vor, wie viele Hunderttausend Züge da schon durchgefahren sind. Von allen diesen Zügen liegt der Rauch als zwei Zoll dicke Rußschichte . . . noch dicker . . . auf jener Façade. Regen und Nebel kleben den Steinkohlenruß fest, daß er zur harten Kruste wird. Die ganze Façade ist förmlich versintert, mit kohlschwarzem Sinter. Solche Façaden mögen in der Hölle stehen. Dabei verkohlen nach und nach die Fensterrahmen, die Scheiben springen und werden mit Zeitungen geflickt. Aber nicht alle. Im dritten

Stock dieses Hauses, eines english home, wie sie ja stolz sagen, sah ich jeden Tag in ein Zimmer hinein, das beinahe nur noch Schiller's „leere Fensterhöhlen“ hatte. Die Stubenwände waren ganz schwarz. Im Hintergrund stand ein Bett mit schwarzem Bettzeug. Daneben ein eiserner Kochherd. Im übrigen war das Zimmer über manns hoch gefüllt mit alten, löcherigen Säcken und sonstigem Hadernzeug. Und in der Nähe des Fensters arbeitete ein Geschöpf mit völlig nacktem Oberkörper; dürr, ruhig, graue Haarzotteln bis in den Rücken herein. Das war ein Weib. Vom Bahnzug aus konnte man genau ihre Rippen zählen. Dieses Weib zerschleiß Hadern. Sie that es schon, wenn ich morgens nach Forest Gate fuhr, und that es noch, wenn ich abends nach London zurückdampfte. Den ganzen Tag ruhige Hadern zerschleißten und die Fäden dann zusammentwisten. Sie hatte dazu einen Bock an der Wand und einen hölzernen Knebel, mittelst dessen sie die groben Fäden zu Strähnen zusammendrehete. Mit großer Anstrengung drehte sie diesen Knebel, ich sah alle ihre Sehnen am Werke, und was die Lokomotive schnaubte, klang mir, als wäre es das Stöhnen jener ausgemergelten, durchröcherten Frau. Durchselcht sagt man bei uns . . . Die Qualmhexe nannten wir die arme Person.

Es war mir immer wie eine Erholung, wenn ich an dieser Märtyrerin vorbei war. Dann kamen ja so schöne, reinliche, eiserne, technische Ungeheuer, denen nicht wohl und nicht weh geschieht, wenn sie arbeiten oder bearbeitet

werden. Für die ist auch Ost-London gemüthlich. Rechterhand steigt plötzlich ein kleiner Eiffelturm auf und überragt den ganzen Stadtteil. Eisenkonstruktion, grau gestrichen, oben steht ein Wasserbehälter. Es ist nämlich der Wasserturm der Whitechapel-Brauerei. Ein Stefans-turm ist er gerade nicht, aber etwas anderes . . . Und dann geht links hinab der Blick auf die India-Docks. Tausende von Masten, aus West- und Ost-Indien. Da liegt ein gut Stück Erdball eingedockt. Man schnuppert Entfernung, wenn man vorbeifährt. Zwischen Stepney und Burdett Row sieht man das . . . Und bevor man in Station Stratford einfährt, erblickt man eine höchst seltsame Geschichte. In grünen Anlagen lange hohe Gebäude mit gläsernen Dächern, die Fronten ganz mit glasierten Kacheln belegt. Jeder Dachfirst hat eine Rinne, der Länge nach, und die geht immerfort über. Das gläserne Dach und die Kachelwände sind von endlosem Wasser überrieselt; unten nämlich sammelt es sich gleich wieder in Kanälen und wird durch große Pumpen neuerdings aufs Dach hinaufgepumpt. Sie wissen, der Kreislauf des Wassers. Und wissen Sie, was diese Gebäude sind, die Tag und Nacht unter Wasser stehen? Bryant und May! Die Fabrik von wax vestas, die über die ganze Welt gehen. Sie haben sie ja gerade in der Hand, um Ihre Zigarre anzuzünden . . . Wohin man sieht, Blicke, die um den Globus herumreichen. Man schaut um die Ecke . . . Das ist das größte Groß-London.

Doch was ich sagen wollte. Jene Dualmheze . . .

Sie ahnen wohl, daß sie keine Venus war. Aber sie kommt auch aus einer Race, die keine Venus ist. Die Engländerin kann ja in der That so schön sein, daß man seinen Augen nicht traut; aber im Häßlichen bringt sie's noch viel weiter. Weiber-Abschaum von dieser Unglaublichkeit, wie er in Whitechapel herumwimmelt, giebt es auf keinem Continent der Welt. Dazu muß die Häßlichkeit insularisch in sich selbst vergären und verjähren, und überdies von Hause aus moralisch, d. h. unmoralisch geimpft sein. Wie ich das erfuhr, sozusagen am eigenen Leibe, das ist eine schier schauerliche Episode. Es war am 31. Juli, da fragten mich meine Freunde, was ich morgen thun würde. „Laboratorium,“ antwortete ich, wie etwas Selbstverständliches. — „Das werden Sie nicht durchführen,“ hieß es, „der 1. August ist Bankfeiertag.“ Nun, es war glücklicherweise nicht Sonntag, bloß Samstag, und ich mußte um jeden Preis hinaus. Eine unaufschiebbare Arbeit, von der mein ganzes Geschäft abhing. Die Freunde lachten mich aus. „Schlimmsten Falls nehme ich ein Cab,“ sagte ich. Sie lachten noch heller; im Cab nach Forest Gate! Das ist etwa so weit wie von Wien nach Leobersdorf. Nun, ich fuhr dennoch. Mit größter Mühe erbeutete ich ein Cab, um nach dem Bahnhof in Great Liverpool-Street zu fahren. Der Cabman sah mich sonderbar an, zuckte die Achseln und fuhr. Der Bahnhof war so gedrängt voll, daß die Leute außen Queue machten, zu Hunderten. „Das wußte ich ja,“ sagte der Cabman, „doch versuchen Sie's

in Fenchurch-Street Station, dort ist weniger Publikum." In der That, dort kam ich hinein. Alle zwei Minuten ging ein Zug ab. Drei standen immer gleichzeitig gefüllt. Ueberfüllt muß ich sagen. Ich bin kräftig genug und stürmte mit sechs anderen ein Coupé erster Klasse. Nun, das wäre ja noch ganz glimpflich abgelaufen, dachte ich sehr zufrieden, als der Zug abging. Aber als er in Lemon-Street hielt, wurde mir schlimm. Ein unabsehbares Gewühl zerlumpter, johlender, betrunkenen Weiber staute sich am Zug hinan, wie eine Brandung am Wellenbrecher. Das Verworfenste, was es an weiblicher Hefe giebt. Meist keine Wäsche, fast nie ein Unterrock. Ein einziges, löcheriges Kleid; auf dem Kopfe ein „bonnet“, d. h. ein Hut mit schwarzem Sammtband, das unter dem Kinn verknotet ist. Gebunden kann man das nicht gut nennen. Und ein gestrickter blauwollener Shawl um den Hals gewunden. Dieses bonnet und dieser Shawl waren mir nicht unbekannt, von den Blumenmädchen her in Charing-Croß, Strand, Piccadilly u. s. w. Sollten alle Priesterinnen der Londoner Flora vulgivaga an ihren Festtagen so aussehen? Ich schwor im stillen, nie wieder ein Sträußchen zu kaufen. Und dieser Mob des Mobs stürmte den bereits übervollen Zug. In einem Nu saßen die schmierigen, schnapsduftigen Weiber auf unserem Schoß, zwischen uns eingekleilt, zu unseren Füßen, rittlings auf den Lehnen. Alle Bande des Herkömmlichen schienen zerrissen. Sie heulten uns die Ohren voll, sangen, pfißen, rauchten und spuckten. Besonders

aber kitzelten sie; sich und uns, unter den gräßlichsten Boten. Wie man zu sagen pflegt: es war schon nicht mehr schön . . . A propos, wissen Sie, daß der spezifische odeur de femme schon chemisch dargestellt ist? Trimethylamin heißt der Stoff. Jene französischen Schriftsteller, die von diesem parfum capiteux so viel zu schwärmen haben, können ihn jetzt fläschchenweise kaufen . . . und gleich in ihr Tintenfaß gießen.

Glücklicherweise stieg ein Teil dieser Bande in Stratford aus. Aber auch das stille, presbyterianisch gemessene Forest Gate war nicht zu erkennen. Ich brauchte einen Tischler, den ich auch sonst beschäftigte, aber ich suchte ihn vergebens in seinem Laden. „Er ist auf dem Common (Gemeindewiese), beim merry-go-round (Ringelspiel)“, hieß es. — „Und trinkt seinen merry-go-down (starkes Bier),“ ergänzte ich scharfsinnig. Ich ging also nach dem Common, ihn zu suchen. Da ging es wüst her. Sprechen Sie es nur immerhin „wüßt“ aus. Gewühl und Geschrei in allen Farben und Tönen. Haspeln und Schaukeln, Schießstände, Whiskystände, ungeheure Leierkasten, die nach jeder Umdrehung der Walze ein paar Takte „God save the queen“ zermahlen, . . . Buden, in denen mit Biegelstücken nach Zielen geworfen wurde . . . Die Weiber auf den Schaukeln sahen am tollsten aus, da gab es jeden Augenblick gröhlende Hallohs, und nicht ohne Grund. Einen Wiener Sicherheitswachmann hätt' ich da hingewünscht. Kurzum . . . Meinen ehrsamem Tischler fand ich mit einer Seinigen im Grase lagernd, beide

sehr polizeiwidrig gesinnt. „What? cheer!“ sang er mich an, mit einem Gassenhauer, und wollte mich durchaus whiskyen. Mitgehn aber wollte er weniger. Erst als ich ihm einen goldenen Sovereign über seinen Arbeitslohn zusagte, rappelte er sich auf und suchte sein Zweirad, um mir zu folgen. Dann hatte er natürlich sein Werkzeug nicht mit und mußte es erst holen . . . Sie wissen ja, daß in England jeder Hobel und jede Säge anders aussieht als bei uns. Sein Hobel war unten rund, wiegenförmig . . . Schließlich machte er seine Arbeit schlecht und recht und radelte wieder ab.

Später, als ich zu essen gedachte, ging es mir auch schlecht. Mein Gasthaus war so voll, daß die Leute, ihre Whiskygläser in der Hand, so dicht standen, wie im Stehparterre bei der Patti. Hinten im private-room desgleichen. Und auch im billiard-room, mit seinen englischen hohen Wandbänken, bei denen der Fuß des Eigenden den Boden nicht berühren kann, . . . warum sie diesen unsinnigen Typus bevorzugen, hab' ich nie herausgebracht. Sonst hatte ich mir immer aus der nächsten Charcuterie etwas in dieses Lokal holen lassen, aber jetzt war auch bei den „Selchern“ nichts mehr zu haben. Ich ging also zurück zu meinem Hausherrn und klagte ihm mein Leid. Darauf lud er mich zum Lunch, mit der Bemerkung, ich würde dann wenigstens einmal in Forest Gate „eßbar gegessen und trinkbar getrunken“ haben. Er war ein zur Ruhe gesetzter Kapitän, Mr. Wilson, und ich hatte meine Werkstatt in einem Hinter-

hause seines Gartens aufgeschlagen. Er sah aus, als käme er geradenwegs aus einem Marryat'schen Seeroman. Dunkelrotes Gesicht, schneeweißer Vollbart, Sie kennen ja die beliebte Sorte. Ich glaube, sie sehen alle so aus. Einmal war ich im Seemannsheim bei Liverpool, . . . weit draußen den Mersey hinab, auf einer Höhe, von wo man diese ganze Weltwasserstraße überschaut. Sie leben da wie in einem Klub zusammen, lauter vor Anker gegangene Seeoffiziere, alle mit dunkelroten Wilson-Gesichtern und schneeweißen Wilson-Bärten. Uebrigens auch eine merkwürdige Idylle, . . . da oben. Für einen Tennyson in Prosa, zum Beispiel. Enoch Arden-Geschlecht. Ich sah sie ihren ganzen Tag unermüdlich auf dem Ausguck verbringen, jeden mit seinem Fernrohr, und nach den Schiffen spähen, die kamen oder gingen. Da war es ein Wettstreit, wer früher die Natur des fernen Fahrzeugs erkannte. So manches Schiff kannte der und jener persönlich, und die Leute, die darauf fuhren, auch. Da kamen alte Erinnerungen aufs Tapet, frühere Begegnungen, Episoden, sogar Familiengeschichten.

Mr. Wilson hatte es nicht so gut. Aber doch besser, in seinem eigenen Haus und Garten. Ich sah ihn oft sitzen und mit seiner riesigen runden Brille lesen, immer zwei Sachen zugleich. In der einen Hand hielt er dabei die Zeitung, in der andern Lloyd's Register. Und oftmals kam er ins Laboratorium und staunte über die Apparate und Chemikalien. Dann sagte er regelmäßig sechsmal hintereinander: „By Jove!“ Er pflegte über-

haupt alles regelmäßig sechsmal zu sagen, um seine viele freie Zeit auszufüllen . . . So aß ich also bei ihm, wegen des Bank Holiday. Beim Kaffee, den Pfeifenstummel im Mund, nahm er seine Schnitzerei vor. Er schnitzte das ganze Jahr Schiffsmodele, und sein blondes Töchterchen Bessie hatte sich bereits als Spezialistin im Aufkleben der Segel einen ehrenvollen Namen gemacht. Dabei spann er dann auch sein Garn, und kurz war es gerade nicht, dieses Garn. Ueber Teifuns und Tornados sprach er besonders gern, aber mit Schiffszuntergängen wußte er noch besser umzugehen. Auch die Waren, die er sein Lebelang befördert, waren in seinem Gehirn genau registriert, nebst ihren Werten auf Heller und Pfennig.

Als ich an jenem ersten August nach London zurückfuhr, war die Szene auf dem Bahnhofe wieder ganz anders. Da stand ein Mann mit einem Dudelsack und spielte einen hornpipe. Der fuhr den Leuten in die Beine, in alle Behen. Und das ganze Publikum, Männlein und Weiblein, so lang der Bahnsteig war, faßte sich an den Händen und tanzte einen Monstre-hornpipe. Hunderte von Beinen flogen im Gleichtakt nach rechts und wieder nach links. Und als noch mehr Publikum kam, stellte sich der ersten Reihe eine zweite gegenüber und sie bewegten sich im Takt gegen einander. In dem Augenblick, wo der Zug einfuhr, lösten sich wie der Blix die Reihen und die „menschliche Bestie“ stürzte sich heulend, eins über das andere weg, in die Waggonz. Die

keinen Platz fanden, faßten sich wieder an den Händen und tanzten philosophisch ihren Schottischen weiter.

Als ich gegen acht Uhr abends an jenem Hause über jenem Tunneleingang vorbeidampfte, warf ich einen letzten Blick in das Stübchen der Qualmhexe. Sie drehte noch immer ihren hölzernen Knebel, daß die Adern an ihren Armen schwellen. Für sie giebt es nicht einmal einen Bankfeiertag.



Im Rauchsalon.

Sofort — sagte Freund Fritz — ich will nur erst diese Flasche Goldeck entkorken. (Er zog einen blinkenden Gegenstand aus der Tasche.) Sehen Sie, das kriegt man in den ganzen Vereinigten Staaten auf der Straße geschenkt. Eine elegante Stahlhülse und darin ein Korkzieher aus appetitlich vernickeltem Stahl. Auf der Hülse steht nichts zu lesen, als der eingravierte Name Anhäuser-Busch. Das genügt. Anhäuser-Busch ist nämlich die Riesenbrauerei in Saint-Louis (Missouri). Sie wissen, eine Brauerei, so groß wie eine Provinzialhauptstadt. Mammut-Brauerei nennt man so was. Und die versorgt die ganzen United States mit Gratis-Korkziehern, bloß damit ihre Firma überall in der Luft schwebt und eingeatmet werde.

Doch, um zur Sache zu kommen . . . Sie wissen, daß ich mit der „City of Paris“ hin und zurückgefahren bin. Linie Southampton-New-York. Sie gehört der ehemaligen Inman-Line, jetzt American Line genannt.

Ein kreuzgemütliches Schiff. Besonders aber der Rauchsalon. Sie wissen, der steht auf dem Achterdeck, hinter den drei dicken gelben Schornsteinen, die jeder einen schwarzen Ring um den Leib haben. Wir nannten sie die drei Grazien, denn wir hatten drei reizende Schwestern an Bord, die mit Vorliebe dieses nämliche Gelb trugen, und auch solche schwarze Gürtel dazu. Aber die saßen im Damensalon, vor den Schornsteinen. Auch darin ist nämlich ein Umschwung eingetreten. Auf unseren Vloydschiffen ist das Nobelende noch jetzt hinter den Schornsteinen. Auf dem Atlantic zieht man das Umgekehrte vor. Denken Sie doch, wir fraßen 40 Waggons Kohle täglich . . . bei 23 Knoten die Stunde . . . und da sprühen die Kamine unausgesetzt einen Hagel von daumenlangen glühenden Kohlenstücken nach rückwärts. Ohne einen gepanzerten Sonnenschirm kann man sich dort gar nicht bewegen. Darum ist jetzt die erste Klasse vorn. So wie in den amerikanischen Hotels und Palais die Küche unter dem Dache ist, damit der Rükchengeruch nicht durch's ganze Haus ziehe.

Doch, um zur Sache zu kommen, . . . im Rauchsalon, da geht es am lustigsten her. Sozusagen dämonisch, denn Dämon Whisky schwingt das Szepter. Da steht ein „Bar“ und dahinter ein Mann in weißem Duck-Anzug, der hat nichts zu thun, als die vielen Gläschen in den vielen Ausschnitten der vielen Mahagonitische mit Schnaps zu füllen. Denn getrunken wird auf jedes Upropos. War der Witz gut oder die Sturzsee heftig,

war der Witz schlecht oder bricht die Sonne durch die Wolken, immer heißt es: „Geben Sie uns eine neue Runde.“ Jedesmal sagt es ein anderer und jedesmal muß alles mittrinken. Da war einer mit, in einem Pepita-Anzug aus Cheviot. Der saß den ganzen Tag im Rauchsalon und trank den ganzen Tag Whisky. Da man aber doch eine Abwechslung haben muß, so wechselte er planmäßig, augenscheinlich nach den Gesetzen der Permutation, zwischen Rye-Whisky, Kentucky-Whisky, Irish-Whisky und Scotch-Whisky ab. Dabei war ihm alles andere vollkommen gleichgültig. Das elendeste Wetter berührte ihn nicht, das Nebelhorn beunruhigte ihn nicht, ein Zusammenstoß mit einem Eisberg hätte ihn nicht aus dem smoking room herausgelockt. Auch rührte er keine Karte an, obgleich doch alles wahnsinnig Poker spielte. Sie wissen, Poker und Whisky, das ist der eigentliche Sinn und Inhalt des Rauchsalons. Und dann noch Wetten und Anekdotenerzählen. Dabei war er doch ganz umgänglich. Nur war jeine ständige Antwort auf jede Anrede die Frage: „Etwas Whisky gefällig, Sir?“ Und schon wurde geschellt und bestellt. Als dann die Passagierliste erschien, sahen wir, daß er einer der größten englischen Herzoge war. Ein Mammut-Herzog, wie man drüben sagen würde.

Er ist übrigens ein häufiger Typus auf dem Ozean, der, wie Sie wissen, den Spitznamen „der Heringsteich“ führt. Der entgegengesetzte Typus ist der Mann, der von Southampton bis New-York ununterbrochen Poker

spielt. Unter dieser Sorte hatten wir einen alten Herrn, der ohne jedes Gepäck reiste, in einem gewöhnlichen dunklen Landanzug, mit einem Sommerüberzieher, und auf dem Kopfe bloß eine schwarze Seidenmütze. Er fährt ausschließlich mit der „City of Paris,“ aber seitdem sie existiert, jedesmal, ohne Ausnahme, hin und zurück. Alle Stewards ruft er beim Taufnamen und bei der Ankunft in New-York sah ich, daß er sich mit den Zollbeamten umarmte. Er ist Geschäftsmann und dieses ununterbrochene Hin-und-Her gehört zu seinem Geschäft. Zu den rasendsten Pokermanern gehörte ein reisender Athlet, ein Berufsboxer. Er fuhr nach Chicago, um einen Gang mit Corbett zu thun. Sie wissen, in Chicago leben die beiden größten Boxer der Welt: D’Sullivan und Corbett. Bei der Ausstellung gewann der kleine Corbett den Weltrecord, indem er den Riesen D’Sullivan mit einem undercut (Schlag unter’s Kinn) auf den Rücken warf. Da muß also alles, was in der weiten Welt boxt, nach Chicago gehen, um sich mit Corbett zu messen, wie früher mit „D’Sull“. Er wird natürlich geschmissen, ein paar Rippen gehen flöten oder eine Kinnbacke wird verschluckt, aber das thut nichts, er hat doch die größte Faust dieses Planeten gespürt. Der Mann verlor im Poker „seinen untersten Shilling“ (his bottom shilling), gewann aber dann alles zurück; es wurde darüber einiges gemunkelt.

Doch, um auf die Anekdoten zu kommen, . . . Sie wissen, auch beim Poker giebt es Erschöpfungspausen.

Die werden mit Anekdoten „geframmt.“ Das Komischste an ihnen ist vielleicht die Wut, mit der sie erzählt werden. Namentlich die Drummerz (Geschäftsreisenden) sind unerschöpflich. Sie reißen sich gegenseitig das Wort aus dem Munde. Einer sucht dem andern zuvorzukommen, indem er, bevor noch sein Vordermann geendet hat, bereits beginnt: „Da wir gerade von Buffalo sprechen, fällt mir ein“ u. s. w. In schleppendem, nachdrücklichem Tone beginnt er, noch unverständlich im Gelächter über die Pointe der vorigen Geschichte, aber er hat den Faden erwischt und den Anfang des seinigen in das Ende des vorigen „hineingewistet.“ Man macht das nicht anders. Der Ton ist zumeist der Renommierton. Der Reisende in neuesten Hemdkragenmodellen beginnt z. B.: „Als ich noch ein Grünhorn war und zum achtzehnten Mal den Heringsteich kreuzte . . .“ Es giebt unter ihnen Leute, die achtzigmal hin und her „gesteamt“ sind.

Doch um zu den Anekdoten zu kommen, . . . Sie wissen, was ein mongooze ist? Nun denn, ein mongooze . . . Ja, sehen Sie, ein mongooze ist . . . ein mongooze. Es ist im Grunde genommen ein Tier, das . . . Aber Sie werden ja hören. In einem englischen Eisenbahn-coupé also saß ein eleganter Gentleman, ein sehr vornehmer. Er hatte einen kleinen Reisekorb neben sich stehen. Ein Irländer setzte sich ihm gegenüber und der Zug fuhr ab. Der Irländer wandte kein Auge von jenem merkwürdigen Reisegerät und seine Augen wurden mit jedem Kilometer größer. Schließlich konnte er nicht

mehr an sich halten, lüpfte die Mütze und redete den Gentleman mit umständlichster Höflichkeit an: „Dürfte ich mir erlauben, Sir, Sie zu fragen, ob Sie wohl die Güte haben würden, mir zu sagen, was das ist?“ Er wies auf den Korb. Der Gentleman sah ihn von oben bis unten an, zögerte eine Weile und antwortete mit erkältender Kühlichkeit: „Das ist ein Korb.“ — „O, ein Korb, Sir; ich sehe.*) Ich danke Ihnen bestens, ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden.“ Eine Viertelstunde vergeht, der Irländer ist sichtlich sehr intriguiert, so recht puzzled, und starrt immer den Korb an. Plötzlich lüftet er wieder den Hut und fragt noch höflicher: „Dürfte ich mir erlauben, Sir, u. s. w. . . was ist in diesem Korbe?“ Erstaunen des Gentleman, siehe oben u. s. w. „Ein mongooze,“ entgegnet er. — „O, ich sehe, ein mongooze,“ ruft der Irländer, dem die Augen aus den Höhlen treten. Nach einer weiteren Viertelstunde fragt er, wie oben: „Was ist ein mongooze?“ Die Antwort ist: „Mongooze ist ein Tier, das in Indien lebt.“ — „O, ich sehe“ u. s. w. Und so folgt von Viertelstunde zu Viertelstunde eine weitere Frage, immer unter denselben Formalitäten. „Bringen Sie den mongooze aus Indien?“ — „Ja.“ — „Warum?“ — „Weil er sich von Schlangen nährt.“ — „Aber in England giebt es ja keine Schlangen.“ — „Ja, sehen Sie, mein Bruder

*) „I see“ (ich sehe) bedeutet in der Umgangssprache: „ich verstehe.“

leidet an D. T.“ *) — „O, ich sehe, an D. T. Aber wie hängt das zusammen?“ — „Wer an D. T. leidet, sieht rings um sich her Uumassen von Schlangen aller Art, die ihn bedrohen. Da hatte ich die Idee, nach Indien zu reisen und einen mongooze zu holen. Der wird die Schlangen fressen und mein Bruder wird sich beruhigen.“ — „O, ich sehe, das ist eine vorzügliche Idee. Aber u. s. w. jene Schlangen sind ja nur in der Phantasie vorhanden.“ — „Gewiß, aber auch der mongooze in diesem Korbe existiert nur in der Phantasie.“ — — Als sich die Heiterkeit über diese mit dem Humor der Ausführlichkeit vorgetragene Geschichte gelegt hatte, rief ein Schotte: „All right! aber nun möchte ich doch wissen: was war in dem Korbe?“ Unauslöschliches Gelächter folgte; die Schotten sind sprichwörtlich dafür, daß sie nie die Pointe einer Anekdote kapieren. Der Schotte blieb der Held des Tages.

Ein Fabrikant von gelber Schuhwiche, sogenanntem „eternal yellow“ (ewigem Gelb), erzählte mir, da ich ja auch nach Niagara-Falls gehen würde, wie es ihm in Buffalo ergangen, als er vor zwanzig Jahren seiner Braut die Fälle zeigen wollte. Er war es, der begann: „Weil wir gerade von Buffalo sprechen . . .“ Damals war die Zweigbahn von Buffalo nach den Falls noch nicht gebaut, man mußte aussteigen und einen Wagen zu

*) Die Engländer bezeichnen unangenehme oder unanständige Dinge gern mit den Anfangsbuchstaben; D. T. bedeutet delirium tremens, Säuserwahnsinn.

den Fällen mieten. Wagen standen genug da, eine ganze Reihe, und ihre Kutscher waren in ganz Nordamerika berühmt wegen ihrer Grobheit. „Sie schwingen ihre Zungen wie Weißdornknüppel,“ sagte der Ewig-Gelbe, „und wie ich mit meiner lieben Betsie ausstieg . . . Wollen Sie ihre damalige Photographie sehen? hier . . . Allerdings, dieser Schleier da war tiefblau, und das war mein Verhängnis. Denn die verd . . . Burschen wollten uns alle auf einmal fahren. Der Chorus: „Cab, Sir! Cab, Sir!“ machte mich wirblich und ich eilte vorbei, an einem Duzend etwa. Da begannen sie uns aber zu „mocken“ und zu „sneeren“ (höhnern). „Ein himmelblauer Schleier!“ lachte der eine; „ein schleierblauer Himmel!“ antwortete der andere. „Zu Fuße zu den Fällen marschieren und wissen nicht einmal, wie man Beinkleider aufstreift!“ hieß es rechts; „wenn Sie Ihrer Frau kein Cab zahlen können, hätten Sie nicht heiraten sollen!“ schallte es von links. Aber es wurden noch ärgere Dinge gesagt. Schließlich wurde ich grob, sie noch gröber, und es entstand ein Gemengsel von Händen und auch Füßen, bei dem ich mehr unten als oben zu liegen kam und einen Teil meiner Salonfähigkeit auf der Fahrstraße liegen ließ. Ein Policeman rettete mir das nackte Leben und brachte mich auf die Polizei, wo ich Klage führte. Der Sheriff entschuldigte sich jedoch, er könne gar nichts thun, denn die Kutscher von Buffalo wären nun einmal dafür berühmt, und da brauchte jeder einzelne einen Sheriff für sich, wenn man mit

ihnen fertig werden sollte. Gut. Ich reiste mit dem nächsten Zuge ab, ohne die Fälle gesehen zu haben. Vier Wochen später kam ich abermals in Buffalo an, wieder Arm in Arm mit dem tiefblauen Schleier u. s. w. „Cab, Sir! Cab, Sir!“ ging es wieder an, wie einen Monat vorher. Auch die Fäuste waren noch ganz dieselben. Aber ich war ein anderer geworden. Wir, sollte ich sagen. Bei der ersten Beleidigung trat ich ruhig hinter meine Lady und ließ ihr den Vortritt. Sie aber, mit einem undercut unter das Kinn, legte den Kerl auf den Rücken, daß sogar sein Pferd in der Gabel zusammenfuhr. Die andern kamen ihm wohl zu Hilfe, allein dem zweiten gab sie ein hit in the jaw (Schlag auf die Kinnsbacke) daß er bei hellem Tage alle Sterne erblickte u. s. f. Der letzte, der herankam, lernte das infighting kennen, . . . Sie wissen, so mit dem linken Arm plötzlich um den Hals, daß sein Kopf an meine Brust gepreßt ist, und dann mit der rechten Faust puff! puff! auf seine liebe Schnauze los, fünfzigmal. Kurz, diesmal blieben wir Sieger. Ich hatte mir nämlich einen der besten Preisboxer mitgenommen, in Damenkleidern. „Ich kann es bezeugen,“ sagte unser Reisegefährte, der zu Corbett unterwegs war, „denn ich war die Dame.“ Der Ewig-Gelbe, erfreut über einen so unwidersprechlichen Zeugen, der ihm freiwillig beisprang, ließ sofort another round von Whisky auffahren.

Was Buffalo betrifft, hatte nämlich vorher ein Bankdirektor erzählt, wie er einmal diese Station ver-

schlafen. Er hatte dem schwarzen Porter (Aufwärter) zwei Dollars in die Hand gedrückt und sich sofort zu Bett begeben. „Merken Sie sich,“ hatte er ihm gesagt, „ich muß in Buffalo aussteigen, also wecken Sie mich beizeiten. Mein Schlaf ist aber Eisen, Sie werden mich schwerlich ganz wach kriegen. Es hat mich noch selten einer ganz wach gekriegt. Aber selbst wenn ich mich widersehe, ja, wenn ich stoße und schlage, machen Sie sich nichts daraus, stellen Sie mich nur auf den Perron und meine Sachen neben mich. Da haben Sie noch einen Dollar, zur Vorsicht.“ — „Gut, gut,“ grinste Sammy, „Sie können sich auf mich verlassen, Sir.“ Die Nacht verging, der Morgen auch; als der Herr Direktor erwachte, sah er die Sonne verdächtig hoch am Himmel. Oho! Und da hielt gerade der Zug, auf Station Cleveland; das ist schon vier Stunden hinter Buffalo. Wütend schellte er den Porter herbei, der ihn verschlafen lassen. Dieser kam, das Gesicht zerkrast, ein Auge verbunden; er hinkte sogar. Als er seinen Dreidollarmann erblickte, war er ganz verduht und meinte: „O! was ist denn das? Hab' ich mir's doch gleich gedacht, daß etwas nicht richtig war, als ich heut Nacht in Buffalo den dam fellow neben Ihnen hinauswarf. Er hat mich ja beinahe totgeschlagen.“

Einer der Passagiere erzählte nichts anderes als Anekdoten seines Freundes Travers, des witzigen Journalisten, dessen Schlager so oft ganz New-York lachen machen. Er ahmte ihn sogar körperlich nach. Sie

wissen, Travers hat immer beide Hände in den Hosentaschen und stottert bei jedem Worte, daß er seine Wige kaum herausbringt. Einmal war Travers zur Einweihung eines neuen Hauses geladen, das die beiden größten Schelme unter den amerikanischen Milliardären gebaut hatten. Ein großartiges Diner war arrangiert und rechts und links der Saalthüre hingen die nur zu wohlgetroffenen Porträts der beiden Geldmensen. Wie Travers diese Bilder erblickte, blieb er vor ihnen stehen, die Hände in den Hosentaschen, und stotterte weiter nichts als dieses: „And where is the redeemer?“ (Und wo ist der Erlöser?) Ein anderer Reisegefährte machte das ganze Schiff nervös, indem er einen Bergerscherz in Umlauf brachte. Er erzählte nämlich, wie er eine Dame im Omnibus ihre zehn Cents zahlen gesehen, wobei sie auf einen Dollar Kleingeld herausbekam. Der Dollar aber war in einer Börse, diese in einer Handtasche und diese in einer Reisetasche, alle drei Behältnisse mit dem Schlüssel verschlossen. Die Dame ist sehr vorsichtig und verschließt jede Tasche, ehe sie die andere öffnet. Das giebt endlose Varianten: „Sie öffnet die Reisetasche, nimmt die Handtasche heraus, verschließt die Reisetasche, öffnet die Handtasche, nimmt die Geldtasche heraus, öffnet die Handtasche, thut die Geldtasche hinein, schließt die Handtasche, öffnet die Reisetasche, thut die verschlossene Handtasche hinein, verschließt die Reisetasche, öffnet endlich die Geldtasche, nimmt einen Dollar heraus u. s. w. ins Unabsehbare. Nach zwei Tagen widerhallte die ganze

„City of Paris“ von diesem zungenbrecherischen Geduldspiel. Im wirklichen Paris nennt man dergleichen „une scie.“

Doch, um auf die Wetten zu kommen . . . Sie wissen, daß jeden Tag nach 12 Uhr gegenüber der Mitteltreppe (Mitteltreppe) der Auszug aus dem Logbuch angeheftet wird. Eine Karte des Atlantic, darauf der Kurs verzeichnet, der Punkt, wo man sich befindet und die seit 24 Stunden zurückgelegte Entfernung in Ziffern. Nun, diese Entfernung ist der Hauptgegenstand der täglichen Wetten. Fast jeder wettet. Und zwar schreibt er auf eine schwarze Tafel seinen Namen und sein „guessing for 24 hours' run“ (Raten für die in 24 Stunden gelaufene Entfernung). Vorher aber muß er fünf Dollars in eine gemeinsame Kasse (die poule) erlegen. Um 12 Uhr stürzt dann alles zur Kampanje hin, um die amtliche Ziffer zu sehen und der Sieger streicht die Kasse ein. An der schwarzen Tafel geht es sehr bewegt her: „Ich wette meinen untersten Dollar auf 470.“ — „Sind Sie toll? Ich habe den Teich 90mal gekreuzt, ich setze mein Leben auf 420.“ — „Gehen Sie zur Hölle, Sie sind ein Grünhorn“ u. s. w. Plötzlich schreibt einer 485. Große Sensation, Für und Wider, Gegenwetten u. s. f. . . . Nun, Sie wissen, ich wette nie. Ich spiele auch nicht. Nur Whisky vertrage ich viel, wenn es sein muß. Sie können sich also denken, daß ich im Rauchsalon so ziemlich eine Null war. Da begab sich eines Tages folgendes. Ich hatte mich dem Chef-Ingenieur als Kollege vorgestellt

und ihn ersucht, mir die Maschinen zu zeigen, da ich in Wien einen Vortrag über sie halten möchte. Solche 22 000 Pferdekkräfte sind es wert, in der Nähe besehen zu werden. Ich fuhr also mit dem Ingenieur durch den Maschinenraum hinab, Station nach Station, es ist dazu ein Aufzug vorhanden, und ließ mir alles erklären. Wir tranken dann ein Glas Cognac und im Plaudern fragte ich ihn, wie viel Knoten wir wohl morgen ausweisen würden. Höchstens 400, meinte ich, da wir ein Wrack begegnet und Aufenthalt gehabt hatten; tags zuvor seien es ja ohne Störung 490 Knoten gewesen. Darauf antwortete er: „Wie viel Knoten wir wirklich haben werden, weiß ich jetzt noch nicht, aber aufgeschrieben werden morgen Mittag 510.“ — „Das kann ja nicht richtig sein,“ entgegnete ich. — „Ja, richtig wird es wohl nicht sein.“ — „Wie? Bringen Sie denn nicht die richtigen Berichte?“ — „Gar keine Spur. Wir fangen grundsätzlich mit kleinen Geschwindigkeiten an und enden mit großen, damit die Passagiere, die ja immer ungeduldiger werden, eine gewisse Befriedigung haben. Von Southampton nach New-York sind es 3200 Meilen, der Kurs ist den ganzen Sommer derselbe, und den ganzen Winter wieder, ein etwas südlicherer; diese Strecke teilen wir also für die Passagiere in die entsprechende Zahl von Abschnitten von uns beliebiger Länge. Worüber die Herren im smoking room so heftig wetten, das hängt rein von unserem Belieben ab.“ Ich war natürlich sehr überrascht. Und als tags darauf die Fragen kamen:

„Wie viel wetten Sie, Sir?“ — da machte ich eine Ausnahme und sagte: „510“. Mit steinerner Ruhe. Alles war in Aufruhr. „Sind Sie nüchtern? Gestern waren es ja nur 490, . . . und heute das Brack!“ — Ich wiederholte ruhig: „510. Uebrigens wette ich niemals, ich sage bloß meine Ansicht, da ich befragt werde.“ Und als dann mittags richtig an der Kampagne „510“ erschien, eine sensationell hohe Zahl, da war ich der Held des Tages. Jeder wollte wissen, wie ich das habe raten können, aber ich sagte nur: „Das ist angeboren, ein instinktives Gefühl für Geschwindigkeiten, die ich mitmache. Ich rieche das. Ich irre mich nie.“

Unter den Störungen jenes Tages war übrigens eine sehr komische. Am Horizont war ein Halifax-Schooner erschienen und alles hatte die Ferngläser geholt, um die Bewegungen des Fahrzeugs zu verfolgen. Da auf einmal verschwand der Schooner plötzlich aus allen Gläsern. Wir setzten die Gucker ab und suchten mit freiem Auge, da sahen wir zu unserer größten Verblüffung den Schooner mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes den Horizont entlang jagen und uns wohl zehnmal umkreisen. Er schien wie besessen und der Anblick war ebenso spaßhaft, als vorderhand unerklärlich. Da begann das Nebelhorn zu brüllen, Kommandorufe kreuzten sich, ein anderes Steuer wurde in Gang gesetzt, von unten kam alles heraufgestürzt, selbst die vier Treppen tief Wohnenden, die nur 60 Dollars zahlen . . . Sie

wissen, es war etwas am Steuer gerissen und unser Dampfer drehte sich auf einem Fleck rasch um seine eigene Achse. Für unser Auge drückte sich dies dadurch aus, daß wir den Schooner, wie ein Pferd an der Longe, um uns her galoppieren sahen.

Wir hörten später das Nebelhorn noch oft genug. Als wir zu Neufundland kamen und durch den berühmten Nebel unseren Weg suchten. Damals war es, daß ein Passagier, der bisher nie die geringste Anekdote erzählt hatte, zur Schlafenszeit sitzen blieb und sagte: „So lange ich das Nebelhorn höre, lege ich mich in kein Bett.“ — „Warum?“ fragte alles. — „Ja, sehen Sie, es ist mir ungemütlich.“ — „Ach was, ungemütlich! Ich bin fünfzigmal durch ärgern Nebel gefahren. Und seit der „Alaska“ ist ja kein Schiff mehr zerschellt worden.“ — „Ja, sehen Sie, ich bin eben einer der Geretteten von der „Alaska,“ die hier herum im Nebel mit jenem Eisberg zusammenstieß.“ Das war nun höchste Sensation, der Mann mußte den ganzen Hergang haarklein erzählen und ich kann sagen, er legte sich gehörig hinein. Mit dem Aufwand von Atem hätte er hundert Anekdoten bestreiten können.

Die Geschichten, die vom vierten Tage an erzählt zu werden pflegen, sind übrigens nicht papiersfähig. Die Leute sind mit einander sehr intim geworden und legen auf Schicklichkeit nur noch wenig Wert. Auch sind sie, Gott sei's geklagt, meistens be . . . trunken. Auf der Rückreise nach England konnten, als wir schon bei

den Needles waren, mehrere sich kaum aufrecht erhalten und einer, der besonders viel verpokert hatte, schrie im Rausch immerfort, wie ein Zahnbrecher: „Wo ist dieser dam fellow, ich muß seine Leber haben!“ (I want his liver!) Wenn man endlich das Festland betritt, befestigen sich die Beine wie durch ein Wunder. Der hellgelbe Sonderzug, der in einer Stunde bis London fährt, steht bereit und die Insassen sind schon wieder whiskyfähig. Bis London wird fortgefneipt, vor lauter Seligkeit, daß man nicht Salzwasser getrunken. Da hören alle Standesunterschiede auf und abends ist es Regel, mit Mann und Maus ins St. James Restaurant zu gehen, wo es von Weiblichkeit wimmelt, und die überstandenen Gefahren mit vereinten Kräften zu vergessen. Die Schiffszeitung, die während jeder Ueberfahrt am Bord erscheint, weiß von dieser letzten Nacht nichts mehr zu melden.



Ein Wrack.

Die Begegnung mit einem Wrack, sagte Freund Fritz, ist eine der aufregendsten Episoden einer Ozeanfahrt. Der Mensch erscheint da so klein und das Weltmeer so groß; aber auch umgekehrt. Der Mensch ist doch der Herr, und der Ozean, der ihn verschlingt, nur ein empörter Sklave.

Als ich anfangs September 189* — Anno Chicago — mit der „City of Paris“ von New-York nach Southampton zurückfuhr, wurde mir dies ganz deutlich. Das ganze Schiff war froh, nicht früher abgefahren zu sein, denn einige Tage vorher hatte ein furchtbarer Cyclon gewütet. Er kam nach seiner lieben Gewohnheit aus dem Golf herauf und stürzte sich vor allem, ehe er nach Norden weiter wanderte, in die hübsche Ecke von Savannah (Georgia). Sie liegt ihm so günstig, daß er das niemals unterläßt. Für den Hafen von Savannah war dieser Besuch ungemütlich; die Anzahl Schiffe, die darin vor Anker lagen, wurden einfach ineinander ge-

schmettert, wie man einen Haufen Nußschalen in eine Stubenecke fegt. Die Windstärke war 12; die Beaufortsche Skala geht überhaupt nicht weiter als 12. Das bedeutet so 140 Kilometer die Stunde; nur ein chinesischer Wind soll gelegentlich noch mehr Eile haben. Das war am 1. September. Kurz vorher war die „Majestic,“ von der White Star Linie, unterwegs von New-York nach Liverpool, von diesem Zephyr gestreift worden. Wie hoch damals die See ging? So hoch, daß eine überkommende See den Marsgast (Wächter) aus der Großmars herauswusch. Er verschwand spurlos . . . aus einer Höhe von vierzig Fuß. Zwei Tage vor meiner Abreise von New-York hatte ich selbst ein Pröbchen dieser Wirtschaft gesehen. Ich war zu Besuch in Newport (New-Jersey). Das ist wohl das vornehmste Seebad der Welt. Es ist so vornehm, daß es nicht einmal gestattet, Hotels zu errichten, für arme Teufel, die sich dort keine eigene Villa bauen können. Es besteht aus lauter Prachtvillen von Millionären, und wer dort übernachten will, muß von einem dieser Geldherren eingeladen sein. Ich selbst wohnte beim Finanzminister der Vereinigten Staaten, General Fairchild, dessen Gemahlin eine Nichte des amerikanischen Erz-Philosophen Ralph Waldo Emerson ist. Ein hochpatrizisches Haus, auch dem Geiste nach. Mr. Astor, millionenhaften Rufes, hatte uns zu einem „kleinen“ Diner auf seiner Yacht „Murmahal“ geladen. Dieses Fahrzeug galt für die größte und prächtigste Yacht der Welt. Aber mit dem Diner an Bord wurde es

nichts. Wir saßen eben in einem zierlichen Pavillon an einem hohen Strandpunkte des Parkes und nahmen eine Erfrischung; natürlich eine erwärmende, denn frisch genug wehte es den Strand entlang. Es pffiff uns ordentlich um die Ohren. Plötzlich ein Kanonenschuß, Pfeifensignale, Kommandorufe; ein Hin- und Herdampfen von Bugfierschiffen und dazwischen ein großer Krach. Wir schauen hinab und sehen, noch im Rauche des Schusses, den sie abgegeben, die „Murmahal“ an den Felsen geschmettert, mit eingedrückten Rippen, ein blendendweißes, goldschimmerndes Wrack. Sie wurde dann wieder see-tüchtig gemacht, aber sie hatte kein Glück mehr. Ein Jahr später sank sie bei Gibraltar.

Nun wissen Sie, was das für ein Sturm war. Noch einige Tage nach unserer Abfahrt war die See rauh, eine starke Dünung hielt sie in Schwung. Sonst war das Wetter schön und wir waren mit Beaufort ganz zufrieden. Es mochte elf Uhr vormittags sein, ich saß im Rauchsalon und sah den Pokerspielern zu. Da erscholl aus der Mars herab durch den Signalschlauch ein Hornsignal, drei oder vier Stöße. „Holla!“ riefen die Spieler und warfen die Karten hin. „Notflagge in Sicht, Backbord voraus!“ Die Signale kennt ja jeder ständige Ozean-gast, wie die Landratte ihr Alphabet, und so übersetzten sie das Signal sofort ins „Englisch der Königin.“ Alles stürzte in die Kabinen hinab, die Ferngläser zu holen, und lehnte dann aus Leibeskräften gegen die Backbord-Keeling, um Auslug zu halten. Zu sehen war aber einstweilen nichts,

denn der Marsgast sieht weiter als ein Mann auf Deck. Erst nach einiger Zeit erschien an der Kimm (am Horizont) ein kleiner bunter Punkt. Sofort nahmen wir den Kurs darauf, im schnellsten Tempo. Bald sahen wir, daß das bunte Ding eine amerikaniſche Flagge war, aber verkehrt gehißt, Streifen oben, Sterne unten. Das ist drüben die Rotflagge, bei uns ist sie anders; wir binden einen Knoten hinein, und das heißt dann „Flagge im Schau.“ Dann sahen wir das Schiff selbst. Alle Masten über Bord, das Ruder zerschellt; die Flagge an den Topp einer abgebrochenen Spiere gebunden, diese mit Hilfe eines sogenannten Notstiches aufgestellt. Wir sahen fünf Menschen in breiten Panamahüten und hohen Röhrenstiefeln auf Deck kauern und sich mit allen Bieren festklammern, wo sich eben ein Pflock oder Tauende finden wollte. Das Wrack tanzte nämlich, da ihm der Gegendruck der Segel fehlte, in ganz schauerlicher Weise auf und nieder, ohne aber von der Stelle zu kommen. Dabei gingen fortwährend Seen über Bord und gleichzeitig brannte die Sonne gehörig.

Die „City of Paris“ fuhr rasch auf das Wrack los, daß wir glaubten, es müsse in den Grund gebohrt werden. Aber sie umfuhr es mit einer scharfen Drehung und legte sich so dicht daran, daß der Kapitän von seiner Brücke senkrecht hinabsprechen konnte. Die Schnelligkeit, mit der all das vor sich ging, die Genauigkeit, mit der alles klappte, war bewunderungswürdig. Ich hatte z. B. gar nicht bemerkt, wie es gemacht wurde, daß fast augenblicklich, nachdem das Hornsignal ertönt war, bereits ein stählernes

Rettungsboot, mit zwölf Mann bemannt, an den Davits hinuntergelassen, etwa zwei Meter über Wasser hing und das Weitere erwartete. Das ging alles wie automatisch, und ebenso kam das Boot dann wieder in die Höhe.

Und da stand nun Kapitän Randell auf seiner Brücke und sprach durch die hohle Hand hinab. Ich glaube, es war das erstemal, daß wir ihn eigentlich sahen. Die zolldicke Leinwand, welche die Kommandobrücke zum Schutz gegen Wind und Wetter verkleidet, reichte ihm bis übers Kinn; nur von da aufwärts war er uns bekannt. So oft er auch schon diesen Kurs gesteuert, niemals hatte er mit einem Passagier auch nur ein Wort gewechselt. Er stand oben, unnahbar wie ein Gott, aber wie ein verantwortlicher. Alle englischen Kapitäne leben auf solchem Isolirschemel. Das Gespräch, das sich zwischen ihm und dem Kapitän des Wracks entspann, war in seiner furchtbaren Lapidarität so merkwürdig, daß ich es wörtlich wiederholen will. Es fiel kein überflüssiges Wort (Grobheiten sind nicht überflüssig), keine menschliche Betonung erwärmte die kurzen Fragen und Antworten. Zum Schwatzen ist nicht Zeit. Hier bin ich, thu was du glaubst.

„Ahoi, was ist los?“ — „Segel, Mast und Ruder verloren, Sir.“ — „Was können wir für Sie thun?“ — „Nehmen Sie uns ins Schlepptau und bringen Sie uns nach New-York.“ — „Verdammter Unsinn (dam nonsense)! Euer ganzes Fahrzeug ist nicht so viel wert, als wir in einem Vormittag Kohlen verbrauchen. Wie lange ohne Mast und Segel?“ — „Fünfzehn Tage,

Sir.“ — „Wo kommt Ihr her?“ — „Cuba, Sir; in Cyflon geraten.“ — „Braucht Ihr Arzt?“ — „Nein, Sir.“ — „Niemand krank?“ — „Nein, Sir; doch eine Person tot, erschlagen von herunterkommender Kaa.“ — „Genug zu essen?“ — „Ja, Sir.“ — „Braucht Ihr Wasser?“ — „Nein, Sir.“ — „Wollt Ihr an Bord kommen?“ — „Nein, Sir.“ — Nochmals fragt der Kapitän, weiter vorgebeugt, hinab: „Wollt Ihr an Bord?“ — „Nein, Sir.“ Da neigt sich der Kapitän über das Sprachrohr und kommandiert: „Full steam ahead, rudder in lee!“ (Voll Dampf voran, Ruder in Lee!)

Sie sind für ihn abgethan, er tritt zurück. Das Schiff fällt mit einer scharfen Drehung in seinen ursprünglichen Kurs zurück. Aber schon ist der erste Schiffsleutnant auf der Brücke erschienen und hat mit Sextant und Chronometer Länge und Breite des Punktes aufgenommen, wo das Wrack lag. Und so oft wir später einem Fahrzeug nur so nahe kamen, daß Marszgaſt den Marszgaſt ſehen konnte, wurde ihm durch Flaggenſignale mitgeteilt: „Wrack unter Rotflagge, Länge ſoundsſo, Breite ſoundsſo.“

Es war ein Schooner, der mit Baumwolle von Havanna nach Boston ging. An ſeiner ſchwarzen Gallion laſen wir mit weißen Buchſtaben den Namen geſchrieben: „Edith Mac Inter.“ Das Wort Edith war viel weißer als die übrige Schrift, es mußte erſt ganz kürzlich aufgemalt worden ſein, über einen anderen Namen, der

schlecht abgetragt noch darunter zu erkennen war: „John“. John und Edith, das beschäftigte dann den ganzen Damensalon tagelang in der romantischsten Weise.

Man kam schließlich überein, daß John Mac Inter jahrelang mit diesem gleichnamigen Schiffe zwischen Havanna und Boston hin und wieder gefahren sei, bis er Geld genug erspart hatte, um seine Edith heimzuführen. Als dies geschehen, habe er den Namen des Schiffes in „Edith“ geändert und sich mit ihr eingeschifft. Jene eine Person, die von jener heruntergekommenen Raa erschlagen worden, müsse schlechterdings Edith gewesen sein. . . Und da stand nun John Mac Inter auf seinem schlingernden und stampfenden Brack, in seinem triefnassen Zwilchittel, die Schenkelstiefel voll Wasser und den ellenbreiten Panama tief in das knebelbärtige Dankegesicht gezogen . . . und sah uns wie stumpf nach und wartete. Worauf wartete er? Auf ein Schiff, das nach Amerika fuhr und ihn dahin bugsieren sollte. Und seine vier Mann kauerten ebenso still und stumpf an seiner Seite. Ringsum tausend Meilen Salzwasser, und diese Leute ließen sich von uns nicht retten. Sie warteten auf einen weniger kostspieligen Zufall . . . der vielleicht gar nicht kam. Erschreckend schnell tauchte, da wir uns rasch entfernten, das tanzende Brack tiefer und tiefer. Es war ergreifend, zu sehen, wie es tanzend unterging, mit Mann und Maus. Wir räsonnierten dann noch weidlich über die Barschheit unseres Kapitäns, den wir für die Gelegenheit etwas kontinentaler, d. h. sentimentaler gewünscht

hätten. Uebrigens klärten uns die Offiziere über die Dinge auf, die hier ins Spiel kamen. Die Leute mochten ihr Wrack nicht verlassen, erstens, weil Southampton in der That östlich, New-York aber westlich des Atlantic liegt. Und dann, weil kein Rheder gern Leute wieder engagiert, die ihr Schiff verlassen haben. Uebrigens hätten sie vorher ihr Fahrzeug mit Pulver sprengen müssen, damit es nicht als totes Wrack im Kurs liegen bleibe.

O, diese toten Wracks! Diese unheimlichen Schiffsleichen! In der Südsee treiben Hunderte von ihnen herum, nach dem Belieben der Abdrift (Winddruck) und der Stromversetzung (Meeresströmung), die ihre einzigen bewegenden Kräfte sind. Uralte Wracks darunter, bis zu 100 Jahre alt, halb versteinert und ganz mit Seegetier bevölkert, wilde Menagerien der Meeresfauna. Unbeleuchtete „hulks“ (Schiffsrümpfe), umkreisen sie langsam, stumm und finster den Erdkreis, tote Weltumsegler, Fliegende Holländer, eine stete Gefahr für Schiffe, denen sie etwa nachts begegnen. Darum werden sie von der englischen Admiralität sorglich in Evidenz gehalten, sie sind sogar numeriert und in Wrackatalogen geführt, in die man immer wieder einschreibt, daß Wrack soundsoviel zu dieser und dieser Zeit da und da gesehen worden. Wo man eines erwischen kann, wird es wohl in die Luft gesprengt, um diese wandernde Klippe unschädlich zu machen. Aber es ist nicht leicht und nicht ungefährlich, bei irgendwelchem Seegang sich an ein ungesteuertes Schiff heranzumachen. Wenn sie noch wenigstens Flaggen-

signale geben könnten, z. B. jenes schauerlichste von allen, das unter NC. verzeichnet ist. Das bedeutet nämlich: „wir sinken.“ Mich als Chemiker hat es immer unheimlich berührt, denn dieselben Buchstaben bilden die chemische Formel für Blausäure (richtiger: dessen Gift, Cyan). Ist das nicht eine Kabbala der Buchstaben?



Eisenbahnerlebnisse in Amerika.

Na — sagte Freund Frik — wenn man Amerika schon längst hinter sich hat, verspürt man noch immer etwas wie Heimweh nach den dortigen Eisenbahnen. Man möchte wieder einmal ruhig schlafen in einem Pullman'schen Schlafwagen, wo man sein Bett nicht von unten auf der Straße vorbeirassellenden Fuhrwerken zittern fühlt, denn die Bewegung so eines limited express ist das absolute Dahinschweben. Sie stellen des Morgens ein randvolles Glas Wasser hin und abends ist kein Tropfen verschüttet. Und wie gut man da einschläft! Das Geräusch eines solchen fahrenden Zuges ist ein vortreffliches Schlafmittel. Es ist nicht das unangenehme vierfüßige Gepolter eines europäischen, sondern eine einförmig singende, trommelnde und klingende Melodie. Sie besteht aus dem fortwährenden Geprassel des kleinen schwarzen Graupenhagels von Kohlenstückchen auf dem Dache, dann aus dem leisen Pfeifen des Fahrwindes, der zwischen den schief aufgesträubten schmalen Platten des Milchglas-

daches hindurchstreicht, und aus dem unaufhörlichen Geläute der ferneren Maschine, deren Glocke das Vieh vom Bahndamm scheuchen soll. Weicht es nicht, so sprüht ihm die Maschine durch eine eigene Spritze heißen Dampf aufs Fell, das macht ihm doch Weine. Die amerikanischen Lokomotiven haben so allerlei kleine Privatbequemlichkeiten, die wir nicht kennen. So führt z. B. jede einen eigenen Hebelapparat mit, um, wenn sie ein wenig entgleist ist, wieder zurechtgehoben zu werden. Ganz wie unsere Pferdebahnwagen. Wegen einer solchen Kleinigkeit stieg ich nicht einmal aus meiner Badewanne. Bäder fahren ja selbstverständlich auch mit. Und eine Barbierstube auch. Möchten Sie sich auf der Hessischen Ludwigsbahn, die im Stoßen den Weltrecord verdient, barbieren lassen? Ich nicht. Und eine Bibliothek ist auch im Zuge. In eleganten Mahagonikasten mit Glasscheiben stehen da die besten Werke, auch wissenschaftliche, in allen Sprachen. Alles ist tadellos in Leder gebunden, mit den Bignetten der Gesellschaft in Gold. Sogar ein eigener Bibliothekar ist angestellt; selbstverständlich ein Neger, mit jenen gewissen großen weißen Zähnen zum freudigen Grinsen, wenn man sich von ihm das „Leben Abraham Lincolns“ geben läßt. Und zurückzugeben braucht man das entlehnte Buch gar nicht, man läßt es einfach beim Aussteigen auf seinem Sitz liegen; stehlen würde es bloß ein Europäer.

Nicht als ob die amerikanischen Passagiere allesamt die Ehrlichkeit erfunden hätten. Als ich noch ein „Grün-

horn“ war, hatte ich auch mein bißchen Lehrgeld zu zahlen. Der erste Fall kostete mich 40 Dollars; das ist verhältnismäßig billig. Ich fuhr von Chicago nach Louisville (Kentucky), eine ganz kurze Strecke, 12—13 Stunden. Ich saß recht behaglich in einem „Wagener's vestibuled palace car“; das sind die eigentlichen Salonwagen der Limited-Expresszüge. Alles in braunschimmerndem Palisander, mit prächtigen Tapeten und Stickereien. Es fahren da überhaupt nur Pullmans und Wagners mit, jene für die Nacht, diese für den Tag. Ich übte mich gerade im Schaukeln auf den unvergleichlichen Schaukelstühlen dieser Fahrsalons, die auf besonderen patentierten Pivots ruhen, um außer dem Auf- und-Nieder nach vor- und rückwärts auch nach allen Seiten kippen und wippen zu können. Ich sage Ihnen, es ist die idealisierte Seefrankheit. In den gewöhnlichen Schaukelstuhlwagen (rocking chair cars) muß man das Seitwärtskippen entbehren, die sind aber auch um so viel billiger. Ich hatte also meine Schuhsohlen reglementsmäßig an das breite Spiegelglasfenster gehoben und sie ergözten sich an der vorbeischiehenden Aussicht, während mein Kopf mit der obligaten runden Schädelkappe (scull-cap) angethan, etwas tiefer lag. Plötzlich tippte mich jemand auf die Schulter, die Passagiere spazierten nämlich immer durch den ganzen Zug. Ein langer Yankee begrüßte mich: „How do you do?“ und wir wechselten einige tiefempfundene Bemerkungen über das Wetter. Nachdem wir so weit intim geworden waren, sagte er:

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? Ich habe da 50 Dollars zu expedieren, meine Taschen sind aber voll mit lauter dummem Zeug von Ein-Dollar-Noten.“ Er griff ein paar Handvoll davon aus den Hosentaschen heraus. „Wenn Sie mir eine Fünfziger-Note für 50 solche geben könnten, wäre mir geholfen.“ Ich entschuldigte mich, ich hätte kein Bargeld mit, jedermann reise ja mit Kreditbriefen, wir sprachen noch hin und her und er ging schließlich weg, um anderweitig im Zuge herumzufragen. Nach einer halben Stunde kam er zurück und fluchte: „Unglaublich, an Bord des ganzen Zuges kein Mensch, der eine Fünfziger-Note besitzt.“ Ich ließ mich schließlich herbei, meine Briefftasche zu revidieren und fand zwei Zwanziger-Noten. Damit wollte er sich in Gottes Namen begnügen und das Fehlende mit Ein-Dollar-Blödsinn ergänzen. Das Ende der Transaktion war, daß er, in der einen Hand die herausgeklauten 40 Dollar-Noten, in der anderen meine zwei großen Billets, zur Thüre hinausshwenkte und die Waggontreppe hinabeilte. Ich ihm nach, den Revolver in der Hand und „stop thief!“ („Haltet den Dieb!“) schreiend, aber er rannte den Kondukteur, der auf der Treppe stand, nieder und sprang aus dem Wagen. Der Schaffner raffte sich gleich wieder auf und fragte mich aus. Seine erste Frage war, ob ich noch Geld genug hätte, er stelle mir 100 Dollars zur Verfügung. Dann führte er mich in das Rauchzimmer, wo ich den Fall erzählen mußte. Ein Herr, den man General titulierte, sagte ruhig: „Ja,

das war ein sogenannter confidence man (Vertrauensmann), wir kennen das.“ Um mich zu trösten, wurde Whisky aufgefahren, und die Herren tränkten mich die halbe Nacht und stopften mich mit Zigaretten und guten Lehren. Seitdem habe ich alles Vertrauen zu Vertrauensmännern verloren.

Was das Abspringen von fahrenden Bahnzügen betrifft, so habe ich das später auch eingeübt. Es gehört eine eigene Turntechnik dazu. (Der Erzähler demonstrierte sie sogleich; es muß übrigens bemerkt werden, daß er von Kindesbeinen auf in allen Leibesübungen Champion ist.) Die Amerikaner haben übrigens mitunter ganz brillante Einfälle, wie die Fahrordnung der Eisenbahnen besser verwertet werden kann. Ich fuhr einmal mit einem „Drummer“ (Handelsreisenden) im Schnellzug. Er fuhr nach K., einer kleinen Station, in der Schnellzüge gar nicht halten. Dort ist eine Fabrik, in der er regelmäßig zu thun hatte, und er fuhr jedesmal mit dem Express, statt mit dem Bummler. „Ich mache das nämlich so,“ sagte er. „An einem gewissen Punkte der Strecke überholt dieser Schnellzug jenen parallel in gleicher Richtung fahrenden Personenzug. Ein paar Augenblicke sind sie also Seite an Seite und da trete ich einfach hinüber. So erwische ich einen Zug, der in K. hält.“ Und ich sah ihm dann zu, wie er es ganz gemächlich ausführte. Er hängte sich seine Mustertasche über den linken Arm, wie eine Dame ihren Strickbeutel, stand auf der Plattform und lugte vorwärts, . . . jetzt

. . . ein bequemer Schritt und er stand drüben; die Differenz zwischen den beiden Zugsgeschwindigkeiten war nicht groß genug, um ihn auch nur zu besonderer Eile zu zwingen.

Ich selbst hatte später einmal Gelegenheit, meine Turnkunst mit mehr Berwegenheit auszuüben. Dieser Fall ist aber auch sonst merkwürdig, weil er ins dunkle Kapitel der Vorgefühle schlägt. Ich fuhr von Denver durch die Rocky Mountains nach Salt Lake City, zu den Mormonen; also ein Kapitalstück von Touristenland. Südlich von Denver liegt der reizende Luftkurort Colorado Springs, 6000 Fuß hoch, das reine Ideal eines Klimaortes. Ich wohnte in Antlers Hotel, wo man am liebsten sein Leben verbringen möchte. Ich blieb da eine Zeit lang und wollte dann über Pueblo, Saleida und Grand Junction nach Utah fahren. Zwischen Pueblo und Saleida passiert man die fabelhaftesten Schluchten im Herzen des „Felsengebirges,“ die Royal Gorge (Königsschlucht) und Black Cannon (schwarze Schlucht). Sie sind zwischen zwei merkwürdigen Gebirgen eingerissen: rechts der Pike's Peak, ein aus scharfen Tafeln aufgeschichteter Granitkegel, so hoch wie der Monte Rosa, 14 000 Fuß, mit einem gelben Hotel oben, d. h. einem von Chinesen gehaltenen, zu dem eine Eisenbahn nach Abt'schem System hinaufzieht, — links die fahle, schneebedeckte Bergkette Sangre de Cristo (Blut Christi). Von Saleida bis Grand Junction fahren die Salonwagen auf schmalspuriger Bergwerksbahn (Colorado Silberbergwerke!) ohne Fahrrad über den 11 000 Fuß

hohen Marshal-Paß; das ist auch nicht übel. Nun denn, durch den Royal Gorge fährt ein Pullman'scher observation car (Ausichtswagen), für den ich mir in Antler's Hotel einen Sitz nehmen wollte. „Ja, das hätten Sie vor drei Tagen thun müssen,“ sagte man mir, „der Andrang ist sehr groß.“ Ich reiste trotzdem ab; ich würde mir schon unterwegs zu helfen wissen. Ich nahm so bald als möglich den Schaffner beiseite und drückte ihm meinen Wunsch aus, in den Ausichtswagen zu gelangen. Ein amerikanischer Schaffner ist, wie Sie an den obigen 100 Dollars gemerkt haben, ein großer Herr. Er nimmt kein Trinkgeld; das mögen Sie dem porter (Aufwärter) geben, der ein Neger in schneeweißem Leinen ist. Wohl aber bietet er Ihnen eine Zigarre an, wenn Sie ihm gefallen, und setzt sich neben Sie zu einem Gespräch über die freie Silberausprägung oder Mac Dowells allgemeines Arbeitsprogramm. Dazu ist er fast ausnahmslos Freimaurer, und zwar sehr hohen Grades, nicht etwa bloß Master of the royal Arch, was der 7. Grad ist, sondern gleich Knight of Templars (30. Grad) oder so was. Ueberdies gehört er mit Passion noch etlichen geheimen Gesellschaften an, er ist z. B. Knight of the Pythias, Knight of Labour u. s. f. Und die Abzeichen aller dieser Geheimbünde baumeln an seiner Uhrkette. Nun denn, wie ich auf diese Uhrkette sah, erblickte ich einen silbernen Triangel, in den ein goldener Kreis gefaßt war. Nun war ich geborgen. Sofort stemmte ich die Spitzen beider Daumen gegen einander. „Das ist was anderes,“ sagte er und machte das Gegen-

zeichen. „Also Sie wollen in den Aussichtswagen? Gut. Passen Sie mal auf. Im Laufe der Fahrt werde ich Ihnen einmal unauffällig auf die Schulter klopfen. Das ist für Sie das Zeichen, auf der nächsten Station abzustiegen. Dort verpassen Sie absichtlich die Abfahrt des Zuges und springen dann, während er an ihnen vorbeifährt, auf die Treppe des Aussichtswagens. Sie wird natürlich besetzt sein, Damen auf faltstühlchen u. s. f. Sie werden auf Füße treten und Leute umwerfen, man wird Sie vielleicht erschlagen, aber das thut nichts, Sie sind oben.“

Und ich that genau, wie er gesagt. Allerdings ist es nicht leicht, in den letzten Wagen aufzuspringen; der erste fährt noch langsam vorbei, der letzte schon sehr schnell. Es ist der Sprung einer Wildtate . . . Nun, ich plakte wie eine Bombe in das Gedränge auf der Treppe; ich spürte Püffe und hörte Geschrei der Entrüstung, das verletzende Wort „idiot“ kehrte besonders häufig wieder. Ich entschuldigte mich nach Kräften, da ich beinahe den Zug verpaßt hätte, und setzte mich auf die allerunterste Treppenstufe, wo meine Sohlen fast den Kies streiften und ich die Beine anziehen mußte, so oft ein größerer Stein kam. So ging es in die Schlucht hinein. Stellen Sie sich das „Gefäße“ unter dem Mikroskop vor. Rote Felsen, schwarz überrieselt, in den Himmel hinauf und in den Abgrund hinab, in dem ein donnernder Fluß dahin rast. Alle fünf Minuten wird er auf einer Brücke gekreuzt . . . Plötzlich, ich weiß nicht wieso, ich weiß nicht warum . . . aber wie ein Blitz überfällt mich ein Gefühl, das ich nie im Leben gehabt. Das Gefühl, daß

ich, und koste es meinen Kopf, augenblicklich aufstehen und in den Waggon hinein muß. Ohne mir Rechenschaft darüber zu geben, springe ich auf, stürze mich in das Gewühl hinter mir, reiße Damen mit, werfe Klappstühle um, dränge alles vor mir her, gelange glücklich in das Innere. Mein Gesicht muß dabei einen Ausdruck von Todesangst gehabt haben, denn die Leute starrten mich an wie einen Tollen und wichen mir aus. Es war nur ein Augenblick, da . . . krrach! der Waggon thut einen großen Satz, dem noch etliche kleinere folgen, eine Staubwolke steigt auf, daß wir wie in Pulverdampf eingehüllt sind, die Leute fliegen sämtlich rücklings an die Wand. Totenstille; dann eine einzige Bewegung aller nach dem Ausgang. Doch die Treppe ist weg; abgebrochen; rückwärts alles zerschmettert; die dicken Messinghandhaben zu Schrauben verbogen. Was war geschehen? Ein ungeheurer Felsblock war herabgestürzt und hatte noch das Ende des letzten Waggons erwischt. Nun war ich der Held des Tages. Alles stürzte sich auf mich; stumme Händedrucke, laute Dank sagungen; ich hatte durch mein unerklärliches Vorgefühl ein paar Menschenleben gerettet . . . Der Zug stand. Wir konnten dann noch bis zur nahen Station Cotopaxi fahren, wo wir umstiegen. Einfahren aber konnten wir nicht, denn auf der Station stand eben ein entgleister Zug; der Dampfkessel war in der Mitte geknickt, wie ein dünnes Blechrohr.

Station Cotopaxi ist mir im Gedächtnis geblieben. Auch Station Barstow, die sich sonst schwerlich jemand

merkt. Diese freilich aus einem komischen Grunde. Sie liegt in Süd-Kalifornien, an der Atlantic Pacific. Mitten in unabsehbarer rostbrauner Sandwüste. Im Hintergrunde, weit, weit, streicht schneebedeckt die Sierra Nevada dahin, Gipfel an Gipfel. Himmel tiefblau, Luft zitternd vor Hitze, Thermometer 46 Grad R. im Schatten. Publikum durchaus in seer-suckers gekleidet, eine Art roher Baumwoll-Crêpe, weiß mit grauen Streifen; das soll das Kühlfste sein, was es in tropischer Hitze zu tragen giebt. Jeden Augenblick ein Glas Eiswasser, jede Stunde ein Bad in Eiswasser, um nicht an Hitzschlag zugrunde zu gehen. Ich saß am liebsten auf der Plattform des letzten Waggon's und ließ die Beine hinabbaumeln ins blaue Meer. Dieses blaue Meer spülte in azurnen Wellen, mit weiß ausspritzendem Gischt, hinter dem Zuge drein, die Schienen überslutend, jeden Augenblick auf dem Sprunge, meinen Waggon zu überschwemmen. Und dieses Meer, das sich vom hintersten Horizonte einherwälzte und uns nachströmte, war nichts als Täuschung, Zauberspuß. Die hier alltägliche Form der Fata Morgana. In solcher Gegend steht Station Barstow, wo übrigens im Winter die heftigsten Schneestürme toben. Barstow besteht bloß aus drei hölzernen, schneeweiß gestrichenen Häusern, etwa 500 Schritt vom Zug, mitten im rostbraunen Sand. Vor jedem Hause steht eine schneeweiß angezogene, blonde Dame; jung, schön, von den besten Manieren. Das sind Kellnerinnen; hochanständig, gebildet, geeignet, dem Passagier, der hier ein-

kehren muß, durch zivilisierte Ansprache den Abend zu verkürzen. Hart an den Schienen aber steht ein Bar (Schanktisch), beladen mit Speisen unter hellgrünen Drahtglocken, gegen die zahllosen Fliegen. Dahinter der Bartender (Schankwirt), ein hagerer, sonnverbrannter Mann, im seer-sucker, den breiten Sombrero auf dem Kopfe festgeschnallt; statt eines Hutbandes dient nämlich ein Lederriemen, der je nach der Stärke des Windes mittelst einer Schnalle fester gezogen wird. In der Schublade des Bar liegen jedenfalls zwei geladene Revolver, für alle Fälle. . . . Nun denn, ich stieg aus, trat zum Bar und ließ mir ein Sandwich geben. Ich aß und fragte um die Schuldigkeit. „Zwei Dollars,“ warf er hin. Ich bäumte mich auf: „Was? zwei Dollars für ein Sandwich? Das ist ja Wahnsinn!“ Er warf einen unbeschreiblichen Blick der Ueberlegenheit auf mich, dann machte er mit der Hand eine halbkreisförmige Bewegung, die auf den rostbraunen Sand, den knallblauen Himmel und die weiß herüberblendende Sierra Nevada deutete, und sagte mit großartiger Trockenheit: „Stranger (Fremdling), glauben Sie, daß ich wegen meiner Gesundheit hier bin?“ . . . Ich ging augenblicklich in mich und zahlte. Er hatte ja so recht!

Ohne Eiswasser wäre diese Tour wohl gar nicht zu machen. Man erzählte mir unterwegs einen mehr als drastischen, hochamerikanischen Fall, in dem dieses Wasser eine Rolle spielt. Der Zug hatte das Unglück, daß ihm das Eiswasser ausging. Fahrenheit hatte allzu arg gehaust.

Mit verdorrenden Kehlen saßen die Passagiere auf ihren Pivot-Schaukelstühlen, und beschworen die weißkleinen Neger-Porters vergebens, ihnen nur noch einen Schluck davon zu schaffen. Da sagte ein Mann, der noch nichts gesprochen, ein Miner (Minenarbeiter) im breiten Sombrero: „Ich wette hundert Dollars gegen zehn, daß ich Ihnen ein Glas Eiswasser verschaffe.“ Großer Aufruhr! Der Verschmachtetste der Passagiere rief augenblicklich Topp und griff schon nach der Briefftasche. Der Miner ging ruhig hinaus und kam nach wenigen Minuten ebenso mit einem Glas voll köstlichen Eiswassers zurück. Ruhig steckte er die Banknote ein und setzte sich wieder. Eine Viertelstunde später wiederholte sich die Szene; noch ein Glas Eiswasser, noch zehn Dollars. Andere Passagiere ließen sich nun auch herbei, das Eiswasser ging reißend ab, der Miner lieferte es rein wie ein Zauberer, ohne mit der Wimper zu zucken. Nach einigen Stunden aber, als man wieder ein Gläschen von ihm verlangte, ging er auf der anderen Seite hinaus, und zwar auf die Waggontreppe, auf deren unterster Stufe er, den Rücken gegen die Wüste gefehrt, mit beiden Händen beide Messinggriffe gefaßt, stehen blieb. Das ist die Stellung vor dem Hinauspringen. Und sagte ganz ruhig: „Mungo sagt, er kann mir kein Eis mehr geben, weil sie sonst anfängt, übel zu riechen“ . . . Sie? Wer? Was? . . . „Nun, die Leiche, die da vorn im Eiskasten transportiert wird“ . . . Und schon sprang er hinab, machte unten, nach rückwärts taumelnd, in aller Korrektheit den be-

kannten Halbkreis, der die Resultante aus den hiebei ins Spiel kommenden Schwungkräften ist . . . und der Zug war vorbei, verschwunden in der rostbraunen Sandwüste.

Die Bekanntschaft dieses Miners hätte ich gern gemacht. Er hätte zu manchem anderen Exemplare gepaßt, das mir über den Weg gelaufen. Z. B. zum Bar-Tender aus Little Rock (Arkansas), wobei zu merken, daß Arkansas „Arkansâ“ ausgesprochen wird . . . Wie das war? Ich fuhr von St. Louis (Missouri) nach Denver (Colorado), eine Strecke von etwa 38 Stunden. Es war Abend geworden, als wir nach St. Joseph (Missouri), südlich von Omaha, kamen, von wo es westlich durch den Staat Nebraska weiter geht. In dem nämlichen Wagen fuhr eine reizende junge Frau mit ihrem Töchterchen, die sehr nervös war, wegen eines unklar abgefaßten Telegramms, nach dessen Wortlaut ihr Mann, Direktor eines Silberbergwerkes in Colorado, infolge eines Einsturzes entweder tot war oder nicht. Aus purer Aufregung hatte sie mich unbekannterweise plötzlich gebeten, ihr aus einem Buche vorzulesen, was sie beschwich-tigen sollte. Als ich im besten Lesen war, stiegen zwei Männer ein, deren einer mit Handschellen gefesselt w und vom anderen an einer Stahlkette geführt wurde. Hand-schellen und Kette waren so überaus elegant gearbeitet, wie . . . sagen wir . . . das letzte Modell der Columbia Bicycles; das schnappt alles von selbst zu, kann aber nur mit einem flachen, numerierten Sicherheits Schlüssel,

wie dieser da, aufgesperrt werden. Der Gefesselte hatte einen roten Fuchsbart und ein entschiedenes Whiskygesicht; sein Führer aber sah womöglich noch schlimmer aus. Die Dame war durch die Aussicht auf diese Schlafkameradschaft sehr beunruhigt und bat mich zu fragen, wer die Leute wären. Der Nichtgefesselte hatte mittlerweile dem schwarzen porter etwas zugerannt und dieser richtete sofort zwei übereinander liegende Schlafstätten her, mit weißen Linnen, Kissen u. s. f. Dabei hatte er immer eine schwarze Aktentasche in der Hand. Als dann der porter meldete, daß die Betten fertig seien, sagte er dem Gefesselten einige barsche Worte und dieser kroch angekleidet in das untere Bett, worauf ihn jener mittelst der Kette und ihres Schnappschlosses an den Bettfuß fesselte. „So, da lieg', dam fellow! (verdammter Kerl),“ sagte er und setzte sich an den Tisch. Ich machte mich nun heran, mit dem üblichen „How do you do?“ und er erzählte mir, er sei Bar-Tender aus „Little Rock (Arkansas)“ und kommandiere 240 Stimmen. Das heißt, er habe 240 Schnapskunden, Irländer und Neger, die in seiner Schuld stehen und dafür bei Wahlen in seinem Sinne stimmen müssen. Er fragte mich dann, ob ich etwas mit ihm „haben“ wolle, und als ich bejahte, rief er: „Flasche Bier!“ Beim Bier erzählte er mir dann das ganze Abenteuer, in dem er begriffen war, unter fortwährendem Schimpfen auf den Gefesselten, der alles mit anhören mußte, ohne zu mucken. Der rohe Dialekt und die urwüchsigcn Wendungen sind leider nicht wiederzugeben.

„Dieser dam fellow pflegte ein Freund von mir zu sein,“ so begann er. „Dann beging er einen Diebstahl und ich erlegte bail (Kaution) für ihn. 1000 Dollars. Darauf ging er einfach durch, dam fellow! Der Sherif sagte mir: entweder Sie bringen ihn persönlich zur Stelle, oder Sie verlieren Ihre Kaution. Da sagte ich: 1000 Dollars ist viel Geld, lieber opfere ich die Hälfte und suche ihn auf. Ich bekam Wind, daß dam fellow sich in Galveston (Texas) befinde. Geschwind verschaffte ich mir die Haftpapiere für alle Staaten, die dazwischen liegen, und fuhr nach Galveston (Texas), viermal 24 Stunden durstigen Reisens. Ich komme nach Galveston (Texas), begegne dort einem Freund, Bar-Tender wie ich, bei welchem dam fellow selbstverständlich gezecht hat. Der sagt mir, dam fellow schon abgedampft nach Stadt Mexiko. Ich ihm nach, mit zwei Zoll hoch weißem Staub auf meinen Kleidern. Komme nach Stadt Mexiko, begegne dort einen Freund, Bar-Tender wie ich. Dam fellow hat sich bei ihm betrunken, ist aber schon abgesegelt, nach St. John (Missouri). Hullos! sage ich, in St. John wohnt ja mein Bruder. Ich „kable“ meinem Bruder: „Dam fellow arretieren lassen!“ Mein Bruder kabelt zurück: „Dam fellow arretiert!“ Ich fahre nach St. John, zeige meinen Haftbefehl für Staat Missouri und nehme dam fellow an die Kette, um ihn dem Sherif nach Denver (Colorado) zu liefern. Leider hab' ich für Staat Colorado kein Haftpapier und muß also hier sehr aufpassen, denn wenn dam fellow nur so weit loskommt,

daß er den Fuß auf den Boden draußen setzt, so ist Habeas Corpus und ich kann ihm nichts mehr thun. Na, er soll's versuchen! Sehen Sie diesen sevenshooter (Siebenläufigen) an (er zog einen mächtigen Revolver aus der Aktentasche); wenn dam fellow irgendwie bis an die Thür gelangt, schieß ich ihn nieder wie eine Hündin!" (Hündin ist viel beleidigender als Hund.) „Aber dam fellow wird nicht! Diese Nacht will ich schlafen; das erstemal seit sieben Nächten"!. . Das war die Geschichte von dam fellow und seinem Freunde.



Jack Strap und der Drummer.

Freund Fritz unterhielt mich gestern abend wieder mit Erzählungen aus seiner amerikanischen Reisezeit. Bunte Erlebnisse unter bunten Leuten. Dabei kam er auch auf seinen Koffer zu sprechen. Der Koffer ist für jeden, der unter Yankee's reist, eine Quelle mannigfaltiger Abenteuer. Zugleich ein Prüfstein christlicher Geduld für frommere Naturen, während schlimmere Charaktere sich durch ihn eine seltene Virtuosität im Fluchen aneignen. Der Koffer ist nämlich ein ungeheurer Schröpfkopf, den der transatlantische Gepäckträger dem reisenden Publikum aufsetzt. Da ist die dickste Haut unnütz, es kommt Blut. Mein Freund erfuhr dies gleich bei seinem ersten Ausflug in den Vereinigten Staaten; von New-York nach Niagara Falls. Er hatte sich bei dem allerersten Kofferfabrikanten Wiens den allerbesten Koffer gekauft. Gut genug für eine Reise in die Ewigkeit. Ganz aus dem dicksten Schweinsleder, aber das betreffende Schwein mußte schon an das Rhinoceros gegrenzt haben. Dieser dickhäutige Koffer hatte überdies einen Boden aus

solidem Zinkblech. Darüber wurde wohl anfangs der erfahrene Käufer stutzig, allein der Fabrikant versicherte ihn, daß gerade dies den Gipfel der Unverwüstlichkeit bedeute. „Solche Koffer sind schon fünfmal um die Erde gereist, ohne sich zu rühren,“ sagte er, worin zwar ein gewisser Widerspruch liegt. Bezahlen ließ er sich 180 Gulden, was gerade genug ist, um den Anspruch auf einen relativ unzerreißlichen Koffer zu rechtfertigen. Sehr zuversichtlich gab also mein Freund in New-York den Koffer nach Niagara Falls auf, allein als er im dortigen Depot ankam — Depot heißen in Amerika die Bahnhöfe — da empfing ihn ein Chorus von Gepäckträgern, auf deren Gesichtern ein eigentümlicher Ausdruck von ironischer Ueberlegenheit lag. Dieser Ausdruck soll bisher thatsächlich nur in den Physiognomien amerikanischer Gepäckträger beobachtet worden sein. Diese Herren meldeten ihm mit der Betonung, als ob sie etwas Selbstverständliches feststellten, daß sein Koffer entzwei sei. In der That, der berühmte Zinkboden war den hier maßgebenden Mächten als zu verlockender Angriffspunkt erschienen; er hing lose und ließ allerlei Aermel und Krawattenschleifen durch, die entschieden besser im Innern verwahrt bleiben. „Thut nichts, wir werden einen Riemen umlegen,“ hieß es ermutigend. Drei Mann umschnürten also den Koffer mit einem breiten Lederriemen, so fest, daß er ausah wie nach einem Eisenbahnzusammenstoß. „Etwas Gegendruck, Sir; einen zweiten Riemen,“ hieß es nun. Der zweite Riemen bog dann alles Schiefe wieder gerade. Im Kofferschnüren

haben diese Leute es zu einer eigenen Kunst gebracht. Noch größer freilich ist ihre Kunst des „Koffer-smaschens,“ d. h. Kofferzerschmeißens. Dies ist der allgemein gebräuchliche Ausdruck dafür. Im ganzen amerikanischen Verkehrsnetz führen die Gepäckträger den Fachnamen „baggage smashers“. Nach den gewiegtesten Kennern des jenseitigen Eisenbahnwesens ist der Koffer, den sie nicht „smaschen“ können, überhaupt noch nicht erfunden. Dagegen lassen sie sich für jeden Riemen zwei Dollars bezahlen. Das ist in der That ihr eigentliches Geschäft, mit dem bekannten grünen Zweig, auf den sie zu kommen wünschen. Ein Riemen aber heißt auf Anglo-Amerikanisch „strap“. Jack Strap kann also als typischer Eigenname für einen gewerbemäßigen baggage smasher gelten.

Der Mann aber, mit dem Jack Strap am meisten in Berührung kommt, ist der sogenannte „drummer“, was drüben keinen Trommler, sondern einen Handlungsreisenden bedeutet. Weil er ja wie mit der Trommel Kunden fangen muß. An den Warenkoffern des Drummers hat Jack Strap sich jedenfalls den größten Teil seiner Geläufigkeit im Smaschen von Bagage erworben. Vergebens strengt der Drummer seine Schlaueit an, um seine Koffer immer widerstandsfähiger zu machen; auch der Bagagesmascher ist ein Yankee und weiß mit jedem solchen Festungswerk fertig zu werden. Es wüthet in Amerika seit undenklichen Zeiten ein förmlicher Bürgerkrieg zwischen dem Drummer und dem Bagagesmascher. Sie bekriegen sich, wie die Erfinder von immer stärkeren Schiffskanonen und die von immer stärkeren Panzerplatten. Und alle Vereinigten Staaten sehen in begreif-

licher Spannung zu, wie der Streitfall „drummer contra baggage-smasher“ sich entwickelt. Auch eine Menge lustige und tragische Geschichten sind über dieses Nationalthema im Umlauf. Vermutlich hat sogar Mark Twain dergleichen erfunden. Die folgende aber ist, wie mir mein Freund versichert, niemals gedruckt worden, sondern geht drüben unter den Drummers von Mund zu Mund, und die Gepäcksmascher ärgern sich darüber.

Mr. Drummer also — geben wir ihm diesen Namen — bringt sein Leben auf den amerikanischen Railroads zu, und in jedem nennenswerten Depot (Bahnhof) ist ihm schon ein Koffer „gesmascht“ worden. Er hat schon ein Vermögen für Straps ausgegeben, und ein zweites auf Experimente, wie er jenes erste ersparen könnte. Er hat jede Art von Leder, Holz, Blech versucht; stumpfere und spitzere Winkel; Eckkappen und Bänder aus den verlässlichsten Stoffen; Nägel aus allen Metallen in Längs-, Quer- und Diagonalreihen oder in geometrischen Mustern; dazu äußere Verstärkungen und innere Pölzungen; das Schubsystem, Klappsystem, Einlegesystem — alles umsonst. Das Ideal des „unsmaschbaren Koffers“ hat er nicht erreicht. Jack Strap würde die Zitadellen in der New-Yorker Bucht smaschen, wenn er sie eine halbe Minute auf der Schulter hätte. Immer wieder kam Mr. Drummer mit neuem Vertrauen auf den Bahnhof, denn er ist ein unverbesserlicher Sanguiniker, und sah zu, wie Jack Strap seinen neuerdings verbesserten Koffer auf die Schulter nahm. Kaum daß Jack Strap einen Blick auf das neue System warf; wenn er das

Ding griff und schwang, spürte er sofort alle seine konstruktiven Geheimnisse und equilibristischen Nucken heraus. Ein paar Schritte damit und es kam ein Stein des Anstoßes, ja man kann sagen, der Stein des einzigen Anstoßes, der diesem speziellen Koffer den speziellen Garaus machen konnte. Jack Strap ist ein Smaschergenie. Bald war es ein Treppengeländer, auf das eine Ecke — jedenfalls die richtige Ecke — des Koffers, wie um sich einen Augenblick zu stützen, ganz leicht aufstieß. Es knackte nur ein klein wenig, aber der Koffer klappte davon auseinander, gleich nach zwei oder drei Richtungen. Es war wie das Kunststück, eine Steinnuß durch einen scheinbar gelinden Schlag mit der bloßen Hand zu knacken. Jack Strap knackte einen Koffer wie eine Nuß. Das anderemal — wieder ein neues System — genügte ein Ruck auf der Schulter, um gleichsam den Schwerpunkt der Masse plötzlich zu verrenken. Der Koffer barst nicht, aber alle seine Schösser sprangen wie auf Kommando auf, er war vorderhand unverschließbar gemacht. Noch andere Systeme wurden vierhändig bewältigt; durch Karambolagen, die auf dem Billard nicht genauer zu berechnen wären. Der eine Koffer stemmte den anderen auf, wie der Lazzarone mit der Schneide der einen Muschel die andere öffnet. Mancher Koffer freilich verlangte einen Sturz, um riemenbedürftig zu werden. Nun, da ließ man ihn auf die bewährteste Weise fallen, genau so hoch, als es nötig war.

Mr. Drummer war wütend. Helfen konnte er sich nicht, aber rächen wollte er sich an Jack Strap, dem Koffer-smascher. Der sollte an ihn denken! Und er setzte

sich hin und erfand eine Erfindung, wie sie der Teufel allenfalls machen könnte, wenn er ein Yankee wäre. Er ist aber keiner. Mr. Drummer ließ sich nämlich einen Koffer machen, der gar keiner war. Einen massiven Block vom kernigsten Eichenholz, in voller Kraft des Baumwuchses geschnitten, ließ er so bearbeiten, daß er genau die Form eines Koffers hatte. Dann ließ er ihn mit Kofferleinwand knapp überziehen, regelrecht beschlagen und benageln, mit Handgriffen und Schlössern versehen; selbst das Lederrähmchen mit seiner Namenskarte fehlte nicht, und etliche Hoteladressen waren rechts und links aufgeklebt. Es war ein Koffer, wie hunderttausend Koffer in den Vereinigten Staaten reisen und vorschriftsmäßig gesmascht und dann gestrappt werden, zu zwei Dollars der Riemen. Mit dieser Höllenmaschine fuhr er nach dem Central Depot. Das ist jener große dreistöckige Bahnhof in New-York, wo im ersten Stock der Zug nach Philadelphia abgeht, im zweiten der nach Buffalo und im dritten . . . sagen wir, der nach dem Mond. Ein sehr zweckmäßiger Bahnhof, wie sich sofort zeigen wird.

Mr. Drummer fährt also vor und im Nu hat Jack Strap seinen Koffer auf der rechten Schulter. Mr. Drummer schärft ihm noch dringend ein, er bittet ihn förmlich, acht zu geben, da der Koffer zerbrechliches Zeug enthalte, kostbare Gläser, die nicht zu Schaden kommen dürften. „All right“, entgegnet Jack Strap, der Koffer-smascher, sehr dienstfertig und denkt sich dabei sein Teil. Warum nicht gar; Mr. Drummers Gläsern zuliebe

wird man im Gepäckdienst durchgreifende Neuerungen einführen! Nur ein Grünhorn erster Klasse kann das voraussetzen. Und hinein in die Halle, und nach etlichen Schritten eine Bewegung . . . und nicht einmal das, bloß ein leichtes Vibrieren [im Zusammenhang der Dinge . . . und der Koffer überschlägt sich nach hinten, kugelt über Jack Straps' breiten Rücken hinab auf den Asphalt. „Oh!“ sagt Jack sehr gelassen, weil ein solcher Ausruf dabei herkömmlich ist, und hat gar keine Eile, sich umzusehen. Wie es hinter ihm aussieht, das weiß er ja ohnehin genau, er hat die Resultate dieser Art von Smasch tausendmal mit schier mathematischer Folgerichtigkeit eingesehen. Wie er aber jenen Blick hinter sich wirft, mit dem der Matador an der Leiche des kunstgerecht erlegten Stieres steht, erstarrt sein Herz. Wär's möglich? Der Koffer ist ganz geblieben! Ihm, Jack Strap, dem Smaschkünstler! Wer hat ihm das angethan? Der Zorn steigt ihm in die Stirnader, denn nun merkt er bereits, daß seine Kollegen ihn höhniisch angucken und Glossen über den Fall machen. Er gilt ihnen augenscheinlich als Stümper; vielleicht wird man ihn aus der Gilde ausstoßen, wie er es ja leider verdient. Grimmig stürzt er sich auf den Koffer, schwingt ihn empor und eilt, drei um drei Stufen, die Treppe hinan in den zweiten Stock, wo es nach Buffalo abgeht. Ein Achselzucken und der Koffer fliegt über das Geländer hinab ins Erdgeschloß. Jetzt muß er entzwei, und wenn er aus Stahlblech geschweißt ist. Aber wie er ihm nachschaut, traut er seinen Augen nicht. Eine

ganze Grube hat der Koffer in den Asphalt geschlagen und ihm hat der Sturz nicht geschadet. Ja er ist noch lustig und springt mannhoch in die Luft wie ein Gummiball, zweimal, dreimal. Ein höhnisches Gelächter geht unten los. Alle Gepäckträger laufen zusammen und sehen zu. „Wer hat den fallen lassen? Ach, Der! Nun, das war längst vorauszusehen. So ein Milchlutscher! So ein zweibeiniger Talgstumpfen! So ein abgebrochener Pumpenschwengel! Holla, Jack, zehn Cents weniger einen Dollar, wenn du das Kunststück wiederholst!“ . . . Jack Straps Gehirn drehte sich im Kreise, so daß kein Weizenkorn zwischen seinen Halswirbeln unzermahlen blieb. Er taumelte die Treppe hinab und dann wieder hinauf, jenen Satanskoffer auf dem Nacken, bis in den dritten Stock, wo es nach . . . sagen wir, dem Monde geht. Vom dritten Stock wollte er ihn hinabwerfen, denn gesmascht mußte er werden, nun ging es um Ehre und Brot. Er hatte daheim Weib und Kind . . . Reisende und Gepäckzerschmeißer stürmten hinter ihm drein, denn er sah fürchterlich aus; kalkweiß, die Augen gläsern, der bedauernswerte Leichnam eines Bagagesmashers! Als sie oben ankamen, verstummten sie schauernd. Da stand der unzerschmeißbare Koffer, so ganz, daß etwas Ganzeres nur noch schwer denkbar ist . . . und auf ihm saß Jack Strap, einst König der baggagesmashers, der schon Generationen von Koffern rühmlich gesmascht hatte, mausetot. Ein Herzsmasch hatte seinen glänzenden Lebenslauf so sensationell zum Stillstand gebracht.

Eine Minute mit Edison.

„Sie wissen,“ begann Freund Fritz, „daß ich in freien Stunden mitunter etwas erfinde. So hatte ich, als ich nach Amerika ging, meinem Kollegen Edison eine neue Isoliermasse für unterseeische und Lichtkabel anzubieten. Das klingt einfacher, als es in der That ist, und ich mußte mich dazu gehörig in Bewegung setzen. Zuerst reiste ich nach Boston, mit einer Empfehlung an Mr. Fairchild, den ehemaligen Schatzsekretär der Vereinigten Staaten und jetzigen finanziellen Leiter der General Electric Company, die er aus der ehemaligen Edison Company und einigen ihrer Konkurrenzunternehmungen gebildet hat. Er ist auch Partner des großen Bankhauses Higginson and Co. Sie wissen, Mr. Higginson ist jener leidenschaftliche Musikfreund, der die Bostoner philharmonischen Konzerte aus seiner Kasse bestreitet, überhaupt einer der Kulturträger Amerikas. Ich ging also in Higginsons Bank, die sich in der alten Unterstadt Bostons befindet, in einem altmodischen Hause, dessen

ganze Firma aus einem winzigen, verwitterten Messingtäfelchen besteht. Auf Reklame ist man da nicht eingerichtet. Während ich bei Mr. Fairchild gemeldet wurde, sah ich mich in einer ungeheuren Halle um, wo alles, was nicht Mensch hieß, aus Mahagoni zu sein schien. An Mahagonitischen saßen eine Menge Herren, jeder wie eine Spinne in einem ganzen Netz telegraphischer und telephonischer Verbindungen, alles vom Schreibtisch aus. In einer Ecke stand ein Teller. Sie wissen, was ein Teller ist?"

„Gewiß," sagte ich, „eine kleine Schüssel . . ."

„Ach, Sie sind ein Grünhorn!" rief er aus.

„Ich meine ja keinen Teller, sondern einen teller; von to tell, sagen; also einen Ansager gleichsam. In Europa kennt man das Ding noch gar nicht, ich habe es noch nicht einmal in London gesehen. Drüben haben Sie den Teller in allen Wechselstuben, Redaktionen und sonstigen Bureaux. Er ist eine einfache runde Metallsäule, mit Mahagoni verkleidet, so hoch wie ein Tisch, und darauf befindet sich unter einer großen Glasglocke eine kleine viereckige Platte, auf der ein Morse-Empfänger steht. Durch einen Schlit in der kleinen Platte gleitet der weiße Papierstreifen mit den Morse-Schriftzeichen (in Amerika kann sie jeder lesen, der in einem solchen Bureau ist) endlos in einen offenen Korb nieder, wo er sich in Schleifen zusammenlegt. Das ist ein ununterbrochener Strom von Nachrichten aus London, Paris, New-York u. s. f.; politische Ereignisse, Schiffsverluste,

Börsenkurse, Raubmorde und Theaternachrichten durcheinander. Man nimmt ein paar Meter Papierstreifen aus dem Korb und durchfliegt sie. In den Wechselstuben werden die Kurse jede Stunde für das Publikum übersetzt und durch einen Clerk auf eine riesige schwarze Tafel geschrieben, die in roter Schrift die Namen der Effekten trägt. Hunderte von Leuten sehen zu. Der „Teller“ ist thatsächlich eines der populärsten Objekte des amerikanischen Lebens. In dem unzählige Male gegebenen Indianerschauspiel „The girl I left behind me“ (Das Mädchen, das ich zurückließ), einem Sensations- und Spektakelstück, wo mehr Kleingewehrfeuer als Dialog vorkommt, ertönt in dem entscheidenden Augenblick das Ticken des „Tellers“ und steigert die Spannung aufs Höchste. In jedem Dorf der Vereinigten Staaten können Sie die Photographie einer Szene kaufen, wo zwei Leute, die sich eben umbringen wollen, auf das plötzliche Ticken des „Tellers“ hinstürzen und mit zitternden Händen nach den Papierstreifen langen, . . . der „Teller“ als Totschlagverhüter.

Vom „Teller“ weg wurde ich in Mr. Fairchild's Bureau gerufen. Er ist ein schöner großer Mann mit blauen Augen und energischen Zügen, als ehemaliger Seeoffizier hat er etwas Schneidiges in seinem Wesen. Sie wissen übrigens, welche Verehrung ich für ihn und seine Familie hege. Unser Geschäft war mit wenigen Worten abgethan. Er warf einen Blick auf meine Probe und begann dann mittelst des Tableaus voll weißer Elfenbeinschildchen, das auf seinem Schreibtisch stand, nach allen

Richtungen zu „teleparlieren.“ Dann sagte er mir: „Ich habe soeben dem Chefingenieur der Kabelabteilung in New-York mitgeteilt, daß Sie morgen nachmittag mit ihm sprechen wollen.“ Er zog sich dann für die Straße an und zeigte mir, obgleich er sehr müde war, ganz Boston, stundenlang, wir kamen sogar nach Concord, Brookline und Cambridge. Dabei sprach er nur einzelne Wörter, indem er mit dem Stock auf einen Gegenstand wies. Mitunter grüßte er eine Dame, aber auch nur, indem er den Stock für einen Augenblick an die Krämpe seines Cylinders legte . . . Tags darauf fuhr ich nach New-York und ging in die Unterstadt, nach dem Edison-Block. Ein Geschäftsblock von 10—12 Stockwerken, voll Elevators, Telephone, Akkumulatoren, Dynamos, Kraftübertragungen u. s. f. Im achten Stock fand ich Mr. Green, den Chef-Ingenieur des Kabeldepartements. Ein vollendeter Gentleman in Tenniskostüm und breitem Strohhut, blond, mit hängendem Schnurrbart, so saß er in seinem Bureau. Er gilt in der ganzen Union als die größte Autorität in „Isolationsfachen“. Auch er machte nur wenig Worte. Er sah meine Probe mit Kennerblick an und sagte: „Das scheint eine gute Idee zu sein; ich weiß, was es ist.“ Dann sah er auf die Uhr und fuhr fort: „Es ist 4. Um 6 geht das ferry-boat den Hudson River hinauf nach Albany, wo es nach 6 Uhr morgens eintrifft. Holen Sie Ihr Gepäck und treffen wir uns auf dem Boot. Ich fahre mit Ihnen und werde Sie mit den maßgebenden Herren bekannt machen.“

So fuhr ich die Nacht durch auf dem Hudson nach Albany. Meine erste Ferryboatsfahrt. Das Fahrzeug lag am Pier gegenüber von Desbrosses-Street; ein ganzes Gebäude mit einem riesigen Balancier über das ganze Freideck weg, wie alle diese Fährboote. Die auf dem Mississippi waren früher die elegantesten, jetzt schwärme ich für den „Pilgrim“ und „Puritan“, die den Fall River zwischen Boston und New-York befahren. Ich sicherte mir ein state-room (Schlafkabine) auf der Galerie, die in halber Höhe um die Mittelhalle des Schiffes läuft. Sie ist wie der Hof eines großen Hotels; auf der Galerie spielte eine Musikbande: „After the ball was over“ (Nachdem der Ball aus war). Ueberall eiserne Säulen, Mahagoni und roter Sammt. Als ich dann essen wollte, hieß es: „Sie müssen hinuntergehen!“ Ich ging hinunter, in eine zweite solche Halle, wo ich eine Menge Leute auf Lederbänken herum-schlafen sah. Auf meine Frage nach dem Speisesaal hieß es wieder: „Sie müssen hinuntergehen!“ Noch ein Stockwerk tiefer speiste ich vortrefflich und steckte mir dann eine Zigarette an. Da kam ein Steward und ersuchte mich nicht zu rauchen. „Dazu müssen Sie hinuntergehen.“ In den Rauchsalon nämlich. Ich rauchte um vier Stockwerke tiefer, als ich schlief. Auf dem Freideck oben war es dann herrlich. Der „amerikanische Rhein“ ist weit mächtiger als der europäische und hat keine Burgruinen, dafür aber die reizendsten Villen und Ortschaften. Ich saß hermetisch zugeknöpft am Bug und ließ mich gegen den scharfen Wind hineintragen in diese neue Stromwelt. Rechts und links piffen Eisenbahnen in

wildfremden Lauten, rote Ufer dehnten sich, mit roten Felsenreihen, den sogenannten „Ballisaden“, über denen ein ockergelb glühender Abendhimmel stand. Wir fuhren ja gerade in den Westen hinein. Dann kam die Nacht und unzählige elektrische Bogenlichter ließen rechts und links lange, zitternde Silberstreifen ins dunkle Wasser hinabrinnen. Und oben standen Sterne, so groß, wie sie auf der amerikanischen Flagge stehen. Und das rhythmische Stampfen des ungeheuren Balanciers, wie er hinter mir auf seinen drei Stahlsäulen auf und nieder spielte, war schließlich der einzige Laut. Es war eine meiner schönsten Reisenächte. Als ich um halb 7 Uhr morgens von der alten Frau mit dem weißen Köppchen, welche die state-rooms bediente, wachgeklopft wurde, lag das Schiff bereits in Albany fest. Furchtbare Hitze und unerträglich blendendes Licht empfangen mich in dieser veraltet dreinschauenden Stadt, wo sich noch holländische Backsteinhäuser unter die modernen Bauten mischen. Ich genoß eine ungenießbare Mahlzeit; das ist drüben als railroad-food (Eisenbahnfutter) berüchtigt. Zwei Gänge davon sind mir in Erinnerung geblieben: die Nationalspeise „Boston brown beans“ (Bostoner Braunbohnen) und der Querschnitt eines Riesenfisches, den ich für einen Hai oder Wal hielt, den aber die in weißen Mull gekleidete Blondine des Aufwartedienstes „Lake Huron trout“ (Forelle aus dem Huronen-See) betitelte. Es waren vierzehn gleichzeitige Schüsseln, für einen einzigen Dollar.

So verging die Stunde bis zur Abfahrt des Zuges nach Schenectady, sprich Skenektidi. Sie wissen, Schenec-

tady ist die Irokesenstadt. Nächst den Huronen, den Erfindern des sogenannten Huronengeheuls, habe ich stets vor den grausamen Irokesen den meisten Respekt gehabt. Sie auch, nicht wahr, in Ihrer Cooperzeit? Leider geht nach der Stadt dieser Tomahawkschwinger nur eine Flügelbahn. Das erstemal sollte ich den Sport kennen lernen, nicht im Palace Car eines Limited Express zu fahren. Es ist ein großes Vergnügen, insbesondere für Gleichheits-Fanatiker. Es giebt nämlich da nur eine Klasse, und diese hat eiserne Sitze, und im Mittelgang stehen cuspidors, d. h. metallene Spucknäpfe. Alles rauchte und kaute, und spuckte in kühnen Bogen, deren parabolischen Verlauf ich immer ängstlich berechnete, über meinen Kopf weg in die cuspidors. Nach einer Stunde hielten wir in einem kleinen Bahnhofe. Es war bereits Schenectady. Einige besonders hagere Mitreisende stürzten sich sofort auf die Bar, um, auf hohen Drehstühlen reitend, deren Sitze wie die von Bicycles aussehen, wieder eine Anzahl gefüllter Schüsseln zu leeren. Diese enthielten eine schwarze Masse, die ich für eine irokesische Nationalspeise hielt, bis ich sah, daß die dunkle Färbung bloß von den Milliarden Fliegen herrührte, die alles irgend Verzehrbares bedeckten. Schenectady ist nämlich für die Fliegen ein Verkehrsmittelpunkt, wie New-York für die Menschen. Auch sind die Menschen hier nur geduldet. Früher wurden sie von Zeit zu Zeit (noch im neunzehnten Jahrhundert dreimal) von den Irokesen massakriert; Mutter Natur sorgt nämlich auch für ihre kupferroten Kinder und läßt die Weißen, Darwin zum

Trotz, doch immer wieder mit abziehbaren Skalpen geboren werden. Etwas eingeschüchtert betrat ich die Stadt und fragte mich, ob die hiesigen Frosesen wohl schon so weit mit den Errungenschaften der modernen Chirurgie vertraut wären, daß sie beim Skalpieren schmerztilgendes Cocain zu Hilfe nähmen. Doch der Anblick dieser wiederum ganz neuen Welt verscheuchte solche Wolken. Eigentlich ist es eine ganz alte Welt, eine altholländische, wie sie vor der Yankeezeit Mode war. Ich glaubte durch die lange einzige Straße eines Dorfes zu schreiten, auf hölzernem Gehsteig, der von Holzpflocken gestützt einen halben Meter über der Fahrbahn dahinstreicht. Die Häuser meist aus Brettern, die sich überlappen; grünlichweiß gestrichen, mit dunkelgrünen Jalousien; die Thüren und Schaufenster sämtlich mit grünen Fliegengittern geschlossen; über jedem Gegenstand ein Fliegenetz; in der Luft ein seltsamer Geruch, wie ich später hörte, von Fliegengift, das in jeder Form verwendet wird. Hie und da ein öffentliches Gebäude, im alten colonial style, mit griechischen Säulen aus ölgestrichenem Holz. Uralte Pappeln und Weiden mit staubgrauem Grün werfen fadenscheinige Schatten, ein staubig blauer Himmel scheint überall durch. Wie viel Grad Fahrenheit, können Sie sich denken. Plötzlich . . . mein Blut stockte . . . vor mir auf dem Trottoir stand, wie aus dem Erdboden aufgetaucht, ein rotbrauner Kerl, halbnackt, mit einem bunten Schurz aus Vogelfedern und eben solcher Federkrone, die Haut kriegsmäßig bemalt, den Tomahawk über meinem Haupte ge-

Schwungen. Unwillkürlich hielt ich meinen Skalp fester; ich fühlte, wie die betreffenden Muskeln sich von selbst zusammenzogen, und griff hinter mein Kreuzbein, nach dem Siebenläufigen. Aber der Frokese — denn das war er — stand wie versteinert. Und er war doch nur von Holz und stand vor einem Tabakladen, wie man bei uns einen bunten Türken hinzustellen pflegt. In Schenectady spielt der hölzerne Frokese die Rolle des österreichischen Trafiktürken. Die lebendigen Originale sind längst in fernen Reservationen angesiedelt.

Ich bestieg die elektrische Trambahn, die zu den „Works“ der General Electric Company, am äußersten Ende der Stadt, führt. Sie thut dies rasend schnell, aber ganz geräuschlos, und giebt nicht einmal Warnungssignale; sie verwahrt sich bloß durch passend angebrachte Täfelchen gegen jeglichen Schadenersatz. Bei den Works stieg ich aus. Das war nun die vierte neue Welt, die ich seit vierundzwanzig Stunden sah. Im rechten Winkel auf die Landstraße öffnet sich eine breite Straße, die, wenn ich recht gezählt habe, aus vierundzwanzig Fabriken besteht. Ungeheure gelbe Kästen mit roten Ziegeldächern, und auf jedem Dach eine riesige römische Ziffer in weißer Lackfarbe. Der Boden ist mit rostbraunem Staub bedeckt, der einen hohen Prozentsatz Eisen enthalten muß und unausbürstbar in den Beinleidern haftet. Eine elektrische Eisenbahn geht durch die Straße, und in jede Fabrik laufen durch das riesige Doppelthor mehrere Schienenpaare, eine eigene Frachtenbahn verbindet die Works mit

New-York. Ueberall beladene Lowries von zweckmäßigstem Bau, riesige elektrische Krähnen, die, vernünftig wie Arbeitselefanten, eine Lokomotive von einem Geleise auf das andere heben. Da steht ein Mann in blauer Blouse am „Commutator,“ hier switch-board genannt, und verschiebt auf einer Art Zifferblatt einen metallenen Zeiger mit Elfenbeingriff, das ist alles und die Lokomotive macht geräuschlos ihren Lustgang nach den drei Raumkoordinaten. Ueberall Kraftübertragungen, überall ungeheure coils, d. h. Kabel, die an den Wänden laufen, oder über Gestelle gespannt sind, oder in kanalartigen Einschnitten liegen, mitunter aber auch auf dem glatten Boden der großen Hallen. Und dann steht dabei, oder liegt über dem Kanal, eine Messingplatte mit etlichen schwarzen Buchstaben, die einen erschreckenden Sinn haben. Zum Beispiel: „Caution! 6000 Volts!“ (Vorsicht! 6000 Volt!) Wissen Sie, was das bedeutet? Ein Strom von 1000 Volt tötet einen Ochsen sofort. Soviel wurden verwendet, um Anno 1890 den Raubmörder Kemmler hinzurichten, als man die electrocution einführte. Dieser technische Ausdruck ist eine Abkürzung von electro-execution, . . . denn man soll alles möglichst abkürzen, was zu einer Hinrichtung gehört. Glauben Sie nicht, daß in der ganzen Inschriftenkunde keine so klassisch lakonische und augenblicklich überzeugende Inschrift vorkommt, als diese? „Caution! 6000 Volts!“ . . . Das ist ungefähr wie in jener Menagerie, wo angeschrieben war: „Es wird ersucht, den Löwen nicht auf den Schweif zu treten!“

Der Generaldirektor der Works, den ich in Nummer I fand, ist ein Borarlberger, der mich im österreichischen Dialekt sehr liebenswürdig empfing. Ich sah dann alles, was ich wollte, wie denn der Amerikaner überhaupt „zu stolz ist, um ein Geheimniß daraus zu machen, was er thut“. Allein wenn ich Fragen stellte, war jeder einzelne ein geriebener Diplomat und gab Antworten, aus denen ich gar nichts erfuhr. Einer der Arbeiter, den ich um eine Mischung fragte, sagte mit überlegenem Lächeln: „Sehen Sie selbst; wenn Sie in the line sind, wissen Sie es sofort, und wenn nicht, hilft Ihnen mein Sagen nicht.“ Mr. Green führte mich in die Station für Isoliermassen, wo er Herr und Gebieter ist. Das ist eine Welt von Gummi, Kautschuk und Guttapercha aller Sorten. Diese zu mischen und mit mineralischen Staubeinwürfen zu versehen, ist eine der Geheimlehren der Works. Der hydraulische Druck führt hier das große Wort. Wissen Sie, was Druck ist? . . . Ach, Sie wollen sagen, daß Sie selbst für den Druck arbeiten? Nun, kommen Sie einmal zu mir und ich will vor Ihren Augen Ihr letztes Buch, „Blaue Fernen“ glaube ich, das fünf Centimeter dick ist, in eine durchsichtige, unzerbrechliche Glasplatte von 2 Millimeter Stärke verwandeln. Ich übergieße es bloß mit einer Säure und setze es einem hydraulischen Druck aus, der nicht von Pappe ist. Aber die Riesendrucke der Edison'schen Masticatoren, d. h. Knetmaschinen, thun noch andere chemische Molekularwunder. Hier gilt es, den Kautschuk mit den widerspenstigsten Stoffen innigst zu verkneten. Kautschuk

frisst allerdings viel, aber sein Fressen hat eine Grenze, und diese Grenze zu überschreiten, dazu gehören Wunder der Mechanik. Hundertmal gehen die Massen durch die ungeheuren Drucke dieser Stahlwalzen, eine solche Knetung giebt es auf der ganzen Welt nicht. Endlich haben sie jenen gewissen milchigen Fettglanz, der da bedeutet: Billigkeit, Zähigkeit, höchste Isolation.

Eines der Gebäude enthält ausschließlich Dynamomaschinen, und zwar von den kleinsten bis zu jenen größten, um welche oben eine Galerie herumführt, damit die Arbeiter die Armatur in Stand halten können. In diesem ungeheuren Raume erhebt sich ein hoher Pavillon aus Spiegelglascheiben. Edisons Privatkabinett. Sein Laboratorium befindet sich anderswo, in Menlo Park (New-Jersey) und gilt für das großartigste der Erde. Hier in den Works erscheint er zweimal die Woche, auf wenige Stunden, um zu hören, zu sehen und zu verfügen. Sein Pavillon ist voll mit Präzisionsinstrumenten. Spiegel-Galvanometer strecken ihre langen, schwarz und weiß bemalten Holzlatten quer über die Wände, Quadranten-Elektrometer wechseln mit Thomson'schen Stromwagen, Voltameter mit Wheatstone'schen Brücken. Den Boden decken orientalische Teppiche, vortreffliche Sigmöbel stehen herum, darunter Edisons Morris-Stuhl; Sie wissen, daß diese ideale Schöpfung des seligen William Morris über die ganze anglo-amerikanische Welt verbreitet ist. Als ich die große Halle betrat, war Edison eben angelangt. Ich sah ihn in seinem braunen Tweedanzug, die schirmlose kleine

Golfspielmütze auf dem Kopfe, in einer Gruppe von Herren stehen, die von Zeit zu Zeit lachten. Das erste, wenn er ankommt, ist nämlich, ihnen die neuesten New-Yorker Anekdoten und Bonmots zu erzählen. Wenn ihm jemand antwortete, hielt er die Hand hinter das Ohr, denn er ist schwerhörig. Er ist ein mittelgroßer, sehniger Mann, mit schwarzem Haar, blaß bis in die Lippen hinein, bartlos, von etwas nervösem Mienenspiel. Der Blick seiner dunklen, feuchten Augen hat etwas Träumerisches. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ersten Napoleon macht, daß die amerikanischen Theosophinnen ihn steif und fest für eine „Wiedereinflischung“ Napoleons I. halten. So wie Lady Caithness, die Kollegin von Naturforschern wie Crookes und Russell Wallace in der Londoner Society for psychical research, sich für eine Reinkarnation Maria Stuarts hielt und sich stets nach diesem Vorbild kleidete. Edison ist auch Mitglied dieser Gesellschaft und noch anderer theosophischer, mystischer und spiritistischer Vereine, denn er glaubt an das alles.

Mr. Green lenkte seine Aufmerksamkeit auf mich und ich hörte ihn sagen: „Yes, that's all right.“ Dann kam er auf mich zu und reichte mir die Hand, wie einem alten Bekannten. „How do you do? What can I do for you?“ Die unveränderliche amerikanische Begrüßungsformel. So lange wir sprachen, hielt er seine Golfmütze in der Hand. Ein leichtes Zucken spielte fortwährend um seine Mundwinkel. Ueber meine Angelegenheit wurden nur wenige Worte gesprochen. Er sagte sofort: „Ich

habe Ihre Kabelmasse gesehen, die Sache interessiert uns. Man wird Ihnen die erforderlichen Apparate, Hilfsmittel und Materialien, sowie Arbeiter zur Verfügung stellen und Sie werden hier 100 Kilogramm dieser Masse machen. Wir werden sie nach unseren Methoden prüfen und Ihnen dann das Resultat mitteilen. Mr. Green ist ermächtigt, mit Ihnen über den geschäftlichen Teil abschließend zu verkehren . . . Und noch eins. Haben Sie auf diesen Stoff ein Patent genommen?" — „Leider nein,“ sagte ich. — „Es freut mich, daß Sie keines haben,“ entgegnete er, „denn wir kaufen in dieser Richtung niemals eine patentierte Erfindung.“ (Er kauft nämlich ein Geheimnis, aber ein Patent, wo jedermann nachlesen kann, woraus die Mischung besteht und wie sie gemacht wird, ist für ihn zwecklos.) „Ich danke Ihnen in der That sehr, daß Sie gekommen sind, und hoffe Sie wiederzusehen.“ Er setzte seine Golfmütze wieder auf, wie in Amerika Sitte, drückte mir nochmals die Hand und wandte sich zu anderen Personen, die ihn schon erwarteten.

Das war alles. Es hatte eine Minute gedauert; vielleicht um zwei Sekunden weniger. Als ich später Mr. Green mein Bedauern äußerte, daß das Gespräch nicht länger gewesen, sagte er lächelnd: „O, eine Minute ist sehr viel, Sie dürfen ganz zufrieden sein.“



Ein Seebad für Millionäre.

Ich meine natürlich Newport (R. I.), wo im Sommer die Millionen der ganzen Union sich ein Stelldichein geben. Die Leute nennen dieses größte Seebad Neuenglands, das im kleinsten Staate der Union, Rhode Island liegt, die „Königin der amerikanischen Seebäder“; die Präsidentin wäre allerdings richtiger, in einer Republik. Daß es da Sechsnullenmenschen giebt, merkt man an verschiedenen Dingen. Vor allem an dem Mangel guter Gasthöfe, nämlich so guter, wie man sie im elegantesten Amerika erwartet. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß ein Gentleman, der nach Newport kommt, dort ein Cottage besitzt, oder wenigstens als Gast in einem solchen absteigen wird. Dann an der Fremdenliste, die mit Acosta beginnt und mit Zabrizkie endigt; zwischen diesem A bis Z wimmelt es von Namen wie Astor, Vanderbilt, Ward Mac Allister u. s. w. Eine Fremdenliste, die goldener ist als das Goldene Buch des alten Venedig, denn sie enthält keine Hotelgäste, sondern meist Villen-

besitzer von Newport. Und eine solche Villa ist oft ein Granit- oder Marmorpalast und gehört zum obligaten Haushalt irgend eines Dollarfürsten, sie ist gleichsam das „Fenster auf die See“ an seinem Hause. Und selbst in der Brandung des Weltmeeres kollern die größten Schätze umher. Auf Narragansett Pier, dem vornehmsten Bade-strande nicht nur der östlichen Seite der westlichen Hemisphäre, sondern ganz Amerikas, gehen die Damen mit Schmuck beladen ins Wasser. Ihr Badeanzug ist eine Art exotischer Balltoilette, mit Beinkleidern statt der Schleppe, und sie funkeln von Brillanten, daß man an die Blinkfeuer erinnert wird, die nachts ringsum die Meeresstraßen bezeichnen. Von den Nadeln und Diademkämmen im Haar bis zu den „Knie-Armbändern“ und Behenringen ist das ein Wettflimmern und Wettblitzen um den Brillanten-Record. Auch beeilen sich diese Damen nicht, einzupacken, sondern wandeln stundenlang im Schwimmkostüm auf der Beach herum, oder thronen als lebendige Stalage unter den weiß und truthahnrot gestreiften canopies (Zelten) und in den rattan shades (Schattensitzen aus Rotanggeflecht). Sie haben dies augenscheinlich von ihren Vorgängerinnen, den rothhäutigen Squaws jener Zeit, da Rhode Island noch indianisch Aquidneck hieß, woran jetzt selbstverständlich eine Aquidneck-Bank, ein Aquidneck-Hotel, verschiedene Yachten des Namens Aquidneck u. dgl. erinnern.

Die guten Narragansett-Indianer haben mit den Bleichgesichtern ein schlechtes Geschäft gemacht. Sie verkauften ihnen ganz Aquidneck um vierzig Faden weißer Perlen, mit

denen dann vermutlich ihre Ladies in das Seebad gingen, und verschiedene Grundbesitzer wurden nebenbei durch Ueberlassung von zehn Röcken und zehn Schaufeln entschädigt. Jetzt ist Grund und Boden etwas teurer. Ochre Point z. B., das östliche Ende der Sommerkolonie, wo die schöne Ochre Point Avenue hinführt, (das Felsgestein ist ockergelb, daher der Name) gehörte einst ganz und gar dem Advokaten W. B. Lawrence, der diese 69 Acres Land vor 1850 um den Pappenstiel von 12 000 Dollars gekauft hatte. Er produzierte sich dann als Parzellierungsvirtuose, was ihm so und so viele Millionen einbrachte. Als er 1881 starb, wurde auch die letzte Parzelle, seine eigene alte „Heimstätte“ verkauft. Miß Wolfe kaufte sie um 192 000 Dollars und baute an die Stelle des alten Hauses einen neuen Strandpalast. Das gute Fräulein vermachte dann alles dem Mr. Louis L. Lorillard. Es ist der schönste Punkt auf den Cliffs (Klippen), an deren Fuße sich der unvergleichliche Cliff Walk (Klippenweg) drei englische Meilen weit entlangschlängelt. Wo auf Erden findet sich wieder ein solcher Spazierweg? Er führt mitten durch die seewärts niederstreichenden grounds (Anlagen) der hochliegenden Villenpaläste, kein Gitter wehrt dem hummelnden Strandgänger, höchstens steht an jedem Rasenplatz eine eiserne Tafel aufgepflanzt, die „das Gras“ der Schonung des Publikums empfiehlt. Die kostbarste Botanik ist in diesen Strandgärten zusammengetragen. Neben Lorillard hatte Cornelius Vanderbilt einen dichtumlaubten Palast, der ein Jahr vor meinem Besuch abgebrannt war, die lange

malerische Steinfaçade J. W. Vanderbilts ist aber geblieben. Der berühmte Rosengarten „Rose Cliff“ des berühmten Geschichtsschreibers George Bancroft gehört jetzt einem Herrn Hermann Delrich aus New-York; der alte Historikus hatte seinen fabelhaften Rosenflor gegen die See hin mit einer dichten Hecke geschützt, an deren Enden jedoch Schlupflöcher offen gelassen waren für die anständigen Wanderer, und wenn er dabei war, schenkte er jedem eine Rose. Was Cornelius Vanderbilt anbelangt, hat er sich ein „Belvoir“ in der Nähe von Harrison Avenue gebaut; er besitzt aber auch eine prachtvolle Musterfarm, „Oakland“ genannt, eine Art Phantasiefarm mit Idealkühen, klassischen Hühnern, die nur mit Mühe vom Legen goldener Eier zurückgehalten werden, und Gemüsekulturen, die noch schöner als Bancrofts Rosenpflanzungen sind. Diese Farm liefert bloß Milch, Butter und Gemüse für seinen Tisch. Dort zu wohnen fällt ihm nicht ein, so wenig wie Mr. Gordon Bennet in seiner steinernen Villa gegenüber dem von ihm gegründeten Kasino von Newport. Ein anderer Vanderbilt (William K.) bewohnt das „Marble Palace“ auf den Cliffs, die Fronte natürlich vorn gegen die prächtige Bellevue Avenue. Die Leute versicherten mich, er halte sich da sogar eine eigene geheime Leibwache, als traue er dem Landsfrieden nicht. Dieser Palast hat über eine Million Dollars gekostet. Das bronzene Gitterthor allein, Stil Louis XIV., kostete 50 000 Dollars; es wiegt 280 Zentner, hängt aber so wunderbar in seinen

Angeln, daß ein Fingerdruck es schwingen macht. Sein Nachbar ist Mr. William Astor („Beechwood“), und gleich dabei steigt ein düsterer Riesenbau in die Luft, die Strandburg „Friedham“ des Mr. Theodor A. Havemeyer aus New-York. Aber es fehlt auch nicht an reizenden kleinen Nestern; ein solches hat Mr. James O'Brien aus New-York für seine Tochter, Baronin Sellière, aus dem feinsten Stein hauen lassen.

Anderere haben in ihren Villen ganze Kunstsammlungen, z. B. Mr. John H. Davis aus New-York in seinem „Rhua-House“, Bellevue Avenue. Ich lernte diesen liebenswürdigen Gentleman in Denver kennen, wo er große Papierfabriken hat, die er mir persönlich zeigte. Später traf ich ihn zufällig auf der Eisenbahn, als ich nach Newport fuhr. Er besitzt eine Sammlung der schönsten alten Holländer. In einer anderen Villa sah ich ein großes Wandbild von Burne-Jones, das eine Szene aus Longfellow's Ballade: „The skeleton in Armour“ (das Skelett im Harnisch) darstellt. Longfellow ist nämlich der Ortsdichter von Newport. Er hat den hier ausgegrabenen alten geharnischten Wiking besungen und die „alte Mühle“ im Touro-Park, diesen massiven runden Thurm, der früher für einen alten Wikingerbau galt, und auch den berühmten altjüdischen Friedhof, wo Abraham und Judah Touro ruhen, und ihre Glaubensbrüder Rebeira, Aaron Lopez u. s. w.; lauter israelitische Erzmillionäre von vor hundert Jahren, denen Newport sein Aufblühen verdankt. Andere residences haben andere

Merkwürdigkeiten. Ein Engländer baute sich eine Villa, die er gerne recht altenglisch zu stande gebracht hätte. Aber als das Dach gedeckt werden sollte, zeigte es sich, daß jene gemüthlichen, nachgedunkelten, alle Farben zwischen Brennrot und Schwarz spielenden Dachziegel, die ihn an den englischen Cottages immer so entzückt hatten, in der neuen Welt nicht aufzutreiben waren. Aber er half sich, er fuhr einfach nach Altengland, kaufte da vier alte Cottages, die ein unchristliches Heidengeld kosteten, und sandte ihre sämtlichen Dachziegel nach Newport. Die vier Cottages deckte er dann neu und verkaufte sie um soviel teurer. Das Mitbringen des Liebgewohnten aus der Heimat haben sich übrigens auch die Amerikaner schon angewöhnt. Einer meiner dortigen Freunde stieg einmal in einem ersten Hotel Wiens ab, natürlich in den besten Zimmern. Auf die Frage, ob sie ihm recht wären, meinte er, es ginge ja, nur die Tapeten gefielen ihm nicht. Man mußte sogleich um den ersten Tapetenfabrikanten schicken, aus dessen Vorrat er sich Farben und Muster nach seinem Geschmack wählte, um nicht vierzehn Tage lang die Ehre seiner Augen beleidigen zu lassen. Auch war man im Gasthof etwas erstaunt, als er ersuchte, sein Gepäck vom Bahnhof abholen zu lassen, denn er hatte ohnehin schon etliche Koffer und Taschen im Wagen. Man schickte einen „Fourgon“ hinaus, da er sagte, es wäre etwas viel. Aber auch der Fourgon genügte nicht, denn eines seiner Gepäckstücke war eine Kiste, die einen kolossalen Steinway-Flügel enthielt. Er hätte übrigens

seinen Steinway in Wien leicht loswerden können. Wenigstens hörte ich in Newport, ein junger Vanderbilt habe in Wien mit jeder Morgenpost einen ganzen Stoß von Briefen erhalten, in denen ihm . . . Schönheit und Jugend angeboten wurde. Und eine Anzahl dieser Briefe habe einen eigenen Typus gebildet; die betreffenden jungen Damen waren Musikbesessene und baten, er möge ihnen als Gegenaufmerksamkeit ein Klavier kaufen. Er war aber ein ehrbarer, wohlverheirateter Mann und kaufte ihnen nicht einmal Pianinos.

Doch ich vergesse eines der merkwürdigsten Anhängsel, welches einige residences aufweisen. Am Fuße des Felsrandes haben sie meistens auch eine idyllische Badehütte, zu der die Herrschaften auf romantischen Felsentreppen hinabsteigen, die ein Gitterpförtchen abschließt. Professor Alexander Agassiz aber, der berühmte Zoologe aus New-Cambridge — seines Vaters, des Gletscherkönigs, fünfzigsten Geburtstag hat Longfellow hübsch besungen — hat sich bei seiner Villa unter Castle Hill ein altes, zu Olims Zeiten gestrandetes Sklavenschiff als zoologische Station eingerichtet. Das Fahrzeug liegt unmittelbar am Felsen, von dem eine Holzbrücke hinüberführt. Der Kiel ist unter Wasser, ganz eingewachsen in den Seetang und ganz verfault von Muschelzeug. Zeit und Wetter haben den Kumpf graugrün gefärbt, so daß er mit Lehm verstrichen zu sein scheint. Durch die alten Lücken aber fällt das Licht in ein modernes Laboratorium, voll der neuesten Apparate. Daneben liegt ein zweites Wrack, aber so verwest, daß

die blaffen, verkalkten Spanten den Rippen eines Wal-
fischskeletts gleichen. Auch in Brentons Bucht werden
bei Ebbe drei Wracks sichtbar, eins davon heißt „Bessie
Rogers“ und Mr. E. D. Morgan aus New-York, dessen
Landhaus „Beacon Rock“ hoch oben steht, hat sich's als
Boothaus eingerichtet. Für das Stranden von Fahr-
zeugen liegt nämlich diese Küste vorzüglich. Bei dem
richtigen Südost kann es einem noch schlimmer gehen,
als Hamlet bei Nord-Nord-West, denn dieser war dabei
bloß toll, wurde aber nicht samt seinem Wagen auf dem
Ocean Drive, der sogenannten Zehnmeilenpromenade, um-
geblasen. Eine Familie aus Cuba, die ich oft besuchte,
hatte unter ihrer Villa eine Brandung, deren Donner
jedes Gespräch unmöglich machte; auch stob fortwährend
so viel Flugsand durch die Zimmer, daß beim Essen alles
unter den Zähnen knirschte. Am spouting rock (Spei-
felsen) steigen bei solchem Wetter die Wellen 50 Fuß
hinan. Man gewöhnt sich daran noch leichter, als an
das hundertstimmige, durch alle Tonhöhen gehende, meist
aber furchtbar schrille Gebimmel der Glockenbojen, die
eine ganze Allee für die einfahrenden Schiffe bilden. Bei
Tage genügt ihr hochroter Anstrich, an einem stürmischen
Nebelabend jedoch müssen sie die Schiffe akustisch leiten,
und der Wellengang bringt alle ihre vertrackten Glocken-
schwengel in Bewegung. Man kann dann die ganze
Nacht nicht schlafen.

Trotzdem würde Newport nicht gern auf sein Meer
verzichten, denn es müßte dann vielleicht ganz aufhören,

Seebad zu sein. Und was thäten die Fischerklubs, die sich jetzt so lustig rühren? Beim Graves' point (nach zwei alten Grabmälern benannt) ist das „bassing“ (Barschfischen) so unterhaltend und bei dem alten eingestürzten Fort Dumpling (zu deutsch „Knödelburg“, wegen seiner Form) ist es so hübsch, Hummern zu fangen, mit einem Stück Rindfleisch als Köder in jedem Kästchen. Einmal hätte ich dort unsere Yacht fast auf eine Klippe gesteuert, aber unser „Skipper“ (Schiffer) stellte mir vier Fragen, die mich davon abhielten, nämlich: „Wollen Sie wirklich dort hinsteuern? . . . Sehen Sie die blaue Stelle? . . . Sehen Sie auch in dieser blauen Stelle den violetten Fleck? . . . Wissen Sie, daß das ein Riff bedeutet, auf dem wir elend zugrunde gehen werden?“ Ich antwortete ihm dreimal „Ja,“ das viertemal blieb es mir im Halse stecken. Er war übrigens ein merkwürdiger alter Herr; über achtzig Jahre alt, aber stramm und geschmeidig wie ein Jüngling. Ich sah ihn oft mit den Kindern bei einem Spiele, das darin bestand, sich platt auf den Boden zu legen und mit ausgestrecktem Arm einen möglichst großen Kreidekreis zu ziehen. Da heißt es, sich recken können. Vor einigen Jahren hatte er plötzlich aus England eine amtliche Verständigkeit erhalten. Mylord Soundso wäre gestorben, und zwar als letztes Glied der Hauptlinie, Titel und Erbschaft müßten also auf ihn als Oberhaupt der einst nach Amerika ausgewanderten Seitenlinie übergehen. Da setzten sich der Alte und sein bereits vierzigjähriger Sohn zu einer Familienberatung nieder und beschloßen ohne

Debatte, auf die ganze Geschichte einfach zu verzichten. Sie wollten keine englischen Lords werden, sondern amerikanische Bürger bleiben und das Nacht- und Bootgeschäft weiter treiben. Es giebt ja sogar amerikanische Millionärstöchter, die sich keineswegs danach sehnen, Marquisen von Dieusaitou oder Herzoginnen von Whatdhecallem zu werden. Als ich einst auf dem Balkon des Kasinos stand, sagte man mir, vor einigen Monaten habe gerade da ein europäischer Graf gestanden, als während des glänzenden, allumfassenden Nachmittagskorsos unten die Equipage seiner Angebeteten vorbeifuhr. Er hatte bereits alles Erdenkliche gethan, in Flirt und Sport, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, allein umsonst. Jetzt machte er einen Kopfsprung vom Balkon hinab, wie von einem Tremplin, sagte man mir, gerade vor ihre Pferde hin. Wer Glück hat, fällt auf den Kopf und bricht sich bloß ein Bein. Er hatte viel Glück und brach sich beide Beine. Sie stieg aus und ließ ihn auf die Atlasstufen ihrer Equipage legen. Sie fuhr ihn nach Hause, pflegte ihn monatelang und dann heiratete sie ihn. Wäre er nicht davon gekommen, so stünde jetzt an jener Stelle ein Stein mit drei Anfangsbuchstaben und einem Datum wie an der „Purgatory“-Schlucht, wo vor Jahren ein Sechsnullenjüngling auf der Jagd verunglückte. Uebrigens sind auch reiche Leichen in Newport gut versorgt. In Thames-Street, der Hauptgeschäftsstraße, wo man alles Erdenkliche bekommt, wohnt ein Einbalsamierer (Mr. Marsh, Nr. 101), so daß selbst ein altägyptischer Pharao seine posthumen Lebensgewohnheiten nicht zu ändern brauchte.

Da ich vom Kasino spreche, kann ich dieses Thema natürlich nicht sofort fallen lassen. Das Kasino ist das Herz von Newport. Das lange, einstöckige, epheumspinnene Gebäude ist seltsam zusammengestüctelt, es überbrückt sogar mit einem großen Bogen die Bellevue Avenue und sieht dort mit seinen zwei dicken, mittelalterlichen Basteitürmen auffallend einem der alten Thore von Krakau ähnlich. Zwischen dem Kasino und den Vanderbilt-Palästen findet der große Wagenkorsò nach dem Ocean Drive statt. Rückwärts sind ausgedehnte Räume, um die prächtig parkierten Grounds herum. Der Kasen hat das kurze englische Tennisgras, von echt englischem Samen. Es finden da berühmte internationale Matches statt. Rings um den Tennisground drängen sich bunte Tausende als Zuschauer, deren jeder auf unserem Kontinent ein Champion sein könnte. Es ist ein Publikum von Fachleuten beiderlei Geschlechts, das jeden Racketschlag verständnisinnig mitfühlt oder scharf kritisiert. Es kommen da auch wahre Tennisheldenthaten vor. Ich sah z. B. zwanzig „Volleys“ nacheinander machen. Dabei stehen beide Champions ganz nahe an der Netzwand, dies- und jenseits, man könnte sagen Brust an Brust. Jeder will den Ball am Gegner vorbeischiagen, dieser aber erwischt ihn trotz der kurzen Entfernung in der Luft und schlägt ihn zurück, der andere desgleichen, und so fort zwanzigmal. Bei jedem Schlag schreit die buntscheckige Menge vor Erregung auf und nur die beiden Umpires (Richter) sitzen in ihrem abgeschiedenen Raum auf ihren beiden zinnoberrot lackierten, über manns-

hohen Stelzenstühlen, weithin sichtbar, und machen mit steinerne Ruhe als Ergebnis einer solchen stürmischen Episode einen kurzen Strich auf ihren Tafeln. Das Kasino ist auch der Mittelpunkt aller Eleganzen von Newport. Und nicht nur der weiblichen, denn auch die Herren sind in der Pflege des „style“ und solcher Dinge sehr gewissenhaft. Es giebt unter ihnen wahre Künstler der äußeren Erscheinung, z. B. den Gesandtschaftsattaché und jungen humoristischen Schriftsteller Mr. Harding Davis, dessen Bücher („Gallegher“, „Van Bibber and others“ usw.) man jetzt auch schon ins Deutsche übersetzt. Mr. Davis ist ein bewunderter Typus von individueller Fashion. Sein Toilette-Grundsatz ist, daß die Kleidung eines Kavaliere erst da anfängt, wo alles nicht paßt. Kleider müssen zu weit sein, viel zu weit für ihren Träger; aber wie sie zu weit sind, darin liegt die höchste Meisterschaft der Schneiderkunst. Die Virtuosität, mit der ein Kleidungsstück nicht sitzt, ist allerdings nur bei den ersten Meistern von London zu finden, auch reist Mr. Davis immer dahin, um sich bekleiden zu lassen. Das zahlt sich übrigens aus, da in London Kleider lächerlich billig sind; ein Salonanzug kostet allenfalls 18 Pfund Sterling, für welchen Preis man in Amerika nichts Tragbares bekommt.

Man halte ihn aber darum nicht etwa für einen Stutzer, Poseur oder Mann des leeren Anscheins. Er hat sich gelegentlich auch im Gegenteil der Eleganz rühmlich bewährt. Er erzählte mir einmal von seinem langwierigen Studium des Verbrechertwesens. Er war ein Stammgast

der schlimmsten Kneipen und war mit den ärgsten Typen nur darum nicht auf Du und Du, weil man in Amerika bloß auf you und you sein kann. Dann ließ er sich mit ihnen auf mehrere Monate ins Zuchthaus sperren, trug dort die Sträflingskleider (die ihm allerdings auch zu weit waren) und aß die Sträflingskost. Dabei entdeckte er einen großartigen Einbruchsplan, den er natürlich verriet. In Freiheit gesetzt, erhielt er schauerliche Drohbriefe. Aber er brach ihnen die Spitze ab, indem er die Deutchen bei ihren sozialen Theorien faßte. Er veröffentlichte in den Blättern einen offenen Brief an sie, dessen Sinn war: „Ihr habt euer gesetzwidriges Thun mir gegenüber als notwendigen Ausfluß eurer Überlegenheit, als unabweishbare Folgerung aus dem darwinistischen Naturrecht des Stärkeren, moralphilosophisch gerechtfertigt; nun seht ihr, daß ich euch überlegen war, ich habe also durch mein Vorgehen das eure als naturgemäß anerkannt, folglich habt ihr kein Recht, mir etwas anzuthun.“ Er bewies es ihnen so klar, daß er in der That unangefochten blieb. Übrigens ist er ein so starker Boyer, Kinger, Schütze und Fechter, daß ihm nicht leicht beizukommen wäre.

Für Kriminalromantik ist der Amerikaner Tag und Nacht zu haben. Ich sah dies gerade auch in Newport, das damals durch den in New-York spielenden Prozeß gegen Miß Betsy Waller (nennen wir sie so) in Aufregung versetzt war. Ein junges Mädchen ist angeklagt, ihre beiden Eltern im Schlafe ermordet zu haben. Alle Anzeichen sind wider sie, aber sie verteidigt sich wie eine Heldin. Sie

ist in der That die Heldin des Tages. Die ganze Union ist in Aufruhr, für und wider. Knapp vor der Urteilsfällung tritt noch das schwerste Belastungszeugniß gegen sie ein; eine intime Person, die bis dahin geschwiegen, spricht plötzlich, und es ist wie ein Gnadenstoß. Alles erwartet die Verurteilung, aber die Jury spricht Betsy einstimmig frei. Die letzten Stadien des Prozesses waren so aufregend, daß in den dringendsten Geschäftsstunden New-Yorker Dollarstreber auf der Straße mit Debatten über Betsy Waller ihre Zeit verloren und Unbekannte sich ihretwegen in die Haare gerieten. In Newport hatte jeder Mensch von Belang seinen eigenen telegraphischen Dienst, vom New-Yorker Justizpalast her. Auf dem Corso flogen die Depeschen von Wagen zu Wagen. Stündlich kamen Extraausgaben der Zeitungen, natürlich mit den aufregendsten Head-lines (Kopfzeilen) vor den Berichten. Die Erfindung von packenden Head-lines war damals die Haupt Sorge der New-Yorker Journalistik; alle Berichterstatter suchten einander an „strikenden“ (striking) Kopfzeilen zu übertreffen. Die richtige Head-line muß etwas Gemütlich-Triviales, spaßhaft Hezmäßiges haben, womöglich auch einen Beigeschmack von „slang“. Z. B.: „Betsy gains a point“ (Betsy gewinnt einen Point). Einmal wohnte ich einer förmlichen Jagd auf eine Head-line bei. Es war bei dem Tode Jakob Astors. In einer Redaktion saß ich mit mehreren Herren beisammen, die sich die Köpfe zerbrachen, um Head-lines für den Bericht über den Tod vorzuschlagen. Plötzlich sagte einer: „Ich schlage vor: Jacob climbs the

ladder“ (Jakob erklimmt die Leiter). Das schlug ein wie der Blitz. Unter lautem Hallo wurde der glückliche Finder auf die Schultern gehoben und durch die Zimmer getragen. „Jakob erklimmt die Leiter“, das leuchtete jedem ein. Um zu Miß Betsy zurückzukehren — ich fragte alle meine Bekannten, wie sie über das Verdikt dächten, und da war es merkwürdig, wie alle Herren sie für offenbar unschuldig erklärten, die Damen aber ohne Ausnahme auf die „tote Gewißheit“ schworen, daß Betsy eine Mörderin sei.

Aus allen diesen Zügen wird der Leser wohl den Eindruck gewonnen haben, daß Newport ein Brennpunkt des Allermodernsten ist, was unsere Zivilisation leistet. Alle Feinschmeckereien und Blasiertheiten amalgamieren sich da zu einem empörend interessanten Getriebe. Und dieses Luxuspublikum hat sich dennoch gewisse kleine indianische Naivetäten bewahrt. Es ißt z. B. für sein Leben gerne „Shucotash“. Das ist ein uraltes Nationalgericht der Rothäute, eigentlich das einzige, und besteht aus Milch, gequollenen Mais- und Weizenkörnern, Honig und noch etlichen Zuthaten. Kein Frühstück ohne Shucotash. Eine einschlägige Erfahrung hat einmal Präsident Cleveland gemacht. Er mußte einer Anzahl mächtiger Häuptlinge von noch nicht ausgestorbenen Indianern ein Dinner geben. Es war glänzend und wurde mit dem größten Ceremoniell serviert, um den roten Häuten zu imponieren. Diese aber benahmen sich dabei mit all ihrer berühmten Würde und fanden es dann angemessen, auch ihrerseits den Präsidenten

zu einem Dinner zu laden. Cleveland erschien pünktlich und that seine Präsidentenpflicht; er aß. Der erste Gang war natürlich Shucotash. Der zweite Gang war wieder Shucotash. Der dritte und vierte dagegen . . . waren ebenfalls Shucotash. Und so wurde neunmal nach einander Shucotash serviert, denn auch die Mahlzeit des Präsidenten hatte neun Gänge gehabt. Präsident Cleveland aß sich damals für sein ganzes Leben mit Shucotash satt. Er hat dieses Gericht nie wieder berührt.



Sammy und Dinah.

Ich muß gestehen, sagte Freund Fritz, daß es mich ganz gleichgültig läßt, ob ein amerikanischer Staatsbürger unter den Kleidern weiß oder schwarz ist; im Gesicht sind sie ja ohnehin in vielen Staaten von der Sonne so ziemlich gleich gebrannt. Ich persönlich habe den Neger sogar schon vor dem großen Sklavenkrieg emanzipiert. Als ich dann hinüberkam, sah ich, daß ich ganz recht gehabt. Ich habe dort ganz famose Mohren kennen gelernt. Die Jungen, die mir zehnmal im Tage meine gelben Schuhe mit den Schalen der von ihnen verzehrten Bananen wischten — es giebt nichts besseres dafür — waren ebensolche Virtuosen, wie der kohlrabenschwarze tonsorial artist, dem ich Haar und Bart zum Stutzen überlieferte. Wenn Dawson als Othello den blanken Dolch auf Desdemona zückte, war er ein Stümper gegen den Nigger Sammy White — er hieß wirklich so, obgleich dies Samuel Weiß bedeutet — wenn ich auf seinem vorwärts, rückwärts und seitwärts rotierenden Pivotstuhl tief unter ihm lag und er mich die diagonalsten Purzelbäume machen ließ, um mit der Schärfe

seines Rasierschwertes von oben her hinter die vordere Ecke meines linken Kinnbackenendes zu fahren, wobei mein rechtes Ohr zu seiner linken Kniescheibe emporschielte. So sind sie ja, diese Pivot-Rasierstühle. Auch haben die farbigen Gentlemen wirklich Fortschritte gemacht, die nicht bloß einen Sklavenstaatler zur Entrüstung stacheln. Einmal saß ich unterwegs in einem sehr besetzten Speisewaggon und der schwarze Kellner setzte mir gegenüber an mein Tischtchen einen Mann, der furchtbar westlich aussah und eher nach dem Gegenteil von Weilhenseife roch. Seine Tschtechnik war auch ganz entsprechend, jedenfalls blieb sie weit hinter seiner Spucktechnik zurück. Später aber kam Sammy, der schwarze Kellner, eigens in meinen Pullman, bloß um sich feierlich zu entschuldigen, daß er mir einen dam fellow zum Gegenüber gegeben, der das Messer in den Mund nahm; es sei eben schlechterdings kein anderer Platz frei gewesen. Sammy selber war über solche Vergehen längst hinaus. Und zu den „öffentlichen Charakteren“ in Amerika, vor denen ich den tiefsten Respekt gewonnen, gehört jener andere Sammy in Saratoga, dem Isth und zugleich Karlsbad von New-York. Das ist ein riesiger Platz, ein wahrer Mammut-Kurort, und im Kurhause befindet sich ein wahrer Mammut-Speisesaal, wo tausend Menschen plötzlich satt werden können. Und diese tausend Menschen legen alle im Vorsaal Hüte, Röcke und Stöcke ab. Und diese tausend Hüte, Röcke und Stöcke übernimmt ein einziger alter Neger und legt sie auf lange Regale. Und dieser alte Neger händigt keinem Menschen eine Nummer

ein, aber es mag dann fortgehen, wer da will, er giebt ihm mit mathematischer Unfehlbarkeit den richtigen Hut, Rock und Stock heraus. Geirrt hat er sich noch niemals; „weil irren menschlich, ein Neger aber kein Mensch ist,“ sagte mir ein Südlischer aus Kentucky. Dieser Sammy steht schon seit einem Menschenalter auf jenem schwierigen Posten, ein representative man von Saratoga und beinahe eine Berühmtheit der Vereinigten Staaten. Auch im Sport scheinen die dunklen Herrschaften die weißen schon eingeholt zu haben. Ich machte große Augen, als ich in der Fünften Avenue zu New-York die erste schwarze Radlerin erblickte. Ein festes Negermädchel, eine typische „Dinah“, in gelbem Strohhut und marineblauem Cheviotrock, Lackschuhe an den obligaten Plattfüßchen. „Schwarz wie die Nacht fuhr sie einher“, um mit der Bibel zu reden, und zwar in einem Tempo, für das man bei uns mit Recht verhaftet würde; allerdings fuhr sie übertrieben, namentlich mit gewissen Weibebewegungen nach außen, die schon für Fußtrittübungen gelten konnten, und ihr weißes Gebiß blinkte in die Ferne, daß sie bei Nacht die Laterne sparen konnte. Später sah ich noch gar viele ihresgleichen, kein Mensch beachtete sie, und auch die Fabriken machen keine eigenen Bicycles für Farbige.

Obgleich dies noch immer ganz in der Volksstimmung läge. Denn der Sklave ist wohl befreit, der Mohr stimmt sogar mit, aber weißgewaschen ist er denn doch nicht. Als ich mit meinem New-Yorker Freunde Hatfield, der sieben Jahre in Europa gewesen, nach Philadelphia fuhr, erstaunte

er maßlos, daß in unseren Palace-Car ein Neger trat. Sieben Jahre vorher war das noch nicht zulässig; der Schwärzling wäre hinausgeschleudert worden, obgleich er augenscheinlich reich und mit der letzten Eleganz gekleidet war und sich absolut „weiß“ benahm. Im Süden ist das noch jetzt an der Tagesordnung. Als ich einst den Nachtzug von Glasgow Junction nach Louisville (Kentucky) nahm, war er so besetzt, daß ich dem Schaffner mein Mißvergnügen darüber ausdrückte. „Besetzt?“ antwortete er, „wir haben ja einen ganzen Waggon voll Niggers; kommen Sie nur mit“. Und er trat mitten unter die schnarchenden Schwarzen, jagte sie mit lautem Geschrei, in dem jedes Wort eine Verbalinjurie war, aus Morpheus' Armen, riß die Fenster auf, um geschwind zu lüften, und in drei Minuten hatten die armen, verschlafenen, halb entkleideten Leute mit Sack und Pack das Feld geräumt. Empört über diesen Gewaltakt, legte ich mich allein in ihren Waggon und schlief den behaglichen Schlaf des entrüsteten Menschenfreundes. Selbst in den Apotheken habe ich solche Szenen gesehen. Sie müssen wissen, wie eine amerikanische Apotheke, ein drug-store, aussieht. Sie besteht aus drei Abteilungen. In der Mitte der ersten steht ein großer Tisch, bedeckt mit Toiletteartikeln, Bürstchen, Nécessaires, Rasierbestecken, Reisebechern und anderen Heilmitteln dieser Art. In der zweiten Abteilung herrscht das Mineralwasser. Hinter einer sehr eleganten „Bar“ mit weißer Marmorplatte steht ein haus hoher Apparat, identisch vom zahmsten Osten bis in den wildesten Westen hinein, und liefert ein paar Hundert

„Säfte“ (juices) mit Soda. Alle sind ungeheuer süß und als ich dies einst einem Apotheker vorwarf, sagte er ruhig: „Gewiß sind sie das; mein Geschäft gestattet nicht, daß Sie Ihren Durst stillen; süß macht nur noch durstiger und Sie trinken das Zehnfache“. Längs des Bar aber steht eine Reihe hoher Drehstühlchen, die sind Tag und Nacht von Damen besetzt. Sie sitzen in der Apotheke wie in einem Café und kauen ununterbrochen „Gum“, wie die Herren Tabak. Das ist eine parfümierte Masse, so zäh, daß ein Bissen eine Stunde Raughymnastik gewährt; daher die wahnsinnigen Gebisse der Amerikanerinnen. Und dazu trinken sie unaufhörlich juices mit Soda und drehen sich hin und her und flirten mit einer Unermüdlichkeit und Nachdrücklichkeit, daß ihre summierte Flirtkraft genügen würde, um die großen Fächerwedel in jeder Abteilung in Bewegung zu erhalten. Diese Riesenfächer machen nämlich unausgesetzt Luft, wie auf den Indiensfahrern die Puntahs, und in den eleganten Lokalen haben sie schimmernde Bronze-
flügel und elektrischen Antrieb, in den gewöhnlichen aber nur farbiges Seidenpapier über Drahtrahmen gespannt und eine Transmission, an deren äußerem Ende, vor dem Lokal, irgend ein verhungertes „Deutscher“ steht, meist ein Doktor aus Leipzig, behaupten die Spaßvögel, und im Schweiß seines Angesichtes drehend, das Windmachen besorgt. In der dritten Abteilung endlich findet man die wirklichen Arzneien, natürlich lauter patent medicines, wie sie die amerikanischen Mediziner in bunt etikettierten Fläschchen und Schachteln und Dosen verkaufen: Costers

Leber-Pillen, „Lebererschütterer“, (liver-shaker), „Schmerz= austreiber“ (pain-expeller) usw., besonders aber root-beer, ein Wurzelbier ohne Alkohol, . . . selbst in New-York bekam ich Sonntags nur Sarsaparilla-Bier, das bloß eine un= absehbar entfernte Ähnlichkeit mit Pilsener hat. Doch um auf die Neger zurückzukommen . . . sehen Sie, in dem Augenblick, wo eine farbige Dame in die Apotheke eintritt und sich an die Bar setzen will, springt die ganze Reihe weißer Flirtladies auf und verläßt wie ein Mann das Lokal. Miß Dinah wird sich also eine solche Caprice zwei= mal überlegen, schon weil der Apotheker sie auf Schaden= ersatz klagen würde.

Sammy und Dinah geben sich allerdings eine Teufels= mühe, weiß zu werden. Sie versäumen keine Gelegenheit, ihr schwarzes Blut mit weißem zu mischen. Richter Lynch ist ja sogar der Meinung, daß der Appetit des Negers auf weißes Frauenfleisch zu weit gehe, und er lyncht so manchen, den er erwischt. Daß er dabei meist an einen Unschuldigen gerät, ist Nebensache, dafür geht er gerade in solchen Fällen mit einer Barbarei vor, die gar nicht zu erzählen ist, aber in der Zeitung sich nur um so besser macht. Das Entschwärzen des Negers ist also jedenfalls ein schweres Stück Arbeit und auch noch nie vollkommen durchgeführt worden. Allein thatsächlich giebt es schon White coloured gentlemen, was auf etwas wie weiße Neger hinauskommt. Der erste, den ich sah, war ein Millionär der Fifth Avenue. Er wohnt in einem Palaste und hat ein Gewühl von weißer, schwarzer und gescheckter

Dienerſchaft. Mir wäre es nicht eingefallen, ihn für etwas anderes, als einen Bruder Kaukaſier zu halten, aber mein Freund ſagte mit einem gewiſſen inneren Achſelzucken: „Nigger“. Dann erklärte er mir den Herrn folgendermaßen: „Haben Sie jemals Bluepoint-Auſtern geſſen? Die mit dem kleinen blaſchwarzen Punkt. Nun betrachten Sie die Mägel dieſes Kröſus; ſie haben jeder an der Wurzel einen kleinen ſchwarzen Halbmond. Da ſteckt der Nigger drin und iſt nicht wegzukriegen, auch wenn der Mann drei weiße Mütter gehabt hätte. Vielleicht wird die völlige Weißzucht noch ein volles Jahrhundert dauern. Überhaupt ſind die Hände Verräter, die man hängen ſollte. Weiße Hände, nicht wahr? beſonders an den Handflächen. Die ſind weißer als meine und Ihre. Aber der Handrücken iſt merklich dunkler und, was das Komische dran, die Grenzlinie zwiſchen Dunkel und Hell geht mit der Beſtimmtheit einer geſtepten Handſchuhnaht um den ganzen Außenrand der Hand und um ſämtliche Finger herum. Die ganze Hand iſt mit dieſer ſcharfen Linie eingefäumt, Finger für Finger. Und dazu kommt noch dieſer Glasglanz der Augen. Er hat etwas Puppenhaftes und iſt noch unausrottbarer als alles übrige. Dieſer Glasblick allein genügt für unſereins, um die Negerabſtammung erkennen zu laſſen.“ Trotz ſeiner eingehenden Belehrung blamierte ich mich übrigens kurz darauf gehörig. Ich beſuchte die Mammuthöhle in Kentucky; Sie wiſſen ja, in der haben ſämtliche Tropfſteingrotten der Welt zehnmal Platz. Und da geht man hinunter, mit ein paar Beſchafeln und

marſchirt ſo fort, biß zu ſechzehn Stunden, um eine Idee davon zu bekommen. Man müßte rein auf einem Mammut reiten, aber man thut's zu Fuß. Und das bei einem Temperaturunterschied von 25 Grad gegen außen. Und Mädchen waren mit, ein ganzer Schwarm Alleinreiſende, alle in Pumphoſen aus rotem oder buntem Kaliko. Ich flirtete natürlich heftig und ſetzte meiner Nachbarin gerade mit der ſchmelzendſten Stimme auseinander, daß es doch unrecht geweſen, den Niggern das volle Wahlrecht zu geben, da kniff ſie mich energifch in den Arm und raunte mir haſtig ins Ohr: „Sprechen Sie nicht von Niggers, unſer Führer iſt einer“. Ich ſah ihn erſtaunt an, er ſchien mir weißer als ich ſelber. Und er war es doch; alle Führer da unten ſind Nigger. Und es kann gefährlich ſein, ihre Schwärze zu reizen, es giebt ſo viele unvorhergeſehene Zufälle da unten. Und er konnte uns ſogar im Stiche laſſen. Vor Jahren hatte einen ſolchen Führer der Schlag getroffen, denken Sie ſich die Situation der Geſellſchaft.

Und doch braucht ein Neger nicht einmal weiß mit dem Aulternpunkt zu ſein, um einen Europäer verdußt zu machen. Er kann ſogar ganz chokoladebraun ſein, wie Jim, einer der ſchwarzen Dienſtboten meines Onkels D. in Louiſville (Ky.). Der Mann war einer der gewiegeſten Stiefelpußer, die ich je geſehen; auch im Holzſpalten, Waſſertragen, Stubenſegen und anderen freien Künſten der amerikaniſchen Schwarzen hatte er bedeutende Leiſtungen aufzuweiſen. Allein ihm genügte das nicht. Er citierte

auch Horaz und Homer geläufig, denn er hatte ganz allein die alten Sprachen gelernt. Und zwischen dem Spalten von Stiefeln und dem Puken von Holz — fast könnte man so sagen, denn zerstreut muß er zuweilen gewesen sein — arbeitete er mit dem Mikroskop an Pflanzen. Ja, er hatte sogar ein bedeutendes Werk über Pflanzenphysiologie herausgegeben und war dafür Mitglied einer großen naturforschenden Gesellschaft, der London Society, geworden. Und sein Ziel war eine Professur, aber freilich an einem coloured college, denn an einer Schule, wo Weiße sind, wird nicht einmal ein schwarzer Linné angestellt. Negerhochschulen aber giebt es wenige, und an den wenigen stehen schon hinter jeder Lehrstelle hundert Anwärter, eine ganze Queue, und warten ihre Reihe ab. Einstweilen puken sie Stiefel und hacken Holz, um ihr Brod zu verdienen. Kein Wunder, daß Jim so unterwürfig war, als hätte er keine Ahnung von einer Pflanzenzelle. Es besaßte sich auch niemand sonderlich mit ihm; daß ich ihn öfters anredete, war ihm eine Freude fürs Leben und zog ihm den gelben Neid seiner schwarzen Brüder zu . . . Wie geehrt sich der Neger fühlt, wenn er vom Weißen weiß behandelt wird, das sah ich einst auch an folgendem Falle: Nachdem ich schon zahllose sonderbare Sorten von amerikanischen „Drinks“ getrunken, beschloß ich, ein Buch zu kaufen, von dem mir ein Kellner gesagt; es sollte „Johnston's Bartender's Guide“ heißen und die Rezepte von etlichen Hundert Ernst- und Scherz-Schnäpsen der Yankee's enthalten. Ich ging also in die erste Buchhandlung, zu Schirmer (sprich

natürlich „Störmer“) in Union Square. Ein Kommiss von ganz klubmäßiger Eleganz begrüßte mich mit unerhörter Höflichkeit und fragte, was er „für mich thun könne.“ Als ich ihm das Buch genannt hatte, verstand er mich erst garnicht; erst als ich ihm den Titel dreimal vorbuchstabiert hatte, schien ihm ein Licht aufzugehen und er schrie mich wütend an: „Nein, das haben wir nicht!“ Er glaubte offenbar, ich wolle ihn steigen lassen. Ich ging dann in Appletons Buchhandlung und dann in noch etliche andere, zuletzt schon in ganz bescheidene kleine Buchläden, wo man mich wenigstens mild und halb mitleidig anhörte, ehe man mir die Klinke in die Hand gab. Endlich ließ sich einer herbei, mir zu sagen: „Sie werden dieses Buch in keiner weißen Buchhandlung bekommen, aber am Broadway soll irgendwo ein Keller sein, wo ein Neger Makulatur verkauft, dort dürften Sie es finden“. Richtig fand ich den Neger-Buchhändler, eine steile Treppe tief unter dem Pflaster, in einem finsternen Loch voll uralter Zeitungen, die unerträglich nach einer von Herrschaften durchgelesenen Druckerchwärze rochen. Als ich den Johnston verlangte, war er ganz erstaunt; so etwas war ihm noch nie passiert. Ein weißer Herr aus Europa, mit nicht zu weiten Elastiks an den Schuhen, die auch nicht vertreten waren — er betrachtete sie aufmerksam — und mit einem hellgrauen Cylinder, der noch nicht schwarz war, und einem schwarzen Hutband herum, das noch nicht hellgrau war! In seiner Freude über die Auszeichnung bestand er darauf, mir das Buch um den Makulaturwert zu verkaufen, und ich verehrte ihm dann eine entsprechende Zigarre.

Einmal kam ein New-Yorker Journalist auf die Idee, praktische Erfahrungen darüber zu sammeln, inwiefern die Neger von der nordstaatlichen Bevölkerung schon innerlich emanzipiert wären. Zu diesem Zweck schminkte er sich mit reinem Othello-schwarz, ließ sich das Haar aufs Strammste kräuseln und zog sich mit dick aufgetragener Neger-Eleganz an. Als richtiger Sammy ging er dann zu Delmonico in Madison Square speisen. Sie wissen ja, was Delmonico ist oder vielmehr sein will. Bornehm durch Einfachheit, womöglich altväterisch, alles weiß angestrichen, das Service wie auf Hausmannskost eingerichtet, die Kellner von einer atavistischen Geräuschlosigkeit. Sammy setzt sich an einen schönen Tisch, zeigt zufällig sofort die größten Banknoten, sieht auf eine zwei Pfund schwere goldene Uhr und läßt zufällig eine mit Brillanten besetzte Zigarettendose fallen, die er sich bei Tiffany ausgeborgt. Er bestellt ein Dinner, oder vielmehr, er will eins bestellen. Ein Kellner bittet höflich flüsternd um Entschuldigung, aber dieser Tisch sei schon bestellt. Sammy setzt sich an einen zweiten, da kommen zwei Kellner und flüstern ihm bedauernd zu, daß dieser Tisch soeben telephonisch von einer Gesellschaft bestellt worden sei. „Wo ist denn einer frei?“ fragt Sammy. — „Ich bedaure, ich weiß es nicht, mein Ressort ist bloß dieser eine Tisch; wenn Sie sich vielleicht an die anderen Kellner wenden wollen . . .?“ Die anderen aber sind nicht zu finden, kein Klingeln, kein Sprachrohr hilft, sie sind „noch nicht da“. Sammy steht auf und geht in das nahe Holland House.

Da geht es ihm entschieden besser, er findet sofort einen Tisch, ja, der Kellner fragt ihn sogar, was er wünsche. „Ein Beefsteak mit Spiegelei.“ — „Ein . . . o, ich bedaure, die Beefsteaks sind soeben ausgegangen.“ — „Also Aустern.“ — „O, Aустern? Die haben wir heute garnicht bekommen, es ist ja Montag.“ Er verlangt Champagner, aber der Schlüssel zum Keller ist verlegt, man wird den Oberkellner fragen, der jedoch nie erscheint. Sammy geht um ein Haus weiter, um den ganzen Square herum, aber im Brunswick-Hotel fährt er nicht besser und in Fifth Avenue Hotel auch nicht. Nun ist schon alles ganz egal, er stürzt sich also auf das hochelegante Waldorf Hotel in Fifth Avenue, an der Ecke der 33sten Straße. Ein 10 Stock hohes Hotel mit 100 Zimmern in jedem Stockwerk. Er denkt sich nämlich: ich werde erst ein Zimmer nehmen, dann giebt man mir jedenfalls auch zu essen. Aber der Clerk erklärt ihm augenblicklich mit aller Bestimmtheit, daß alle tausend Zimmer besetzt seien. Sammy geht ärgerlich weiter ins Netherland Hotel, gegenüber dem Palast Vanderbilts. Wie er das Fremdenbuch verlangt, um seinen Namen einzuschreiben, gehen unisono fünf elektrische Läutewerke an, fünf Clerks rufen mit einer Stimme: „D!“ und eilen hinaus; er kommt nicht einmal in die Lage, sich einzuschreiben. Sammy muß schließlich einsehen, daß er im eleganten Teile von New-York nicht unterkommen wird, er geht also ins alte New-York hinab, in das ehemalige New-Amsterdam, wo man ja schon mit einem Fuß im weniger farbenschuen Europa steht. In Desbrosses Street

erhebt sich das Star Hotel, da klopft er an und hält lange stand. Er will sich schon mit dem schofelsten Dachzimmer begnügen, aber auch das wird ihm nicht zu teil. Es bleibt ihm schlechterdings nichts übrig, er muß in ein von einem Neger gehaltenes Negerhaus gehen.

Dabei ist aber Sammy mit Jonathan gleichberechtigt. Auch Dinah ist gleichberechtigt mit Arabella. Vor dem Gesetz sind sie ganz gleich. Nur anderswo stehen sie . . . außer dem Gesetz.



Erinnerungen an Chicago.

Beruhigen Sie sich nur, sagte Freund Fritz, ich will Ihnen ja nichts über die Weltausstellung von Chicago erzählen. Sie hat zwar auch ihre amüsanten Seiten gehabt. Wissen Sie zum Beispiel, wie man es angefangen hat, sämtliche Ausstellungsgebäude schneeweiß zu lackieren? Man stellte den weißen Lack in ungeheuren Bassins auf und sprühte ihn mittels Dampfspritzen über alle die großen und kleinen Bauwerke. Sonst wäre man ja mit der Anstreicherei noch jetzt nicht fertig. Und ein guter Spaß war es auch, was man that, um sich zuletzt die kostspieligen Abtragungsarbeiten zu ersparen. Man steckte einfach die ganze Geschichte in Brand und ließ sie zu Asche werden, aber wohlgemerkt, gegen Eintrittsgeld. Ganz Chicago strömte zahlend herbei, um die sensationelle Feuerbrunst zu sehen; man kam förmlich auf die Kosten. Ja, aufs schnelle Machen verstehen sie sich draußen. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages auf einem neuen Nebengeleise in die Ausstellung hinausfuhr, weil das Hauptgeleise mit einem wüsten Trümmerhaufen bedeckt war, der aus zwei soeben ineinandergefahrenen Ausstellungsziigen bestand. Drei

Stunden später fuhr ich schon wieder auf dem Hauptgeleise zurück. Mit Hilfe welcher Dämonen es so rasch freigemacht worden, weiß ich nicht. Auch eine komische Fahrt übrigens. Man fuhr in lauter Viehwagen; sie waren allerdings lustig lackiert und elegant eingerichtet. Chicago ist ja die größte Viehstadt der Welt; was an Vieh anrührt, kann dort nicht mehr beleidigen. Ich wohnte in Congress Street, im Auditorium Hotel, dem prächtigsten von Chicago. Stellen Sie sich zwei Monstrehäuser vor mit etlichen Tausend Zimmern, außen alles Granit, innen Marmor, die Foyers ganz aus Onyx; diese zwei Häuser sind durch einen unterirdischen Marmorgang verbunden. Doch ich will auch keine amerikanischen Hotels schildern. Ich möchte Ihnen nur eine Vorstellung von der öffentlichen Sicherheit in Chicago geben. Wenn ich nicht sehr irre, so ist das, was man öffentliche Sicherheit nennt, überhaupt nicht in Chicago erfunden worden. Sie werden gleich sehen. Also von Congress Street fuhr ich immer mit einer Tramway ab, etwa bis zur 42. Straße, von da weiter bis zur Ausstellung, die sich zwischen der 60. und 70. Straße befand, mit einer Eisenbahn. Das waren etwa zwanzig englische Meilen, die in zwanzig Minuten in Kurierzugstempo zurückgelegt wurden. Zurück nach der Stadt war diese Fahrt besonders gemütlich, namentlich Sonntag nachts, mit dem letzten Zuge der Trambahn, dem sogenannten night car, der nach Mitternacht abging.

Ich bin da einmal hineingeraten und spüre es noch, hier . . . und hier, besonders wenn sich das Wetter ändern

will. Von einem solchen Andrang hat man in der alten Welt keine Vorstellung. Man muß einmal mitten in diesem Publikum gesteckt haben, wenn es im Lauffschritt die Remise stürmt und die Waggonz besetzt. Aber Sie wissen ja, ich war einst Athlet und weiche noch jetzt nicht leicht einem Ellenbogenduell aus. Also ich gelangte richtig in einen Waggon, wo ich mit dem Kreuzbein gegen die rückwärtige eiserne Brüstung gepreßt stehen blieb. Ich kriegte etwas wenig Luft, denn der Waggon war innen und außen vollgemauert mit Menschen, eine kompakte Masse. Dabei mußte ich mit einer Hand immer den Hut festhalten, denn in der Luft waren unablässig dunkle Mächte thätig, die es auf Kopfbedeckungen abgesehen hatten. Der Ansturm auf den Waggon dauerte übrigens noch immer fort. Er fuhr bereits, als sich noch ein Neger hinter mir auf den Puffer schwang, wo er es erst sitzend, dann stehend versuchte und schließlich . . . Ich konnte mich gar nicht wehren, denn vom Umdrehen war keine Rede, so legte er mir also beide Hände auf die Schultern und hißte sich auf die rückwärtige Brüstung empor, wobei sich seine Stiefel zwischen meine Rippen bohrten. Leider hatte ich immer alle meine Muskeln trainiert, nur gerade die Zwischenrippenmuskeln nicht, so daß ich ihm mit diesen nicht bekommen konnte. Glücklicherweise war sein Wahlspruch Longfellow's „Excelsior!“ und er strebte noch höher hinan, auf's Dach des Wagens. Als Wagentritte benützte er wiederum meine Schultern. Nun, er hätte auch, als er oben saß, meinen Kopf als Fußbank verwerten können.

Als die Nachlaufenden seinen Erfolg sahen, begannen sie ihm das Akrobatenstück nachzumachen. Es entspann sich eine große Voltige über den Hinterpuffer und meine beiden Schultern hinan, auf das Wagendach. Betrunkene Miners (Grubenarbeiter), Cowboys mit langen Rädersporen an den Fersen, Mulatten, Neger, Frofesen und sogar zwei Damen schwangen sich so an mir empor. Bald baumelten vier Reihen von Röhrenstiefeln um das Dach nieder. Im night car ist alles erlaubt, nur das nicht, was einem der oben Sitzenden zufällig passierte. Er konnte zwar nichts dafür, denn nicht bloß die Erde, auch der menschliche Magen dreht sich zuweilen um seine eigene Achse. Die unter ihm Stehenden ließen sich aber das nicht zweimal sagen, sondern packten ihn an seinen Röhrenstiefeln und wupps! flog der Mann auf die Straße. Ueberhaupt erstaunt der Europäer immer wieder, wie viele fliegende Menschen er in Amerika sieht. Menschen werden dort so ohne Umstände zu Fenstern und Thüren hinaus, oder von Brüstungen, Treppen, Dächern hinabgeworfen, als wenn sie gar nichts Gebrechliches wären. Es ist ein Volk von Knochabouts. Und, wie der Yankee nun einmal für Massentwirkungen eingenommen ist, griffen sofort Duzende von Händen nach herabbaumelnden Röhrenstiefeln, und die Voltigeurs von vorhin flogen reihenweise rechts und links in die Nacht hinaus. Kein Mensch kümmerte sich um ihr Schicksal. Der Geist der „Hex“ ging im Waggon um. Als wir bei der 26. Straße ankamen, sagte mir plötzlich ein feiner Gentleman, der, dank meinem gelegentlichen Bei-

stand, unzerquetscht neben mir stand: „Jetzt geben Sie acht, jetzt kommen die Rowdies und Sandbagger; knöpfen Sie sich alles, was Knopf heißt, fest zu und halten Sie die Ellbogen von sich!“ Er hatte recht. Aus der 26. Straße stürmte durch die Finsternis ein heulender, pfeifender, johlender Volkshaufen gegen den night car an. Eine richtige Räuberbande, dem Abschaum von Chicago angehörig. Jeden Sonntag überfiel sie hier den night car in der nämlichen Weise, stürmte mit sogenanntem Huronen-geheul in die festgeklemmten Insassen hinein, brach sich mit größter Roheit einen Weg, so daß Widerstrebende hinausflogen, und sprang bei der nächsten Station wieder ab. Das heillose Getümmel benutzten sie, um den Damen Schmuck und den Herren Geldbörsen, Uhren, Regenschirme zu entreißen. Das war so herkömmlich bei dem night car. Nach Polizei rief niemand, denn sie zeigt sich bei solchen Elementarausbrüchen grundsätzlich nicht. Uebrigens wurde der Wagen, je weiter wir kamen, desto leerer. Aber ehe er in Congress Street hielt, sah ich noch folgende Szene. An einem Innenfenster sitzt ein Miner, ein wahrer Bärenkerl, das Gesicht von dem breiten Sombrero beschattet. Ein Mulatte tritt ein und schreitet durch das Innere, ohne die Thür geschlossen zu haben. Der Miner, dem dies nicht recht ist, schlägt sie krachend zu und brummt ein gemeines Wort. Der Mulatte blickt aus dem linken äußeren Augenwinkel halb zurück und spuckt leise zischend um die Ecke in dieselbe Richtung. Der Miner rührt und reckt sich, unter dem Sombrero wird es noch dunkler. Der Mulatte setzt

sich auf die vordere Plattform. Das Publikum saß mäuschenstill da, aber bei der nächsten Station stand alles wie ein Mann auf und stieg aus. Sie sputeten sich förmlich, weit vom Schuß zu sein. „Nun, jetzt ist endlich Ruhe“, dachte ich in meiner Unschuld und blieb der Einzige im Wagen, außer den beiden Unheimlichen. Zwei Stationen weiter steht der Mulatte auf, um auszustiegen; er muß durch das Innere, an dem Miner vorbei. Lautlos wie eine Katze schleicht er durch den Gang. Dabei schiebt er ganz sachte die Hand unter den Rock, nach der inneren Brusttasche. Aber das Auge des Miners ist ihm lauernd gefolgt. Kaum hat der Mulatte jenen heimlichen Griff begonnen, so stürzt sich der Miner auf ihn — es ist keine Sekunde zu verlieren —, der Mulatte kann eben noch hinaushuschen, aber ein furchtbarer Faustschlag des Miners, ein tadelloser Undercut, ertwischt ihn noch unter dem Kinn, so daß ich alle seine Zähne krachen höre. Und so gewaltig ist der Schlag, daß der braune Mann rücklings, mit einem Purzelbaum über die Brüstung hinweg, aufs Pflaster fliegt. Der Wagen rollt weiter, als ob nichts geschehen wäre. Ich erhielt später die Erklärung. Die Mulatten tragen als Waffe stets ein scharf geschliffenes Rasiermesser in der Brusttasche und, reizbar wie sie sind, benützen sie es nur zu leicht, indem sie blitzschnell einen leichten Schnitt nach dem Gegner führen, der ihm die Halsschlagader zerschneidet. Der Miner hatte mit Erfolg getrachtet, dem Gegner zuzukommen und seine Carotis zu retten.

Als ich den night car verließ, fühlte ich einen gewissen Instinkt der . . . Vorsicht durch meine Adern rieseln. Auch durch die Halsschlagader. Und ich ging die verödete, halbdunkle Straße hinab, mitten auf der Fahrbahn, wie die erfahrenen Chicagoer zu thun pflegen. Denn mir fielen die „Sandbagger“ wieder ein, von denen mein Tram-gefährte gesprochen. Sand-bag heißt ein Sandsack, und ein schmaler Sandsack ist ein sozusagen ideales Instrument, um einen Passanten damit hinter die Ohren oder das Genick zu schlagen. Das betäubt ihn augenblicklich und ganz geräuschlos, ja man kann ihm damit das Genick brechen, ohne daß es die Nachbarschaft merkt. Die nächtlichen Banditen, deren Waffe der Sandsack ist, heißen Sandbagger, und sie lauern am liebsten in den dunklen Thornischen der Häuser, hinter den „stilvollen“ Portal-säulen versteckt. Darum ziehen die Chicagoer die Mitte der Fahrbahn für den nächtlichen Heimweg entschieden vor. Sie waren sehr ungehalten, als ich ihnen riet, auf die Erfindung der Sandbaggerei nicht etwa stolz zu sein, da diese Kunst weit älter sei, als sie meinten. Die Virtuosität, einem mit dem Sandsack das Genick zu brechen, haben nämlich schon die altegyptischen Straßenräuber betrieben. Ihr Wüstensand muß sie auf die geistreiche Idee gebracht haben. In Ebers' Roman „Die Schwestern“ kommt die Sache auch vor, aber meine Chicagoer behaupten, Ebers müsse das bei ihnen gehört und ins Pharaonische übersetzt haben. Uebrigens ließen mich meine Freunde diese lästige Allwissenheit nicht entgelten. Als ich ihnen

erzählte, ich hätte auf die Abfahrt des night car in einem dem Trambahnschuppen gegenüber gelegenen Schnapsalon gewartet und dort sogar Whisky mit Soda getrunken, riefen sie entsetzt: „Was? Da hinein gingen Sie, um zu warten? Nach Mitternacht? Unglaublich!“ Und sie erklärten, daß keiner von ihnen mir dies für 10.000 Dollars nachmachen würde. Das sei einer der verrufensten Orte im Weichbilde der Stadt und man thäte besser, sich, ehe man dahin ginge, den Hals von einem geschickten Chirurgen in der Markose abschneiden zu lassen. Auch benützten sie den Anlaß, mich nochmals einstimmig vor dem Betreten der „Alleys“ zu warnen. Sie wissen, die Alleys sind eine Art ganz schmaler Gänge, oder vielmehr schnurgerader Saßgäßchen, die in den kolossalen Häuserblock zu den einzelnen Hinterhäusern und deren obligaten Hinterpförtchen gehen. Diese Gäßchen sind nachts wohl das Finsterste, was man sich denken kann. Zwischen acht- oder zehnstöckigen Häusern wie ein enger Felspalt eingeschnitten und grundsätzlich ohne jede Beleuchtung gelassen, dienen sie allerlei menschlichem Gewürm als Schlupfwinkel. Sich nachts allein in eine Alley hineinwagen, das wird kein nüchterner Chicagoer, denn ein Entrinnen giebt es dort nicht. Daher ist der Policeman von Chicago so praktisch, sich am liebsten in den Alleys zu verstecken und aus solchem finsternen Saß nach seinen Spitzbuben zu spähen. Wie eine Holothurie in ihrer kalkigen Röhre, so steckt der Policeman in der Alley, bereit, seine Tentakeln nach jeder Beute auszustrecken. Einer meiner Freunde wollte einmal

nachts durch die Alley seines eigenen Hauses heimgelangen, statt die viereckige Rundreise um den ganzen Block zu machen; er hatte zu dem Zweck den Schlüssel zum Hinterthürchen mit. Aber in den Tiefen der Alley hört er plötzlich Schritte; er flieht; die Schritte folgen ihm und paff! kracht ein Schuß hinter ihm drein. Er bleibt stehen, es ist ein Policeman, der ihn für einen Räuber gehalten. Und Sie wissen, der Revolver eines Chicagoer Policeman hat ein ganz verdammtes Kaliber. Achtzehn Millimeter, oder so was. Unsere Armeerevolver sind Kinder gegen diese Faustkanönchen. Die lokale Schießtechnik von Chicago geht nämlich von dem Hauptgrundsatz aus: umfallen muß der Mann! Angeschossen werden und mit der niedlichen Bille im Leibe ausreißen, damit ist keinem gedient; das Geschöß muß so schwer sein, daß es einen fortreißt und jedenfalls zu Fall bringt.

Der Mann der Sicherheit tritt übrigens auch sonst sehr entschieden auf. Es scheint, daß er darauf eingeprägt ist, sich keinen Augenblick zu besinnen, da in einem solchen Augenblicke mancherlei geschehen kann. Mir widerfuhr eines „Abends“ — nämlich um halb drei Uhr morgens — das Folgende. Zu dieser nachtschlafenden Stunde kam ich vom Dinner bei Pullman, dem Schlafwagenkönig. Der gut empfohlene Fremde kommt leicht in große amerikanische Häuser, denn ein Gastfreund giebt ihn dem anderen weiter. Man bedankt sich dann, indem man den Damen des Hauses Blumen schickt, aber beileibe keine Bouquets, denn diese wachsen nur für Verlobte,

sondern meterlange Pappschachteln, in denen die denkbar schönsten Rosen einzeln, mit fast meterlangen Stengeln liegen. Ich komme also von North Side, wo Pullman wohnt, gegen die elegante Wabash Avenue herüber, wo ich Wagen finden werde. Ich war in Frack, Lackschuhen u. s. w. und hatte den obligaten schwarzen, mit Atlas ausge schlagenen Theatermantel, theatre cape genannt, um die Schultern. Plötzlich höre ich ein tiefstöniges (Cooper würde sagen: gutturales) „Stop!“ Vor mir taucht ein hoher, grauer, oben kegelförmig abgerundeter Filzcyllinder auf und dicht vor meiner Nase erblicke ich einen „club“, den mit Leder überzogenen Bleifolben eines Policeman. Ich „stoppe“ natürlich und es entspinnt sich folgende Unterhaltung: „Was machen Sie so spät auf der Straße?“ — „Ich war bei Bekannten geladen.“ — „Bei wem?“ — „Bei Mr. Pullman.“ — „Wo gehen Sie hin?“ — „Nach Hause.“ — „Wo wohnen Sie?“ — „Auditorium Hotel.“ — „So?!“ Das alles barsch, kurz ab schnappend, mit einer Pointe von polizeimäßiger Skepsis. Ich werde ärgerlich und sage spitz: „Aber wie kommen Sie überhaupt dazu, mich in dieser Weise zu verhören?“ Da tritt er einen Schritt näher, hebt den Club um einen Centimeter höher und sagt sehr bestimmt: „Sie haben mich nicht darüber zu belehren, was meine Pflicht ist, da ich aber annehme, daß Sie ein Ausländer sind, mache ich Sie aufmerksam, daß es unweise von Ihnen ist, zu dieser Stunde hier allein herumzulaufen. Ich werde Ihnen jetzt einen Wagen besorgen und Sie nach Hause schicken.

Bleiben Sie auf diesem Fleck stehen und rühren Sie sich nicht.“ Er ging um eine Ecke und gab einen gewissen Pfiff, das Rollen eines Wagens wurde hörbar. Er schrieb sich dessen Nummer auf und rief dem Kutscher mit betonter Strenge zu: „Fahren Sie diesen Herrn nach Auditorium Hotel; augenblicklich!“ Dann half er mir höflich einsteigen und sagte: „Ich bitte nicht zu glauben, daß mir Ihr evening dress oder Ihr theatre cape irgend imponiert, denn ich bin schon wiederholt in die Notwendigkeit versetzt gewesen, Herren, die genau so aussahen wie Sie, als Einbrecher zu verhaften.“ Mit diesem Kompliment war ich entlassen.

Nun, bei alledem habe ich einigen Grund anzunehmen, daß der Bauwau auch Anwandlungen von Umgänglichkeit unterworfen ist. Eines Tages suchte ich im „Altweien“ der Ausstellung ein freies Tischchen. Alle waren besetzt, aber der eine von zwei Herren, die an einem Tischchen saßen, lud mich kurzweg ein, bei ihnen niederzusitzen. Sie trugen eine Art Sommeruniform aus einem Zwilchstoff, mit ähnlicher Mütze, die vorn einen großen Zwirnsterne hatte. „Was werden Sie nehmen?“ fügte er ohne weiters hinzu. — „Bier,“ sagte ich, ohne mich zu wehren. Er rief die Kellnerin und bestellte drei Glas Bier. Das ist so die Art und Weise. Dann begann er ein geradezu endloses Gespräch; natürlich mit der Formel: „I guess“ (ich errate, ich meine, ich setze voraus), die im Amerikanischen alles und jedes bedeutet. Also: „I guess, Sie sind nicht aus diesem Lande?“ — „Nein, aus Europa.“ —

Er wandte sich zu seinem Genossen, den er planmäßig beschulmeisterte, bevormundete und bemutterte: „Look here, Johnny, this fellow comes from Europe!“ (Da schau, Johnny, dieser Mensch kommt aus Europa.) Bei jeder weiteren Antwort, die ich auf seine weiteren Fragen gab, wurde diese Apostrophe variiert: „Da schau, Johnny, dieser Mensch kommt aus Vienna!“ u. s. f. „Vienna, Vienna, mir scheint, ich habe diesen Namen schon irgendwo gehört,“ sagte er dann, aber als sein Genosse etwas dazu bemerken wollte, schnitt er ihm sofort das Wort ab: „You shut your face (Sie schließen Ihr Gesicht) und passen lieber auf, was unser Freund zu sagen hat!“ Dem armen Teufel wurde fortwährend das Wort entzogen, ehe er es noch ergriffen hatte. Alle diese Dinge wiederholten sich hundertmal. „Sie waren gewiß irgendwo an einem College?“ — „Ja, ich war auf der Universität.“ — „Da schau, Johnny, sagt' ich es nicht gleich, daß der Mensch (fellow) ein Gentleman ist? Fremdling (stranger), was werden Sie nun nehmen?“ Es wurde nun immer so fortgetrunken und fortgefragt. „Was studierten Sie denn an der Universität in jenem Vienna, oder wie Sie den verdammten Platz genannt haben?“ — „Philosophie!“ — „Philosophie! I see (Ich verstehe). Johnny, sagt' ich es nicht gleich, daß der fellow ein Gentleman ist?“ Nachdem dies eine Stunde so fortgegangen war, erbat er sich unter großartigen Umschweifen eine „straightforward answer“ (unumwundene Antwort) auf zwei „straightforward“ Fragen. Die erste war nichts Beringeres als

diese: „Was ist, so weit Sie sehen können (as far as you can see), der Unterschied zwischen Europa und Amerika?“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und erging mich in einem unerhörten Lob Amerikas, mit all seiner Freiheit, Gastfreundschaft, Vaterlandsliebe und all den Erfindungen, den Hotels, Eisenbahnen u. s. f. Bei jedem effektvollen Worte, das ich sagte, stieß er seinen Freund und sagte in einem Tone, als kanzelte er ihn herunter: „Da schau, Johnny, sagt ich's nicht? unser Freund ist ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle! . . . Sie schließen Ihr Gesicht und passen lieber auf, was unser Freund zu sagen hat!“ Die zweite Frage lautete: „Was ist, so weit Sie sehen können, der Unterschied zwischen New-York und Chicago?“ Ich beeilte mich, ihm ausführlich auseinanderzusetzen, daß New-York gar keine amerikanische Stadt sei, sondern bloß ein schwacher, aus Eitelkeit unternommener Versuch, Europa zu posieren; wer aber wissen wolle, wie Amerika aussehe, der müsse nach Chicago gehen u. s. w. u. s. w. Meine Aeußerungen fanden gewaltigen Beifall. Der Mann war so entzückt, daß er die Kellnerin herbeirumorte, um in größter Aufregung Papier und Bleistift zu verlangen („5 bis 6 Bogen Papier! 10 Bogen Papier! und 3 Bleistifte! 6 Bleistifte!“), denn er müsse meine Aussagen aufschreiben, und morgen früh solle ganz Chicago sie in der Zeitung lesen. In der That begann er mit fieberhafter Hast zu schreiben, Bogen auf Bogen, aber mit fast geschlossenen Augen; ich sah ihm zu, wie er gar keine Buchstaben schrieb, sondern bloß Reihen von Haar- und Schatten-

strichen, mit großer Geschwindigkeit, mehrere Bogen voll. Einigemale unterbrach er sich und beschwor mich, ihn morgen in seinem Office zu besuchen, dann solle ich erst erfahren, was amerikanische Gastfreundschaft sei. Wo sich sein Office befand, vergaß er jedesmal beizufügen, . . . auch schloß er über dem Schreiben ein, denn, ich bedaure es sagen zu müssen, er und sein Freund waren sehr beschwipst. Die Kellnerin sagte mir dann, es wären zwei Policemen, die sich pünktlich jeden Abend dieses Käuschchen holten.

Nun, ich wurde schließlich der öffentlichen Sicherheit in Chicago satt und entfloh über den Michigan-See nach Milwaukee. Eine urlangweilige Seefahrt von fünf Stunden, weit im Süden fast immer von einer verschwimmenden Landlinie begleitet. Aber wer könnte sich in Amerika langweilen? Schon das Schiff, ein sogenannter Walfischdampfer (whale-steamer), ist kurios genug. Man denke sich eine etwa 500 Fuß lange Stahlzigarre, die ganz unter Wasser läuft, und oben auf von Säulen getragen eine Plattform, auf der die Leute sich bequem wie auf dem Festland tummeln können. Und wie sie sich tummeln! Sogar Bicycle-Rennen finden unterwegs auf dem Verdeck statt, namentlich Sonntags. Die Schiffs-Kompagnie mietet dazu als Attraktion die ersten Rennfahrer, oder es kämpfen mehrere bedeutende Fabriken gegen einander. Ich sah ein Match zwischen den Cleveland- und den Columbia-Bicycles; ein wahres Zweirad-Duell. Das Bicycle zur See, an Bord, hat sich ja selbst den Ozean schon erobert.

Wo sind die primitiven Zeiten, als man auf den großen Palastdampfern zwischen Southampton und New-York sich die Zeit mit harmlosen Geschicklichkeitsspielen vertrieb, z. B. aus Tauen verfertigte Ringe auf die Nester eines Ständers warf, Herren und Damen mit einander, den ganzen Tag? Und als man die Damen, bei schwankendem Deck, sorgfältig Arm in Arm entlang gängelte? Heutzutage ist ein solches Deck ein förmlicher Bicycle-Korso. Herren und Damen radeln See hinauf, See herunter, und je mehr das Schiff stampft, desto größer ist der Sport. Das als Spitzmarke in Zeitungen so beliebte Wort: „Auf dem Zweirad um die Welt“, hat dadurch eine gewisse Buchstäblichkeit erlangt. An die Stelle des Weltumseglers tritt nachgerade der Weltumradler. Heil! All Heil!



Aus Kentucky.

We will sing a song of the old Kentucky home
Far away . . . (Megerlied.)

Don Chicago, sagte Freund Fritz, fuhr ich durch Indiana nach Kentucky, wo ich alte Freunde in Louisville wohnen habe. Auf dem Nachtzug von Indianapolis nach Louisville wurde ich gegen zwei Uhr plötzlich geweckt. Mein Bett Nachbar fiel nämlich aus seiner Schlafstelle herab, wobei einiges Gebrechliche krachend in Stücke ging; sein Hals scheint unzerbrechlich gewesen zu sein. Ich brummte das Entsprechende, hörte aber bald auf, denn der Mann war sichtlich ganz verduzt. Er trank ein Glas Wasser, guckte rechts und links zum Fenster hinaus, sah auf die Uhr und auf den Fahrplan und rief endlich: „Gott verd . . ., das ist unglaublich!“ — „Was ist unglaublich?“ rief ich unwirsch. — „Verzeihen Sie, Sir, aber was meinen Sie, bewegt sich dieser Zug wirklich vorwärts? Drehen sich nicht seine Räder, ohne daß er ein Centimeter vom Fleck kommt?“ — „Sie sind toll, Sir, lassen Sie mich schlafen!“ rief ich. — „Ich bin nicht toll, Sir, und ich lasse Sie nicht

schlafen!" rief er. „Hören Sie mir lieber zu, denn diese Sache ist ganz perplexing. Wissen Sie, warum ich gerade jetzt, um halb zwei, plötzlich erwacht bin? Es ist fünf . . . sechs . . . sieben Jahre her, da wurde hier, an dieser selben Stelle, um diese selbige Stunde, dieser nämliche Zug, mit dem ich auch damals fuhr, von einer Bande Desperados ausgeraubt. Und auf eine damals ganz neue Art, die seither freilich nachgeahmt ist. Sehen Sie zum Fenster hinaus.“ — Ich gehorchte. Ringsum lag im Mondlicht fahle Prärie, aber keine echte, sondern jene Übergangsprärie, in der hie und da ein großer, einzelner Baum steht. Neben jedem Baum lag sein Schatten am Boden, wie eine Blutlache von vorgestern. Weithin nichts als grauschillernde Öde. Die Gegend sah unheimlich aus. „Hinter diesen Bäumen," fuhr mein Nachbar fort, lagen sie versteckt und warteten auf diesen Zug. Er kam und blieb an dieser Stelle plötzlich stehen. Er stand thatsächlich still, obgleich seine Räder sich ebenso rasch um ihre Achse drehten, als früher. Sie drehten und drehten sich, aber sie hatten keine Reibung, denn die Kerle hatten eine Tonne Vaselin mitgebracht und die Schienen auf die Länge einer englischen Meile damit bestrichen. Ich kann wohl sagen: Wir standen mit Kurierzugs geschwindigkeit still. Die Leute auf der Maschine und im Postwagen hatten es noch garnicht bemerkt, denn es war stockfinster und die Maschine arbeitete ungestört fort. Wir Passagiere merkten auch nichts, die Kerle sprangen in den Postwagen, „huschten" die Beamten und nahmen das Geld weg, alles in der tiefsten Stille,

dann sprangen sie wieder ab und zogen sich den Mantel der Nacht über die Ohren. Drei Stunden dauerte es, bis wir diese englische Meile zurücklegen konnten; wir mußten sie erst der Länge nach mit Staub bestreuen, alle Passagiere stiegen aus, um zu helfen. . . . Und nun sehen Sie mal, ob das nicht merkwürdig ist. Gerade an dieser Stelle muß ich aufwachen! Was hat mich aus dem besten Schlaf geweckt? Welcher Finger eines Geistes? Welches unwillkürliche Bewußtwerden der Örtlichkeit mitten in der Bewußtlosigkeit?“

Bis New-Albany, der letzten Station in Indiana, sprach er so fort. Dann kam die lange Ohio-Brücke, deren eisernes Getöse ihn unterbrach, und wir fuhren hinüber nach Louisville, ohne mit Basel in eingeübten zu sein. Ich will Louisville (Ky.) nicht beschreiben, aber es ist wahr, das ist die eleganteste Stadt in den Vereinigten Staaten. Lauter breite Avenuen mit schattigen Alleen und villenartigen Häusern hinter breiten Vorgärten, besonders seitdem der Broadway, der die ältesten Bäume hat, mehr Geschäftsstraße geworden ist. Am Broadway giebt es auch ziegelrote Blocks von jenen 10—12stöckigen Häusern, die der Eingeborne in seiner blumigen Mundart sky-scrapers (Himmelsträger) nennt. Jedenfalls wohne ich in Brook-Street, auch in der dritten oder vierten Avenue lieber, denn da sieht es abends aus, wie in einem endlosen Cottageviertel. Bei Tage war es allerdings sehr heiß; 30° Réaumur im Schatten sind, was man eine bürgerliche Louisviller Hitze nennt, und da sie eine kontinentale ist, fühlt sie sich weit

heißer an, als sogar die kalifornische. Uebrigens sah ich eine Familie aus St. Louis (Mo., d. h. Missouri), die nach Louisville in die Sommerfrische gekommen war. Die Hitze von St. Louis ist nämlich die allerärgste, die kann man mit Händen greifen, wie heißes Eisen. Das kommt von den Mississippi-Sümpfen, in denen die Fieberbakterien so groß werden, wie anderswo die Stechmücken. Dort soll auch der Sonnenstich erfunden worden sein. In Louisville dagegen ist höchstens eine kleine zivilisierte Malaria zu erwischen, vor der Hitze aber retten sich die Ortskundigen, und zwar am liebsten in das Gerichtsgebäude. Dieses Court House hat nämlich so vorsintflutlich dicke Mauern, daß sie noch im Juli ein Restchen Winterkühle bergen. Mein Freund D. pflegte den ganzen Tag im Gerichtsgebäude zu verbringen, nicht aus Händelsucht, sondern weil er es anderswo nicht aushielt. Uebrigens ist es auch im Pendennis Klub erträglich. Das ist einer der elegantesten in der ganzen Union, auf dem europäischen Kontinent giebt es überhaupt keinen so nobel ausgestatteten. Sämtliche Räume sind mit hellem Ahorn getäfelte, die Freitreppe ist geradezu vanderbiltisch. Und am Bar steht ein alter Neger, der in der ganzen Union berühmt ist, weil er den köstlichsten mint-julep zu mischen weiß. Dieser labende Tropfen hat zur Grundlage den berühmtesten Whisky der Welt; seine Quelle sprudelt in Lexington und er heißt Bourbon-Whisky, führt aber hochoffiziös den Ehrennamen: „pride of Kentucky“ (Stolz Kentucky). Noch mancher andere Nektar kommt hinzu und obenauf streut man eine dichte Lage frisch-

gepflückter Pfefferminzblätter (mint). Um von jener klassischen Komposition zu nippen, muß man also erst diese balsamische Vegetation mit der Nasenspitze durchstoßen, was nicht ohne die wonnigsten Regungen des Geruchssinns ablaufen kann. Ein drittes, mehr als menschliches Haus in Louisville ist der Gasthof Galt House. Er war lange Zeit gefeiert als das eleganteste Hotel Nord- und Südamerikas. (Sie bemerken, daß ich immer auf das Beiwort „elegant“ ein eigenes Gewicht lege.) Die Leute kamen von fernher gereist, nur um eine Zeit lang darin zu wohnen und zu essen. Namentlich aß man dort unvergeßlich. Seither freilich sind in Amerika Hotels von fast überirdischer Vollkommenheit entstanden, kosmische Belebitäten des Hotelwesens, wo Gäste aus dem Mars und Saturn zu staunen fänden. Waldorfs Hotel in New-York z. B., oder Browns Palace Hotel in Denver. Mit diesen Wunderhäusern kann sich Galt House natürlich nicht mehr messen, es steht jetzt in zweiter Reihe und ist — wie mir Amerikaner sagten — „nicht besser als ein Hotel ersten Ranges in London“.

Im Pændennis Klub lernte ich mehrere Mitglieder kennen, deren Gunst ich gewann, indem ich ihnen auf dem Klavier das Vorspiel zu „Parsifal“ vorhämmerte. Nach Wiener Begriffen kann ich, wie Sie wissen, überhaupt nicht Klavier spielen, im Pændennis Klub jedoch versicherte man mir: „O, Sie spielen ganz wie Paderewski“. Um das Risiko dieser Versicherung zu tragen, hatten sich allerdings einige der reichsten Männer Kentuchys zusammengestellt. Meist waren es Kohlenwerksbesitzer aus dem Berglande

Süd-Kentucky, die Herren der prächtigen „Cannelkohle“ von Middlebourgh. Eine zähe blasse Race mit dünngezogenen, gleichsam luftdicht geschlossenen Lippen und den begehrliehen Luxusnerven geborener Geldausgeber. Auch einige deutsche Tabakhändler waren unter ihnen; sie machten gleichfalls den Eindruck von Aristokraten, was daher rühren soll, daß sie nur mit dem edelsten Kentucky-Tabak handeln. Louisville ist nämlich eine klassische Tabakstadt, wie Havana; aber was Havana für den Raucher, das ist Louisville mehr für den Kauer. Wie ein befestigtes Lager von detachierten Forts, so ist Louisville von großen Kautabakfabriken umgeben. Da kaut und spuckt denn natürlich alles, von der Wiege bis zum Grabe. Auf den Boden aber, wie im Kapitol zu Washington, wird nicht gespuckt, sondern überall stehen große, elegante Spuckgefäße, sogenannte cuspidors (ein portugiesisches Wort), aus Bronze oder Messing, mit Wasser gefüllt. Wahre Fässer sind's. Gegen das Rauchen sind die Leute schon empfindlicher. Einer meiner Bekannten, ein Deutscher, benützte einmal einen Fahrstuhl und rauchte dabei. Zufällig traten ein Herr und eine Dame in dieselbe Kammer, um aufzusteigen. Ein Amerikaner hätte in solchem Falle sofort den Hut ab und die Cigarre aus dem Munde genommen, der Deutsche that es nicht. Da fuhr ihn der Begleiter der Dame sofort an: „Nehmen Sie den Hut ab und die Cigarre aus dem Munde!“ Der Deutsche, mit wahren Gravelotte-Muskeln begabt, antwortete ruhig, „Das werde ich thun, sobald Sie aufgehört haben zu kauen und mir auf die Stiefel zu spucken“. Unglücklicher=

weise war im List kein cuspidor. Der Interpellant war verdukt und schwieg. Er war vermutlich nur Kentucker Halbblut, denn das Vollblut ist nie verdukt und schweigt nie. „Ich bin ein echter Kentucker,“ das klingt wie das alte „civis romanus sum“. Nur die Virginier sind ihnen an amerikanischem Originalstolz, Ahnenstolz kann man fast sagen, gleich. Der Virginier sagt sogar noch etwas stolzer: „Ich bin von den F. F. V.“ Nämlich von einer „First Family of Virginia“ (erste Familie von Virginien). Um zu ermessen, was für Aristokraten die Leute in Kentucky sind, dazu braucht man nur ihre Damen zu Pferde zu sehen, die schönsten Damen auf den schönsten Pferden. Oder man sehe sich ihre politische Hauptstadt Frankfort an. Eine antike amerikanische Stadt, das heißt aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Sie steht mitten im schönsten Walde, der die ganze moderne edisonische, grahambellische, mackinleysche Welt ausschließt, und ist noch im unverfälschten colonial style von anno dazumal erbaut. In der Mitte steht das Regierungsgebäude, das wie ein althellenischer Tempel aussieht. Auch die meisten anderen größeren Gebäude sind dorische, ionische, korinthische Tempel, mit Säulen, Architraven und dreieckigen Giebeln, aber das alles aus Holz, mit der ererbten weißen Delfarbe angestrichen: der amerikanische Marmelstein von damals. Und da giebt es keine Blocks und elektrischen Tramways, keinerlei Lärm, alles hüllt sich in ein vornehmes Schweigen und bewegt sich in einem unmodernem Tempo, man zählt dort ewig 1785.

Selbst die Eingewanderten erhalten bald einen Anstrich von Kentuckijismus. Ich sah meinen Freund W.*) als Advokaten in jenem Court House mit den dicken Mauern — natürlich ist es als dorischer Tempel mit Portikus von vier Säulen gebaut — bei einer Gerichtsverhandlung. Er verteidigte in wagrechter Lage, in Hemdärmeln, die Stiefel in die Höhe, den Hut auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde. Der Angeklagte lag zwar nicht, und er hatte über den Hemdärmeln Rockärmel, aber er stand da und antwortete an einem mächtigen Glimmstengel vorbei, der nicht aus seinem Munde kam. Der Richter that ungefähr dasselbe. Und mein älterer Freund A., ein in ganz Amerika bekannter gelehrter Polyhistor, hatte trotz dieses hochgradigen Büchermenschentums einmal ein Ohio-Abenteuer, das selbst einem halzbrecherischen Sportsman Ehre machen würde. Er ist ein leidenschaftlicher Schwimmer, hat aber die unpraktische Eigenheit, beim Schwimmen meist über den schwersten Problemen der höheren Mathematik zu grübeln. Er sagt, der Ohio helfe sie ihm lösen. Nun thut aber der Ohio auch noch etwas anderes, er hat nämlich unterhalb Louisvilles eine Strecke von großartigen Stromschnellen. Eines Tages, als mein Freund A. sich ein besonders schwieriges Problem in den Ohio mitgenommen hatte, geriet er unversehens bis in die „Rapids“ hinab. In diesem wüsten Felsenlabyrinth voll schäumender Wasserstürze wäre ein anderer wohl umgekommen. Mathematiker aber

*) Ich ergreife diese Gelegenheit, ihm als einem meiner Jugendfreunde einen herzlichen Gruß zu senden. L. H—i.

haben einen eigenen Schutzengel und dieser improvisierte sofort eine ganze Reihe kleiner, aber lächerlich glücklicher Glücksfälle, die es ermöglichten, daß Mr. A. nach mehrstündigem Kampfe ums Dasein auf einem Riff festen Fuß faßte. Es war später Abend und seine ganze Ausrüstung bestand aus einer Schwimmhose. In dieser brachte er die Nacht auf dem Riff zu. Niemand sah und hörte ihn, auch hätte niemand zu ihm gelangen können, denn der Ohio ist dort ein kleiner Niagara. Was that mein Freund? Als es hell geworden, sprang er einfach nochmals in die Rapids und das Unerhörte gelang ihm. Er zerschellte nicht und ertrank nicht, er wurde bloß etwas abgehäutet und gar geklopft und kam weit unten, im Nachbarstaate, am Ufer von Indiana heraus. Dort fand man ihn später, in gebörgten Kleidern, und brachte ihn nach Louisville, wo er bereits sein obituary (Nekrolog) in allen Blättern las. Denn die Toten schwimmen schnell.

Einer meiner Bekannten vom Bendennis Klub, Herr Weißinger, war so freundlich, mir auch einen Blick in seine großartige Tabakfabrik zu gönnen. Nebenbei gesagt, hat diese die Spezialität, fast jedes Jahr abzubrennen. Mein erster Eindruck war Entrüstung. Die hellockergelben Blätter von Ky.= und Va.=Tabak (Kentucky und Virginia), von denen Hesiod geschrieben hätte, die Götter des Olympos rauchen goldenen Tabak, wurden da in eine Weize getunkt und in dieser Tunke gebeizt. In mächtigen eisernen „tanks“ (Bassins) stand eine spartanische Suppe, worin ausgepreßter Tabaksaft, Rum (fässerweise), eine Opiumlösung

und massenhafte „molasses“, d. h. schwärzlicher, roher, ungereinigter Kolonialshrup zusammen eine Art Gärung durchgemacht hatten. In diesem Hexengebräu wurde jenes vegetabilische Blattgold gebeizt. Dann kam es in große Pressen, die es in Form von pechschwarzen Pappendeckelbogen zusammenpreßten. Rinnenartige Eindrücke, die sich kreuzen, ermöglichen, daß man einzelne Tabletten als Rauportionen (Priemchen) davon abbricht. Das ist der berühmte Kautabak, und jede Platte davon ist mit einem roten Blechschild von halber Briefmarkengröße versehen, worauf die Worte stehen: „Genuine Kentucky chewing tobacco. Weissinger and Co.“ Der Anblick dieses roten Plättchens genügt, um jedem Yankee ein Schmägen der Zunge abzugewinnen. In Virginien beschenkte ich einen Eisenbahnschaffner mit einer solchen Tablette. „O, das ist erste Güte,“ sagte er, „aber ich werde das nicht kauen, sondern mit meinem Taschenmesser in Streifen schneiden und aus der Pfeife rauchen. Ihnen, stranger, würde ich das nicht raten, wir Kondukteure sind an starken Tabak gewöhnt.“ Und in der That, sie kennen sich in Nikotinsachen aus. Auf der Fahrt von St. Louis nach Louisville schenkte mir der Schaffner, (in Europa ist das wohl noch nicht vorgekommen) eine Cigarre besonderer Art. „Die kriegen Sie nicht überall, die ist eigens für mich gemacht.“ Er betrieb nämlich in seinen freien Stunden einen der größten Cigarrenladen von Louisville, im Block der Sparkasse, Eingang unter dem Thore rechts.

Während der zwei Monate, die ich in Kentucky verlebte, sah ich noch manches Ländlich-Sittliche. Louisville war damals in großer Aufregung wegen der Brüder Conrad. Das war eine merkwürdige Geschichte; vom echten Kentucky. Die Brothers Conrad hatten eine Farm am Ohio, unweit der Stadt. Ihr Vater wurde eines Tages (1893) an einem Kreuzweg ermordet gefunden. Der Verdacht fiel auf die Söhne und sie wurden verhaftet; eine Tochter blieb auf freiem Fuße. Die Untersuchung dauerte den ganzen Winter, im Frühjahr wurden sie als unschuldig in Freiheit gesetzt. Allein das Volk von Kentucky hat meist seine eigene Meinung, und zwar eine von ausgesprochen blutroter Färbung. Die öffentliche Meinung von Ky. sprach die Brothers nicht frei. Nun ist Ky. der Staat, wo nach dem Sklavenkriege jener furchtbare Geheimbund des Kukug-Clan bestand, der nur durch diktatorische Gewalt unterdrückt werden konnte. Die Neigung zum Behmgerichtlichen ist aber auch jetzt vorhanden und es besteht sogar eine Art Behme, besonders jenseits des Ohio in Indiana, die sogenannten „White caps“. Sie tragen nämlich bei ihren Lynchungen große weiße Hüte und weiße Masken. Die White caps also nahmen den Ausdruck des Volksunwillens auf sich und schrieben einen Bannbrief, demgemäß die Conrad Brothers samt Schwester, die auf ihrer Farm lebten, binnen vierzehn Tagen die County verlassen sollten, da sie sonst die Winchestergewehre der White caps kennen lernen würden. Aber Ky.-Leute erschrecken vor noch so weißen Hüten und Masken nicht.

Die Conrad Brothers antworteten durch ein Eingefendet in den Louisviller Blättern, das ich mir leider nicht aufgehoben habe. Der Sinn und Ton desselben war folgender: „An die p. t. Herren White caps. Wir haben Ihre Zuschrift erhalten und machen hiedurch bekannt, daß wir uns Repetiergewehre neuestens Systems haben kommen lassen. Wir nehmen hienit Abschied von allen unseren Freunden und bitten sie, uns bis auf weiteres nicht die Ehre ihres Besuches zu erweisen, da wir Jedermann, der sich unserer Farm auf tausend Schritt nähert, ohne weiteres niederknallen. Conrad Brothers.“ Und die Conrad Brothers führten diesen furchtbaren Krieg siegreich durch. Er dauerte mehrere Monate. Die Brüder hielten Tag und Nacht abwechselnd Wache, und zwar in ihrem mannhohen Mais versteckt, von wo sie den ganzen Horizont beobachten konnten. Die Schwester führte mutig die Wirtschaft. Monatelang rührte sich nichts, man wollte die Wachsamkeit der unsichtbar Belagerten einschlafen lassen. Plötzlich, Ende Juli, machten die White caps mitten in der Nacht einen Ueberfall, 17 Mann stark, bis an die Zähne bewaffnet. Sie drangen in die Farm, wo sie Miß Conrad allein fanden. Sie fesselten sie und wollten sie durchaus zwingen, den Aufenthaltsort der Brüder zu verraten, aber diese Cooper-Heldin schwieg. Erbittert schleppten sie sie vor das Haus, um neue Torturen zu versuchen. Aber das war ihr Unglück, denn die Brüder lagen im „Korn“ (worunter Mais zu verstehen) und eröffneten mit ihren Repetiergewehren ein Feuer, das nach und nach alle siebzehn White caps tot

oder schwer verwundet niederstreckte. In der Frühe kamen Leute, denn die Schlacht hatte etwas Lärm in der Umgegend gemacht und holten die Opfer. Das Erstaunen war grenzenlos, hinter den weißen Masken steckten lauter Honoratioren der Gegend, Bürgermeister, Gutsbesitzer, hohe Gerichtsbeamte u. s. w. Ihre Namen standen dann in allen Zeitungen gedruckt. Seitdem haben die Brüder Conrad Ruhe und auch ihre Schwester wird nicht mehr gefesselt.

Und sie sind doch eigentlich nur zahme Louisviller. Aber kurz vor meiner Ankunft ereignete sich ja gar der folgende Fall. Ein Advokat und ein Richter waren wegen eines Prozesses in unversöhnlichen Haß geraten. Es kam soweit, daß schließlich der Advokat in das Office des Richters ging und ihn feierlich ohrfeigte. Nach den Begriffen von Kentucky hatte er nun, da er unglücklicherweise in Ermangelung eines Revolvers den Angreifer nicht gleich im Office niedergeschossen, nur einen Weg. Er mußte sich ein Winchester-Repetiergewehr kaufen, hinter einem Baum dem Gegner auflauern und aus dem Hinterhalte so lange auf ihn schießen, bis er maustot daläge. Dann war seiner öffentlichen Stellung und dem Gefühl seiner Schichte Genüge gethan. Und in der That wartete ganz Louisville mit Sicherheit auf dieses Kleingewehrfeuer. Als es aber jeden Morgen wiederum hieß: Advokat B. lebt noch immer, da begannen sich die Leute von dem Nichtträger seiner Ehre zurückzuziehen. Und als dieser trotzdem sich nicht aufraffen konnte, seinen Beleidiger meuchlings niederzuschießen, da

erklärte seine eigene Frau, sie könne mit einem solchen Feigling nicht länger leben und trug auf Scheidung an. Das war dem Richter zubiel; er griff zum Revolver . . . und erschoss sich. Der Advokat wurde dann verhaftet und nach gründlicher Untersuchung zu ein paar Monaten Kerker verurteilt. Warum? Das frage ich mich noch heute.

Man schließe aus diesen Dingen, wie es erst in Hinter-Kentucky zugeht. In der südöstlichen Gebirgswildnis des Staates, östlich von Middlesexbourgh, wo noch gar kein Dampfroß wiehert, lebt ein rauhes Bergvolf von halb indianischem Blute. Dort ist noch eine greuliche Wendetta heimisch, eine Familie rottet die andere aus. Ein Fremder verirrt sich dorthin nicht, aber auch ein Amerikaner erlebt krause Sachen. Einer meiner Steinkohlenfreunde kam dort einmal an einer Farm vorbei, da stürzten fünf oder sechs wilde Kerle heraus, starrend von Hieb-, Stich- und Schußwaffen, packten ihn an allen vier Extremitäten und riefen: „Woher? Wohin? Haben Sie keine letzten Zeitungen? Lesen Sie vor! Sie haben keine? So erzählen Sie! Was ist Neues in der Welt?“ Und so weiter. Mein Freund hatte vollkommen den Eindruck gehabt, daß sie ihn auf dem Fleck abschlachten wollten. Aber es war nur ihr elementarer Drang, Neuigkeiten zu hören. Sie stellten ihm dann mit großer Herzlichkeit das ganze Haus zur Verfügung und nur mit Mühe konnte er sich nach acht Tagen wieder losmachen. Unterdessen mußte er fortwährend erzählen, Politisches, Litterarisches, Theatralisches, Lokales, Kriminales, was ihm einfiel. Glücklicher Weise wurde

das Haus während dieser Woche nicht nächtlicher Weile von irgendwelchen Bluträchern beschossen; in diesem Falle hätte er nämlich als anständiger Gast auch ein Gewehr ergreifen und sich gefälligst am Zurückschießen beteiligen müssen.

Das Schönste, was man in Kentucky sehen kann, ist die sogenannte Blaugrasgegend (blue grass region). Das giebt es auf der ganzen Welt nicht wieder. Phantasieschreiber haben gelegentlich die rote Farbe des Planeten Mars darauf zurückführen wollen, daß dort Gras und Laub rot wären. Hier sieht man ein solches Wunder in Blau. Wohl zwei Stunden Schnellzug fährt man durch dieses Wellenland, dessen Mittelpunkt Lexington ist, und kann sich nicht satt sehen an dem dichten, meterhohen Gras, das wie ein riesiger ungeschorener Teppich über Hügel und Mulden gebreitet ist. Es blüht meist blau und die Landschaft spielt in allen Schattierungen der Farbe der Treue. Die lustigen Höhen schimmern silberblau, als wäre die Sonne ein zwanzigfach verstärkter Mondschein, und in den Thälchen, wo die Grasnarbe noch üppiger wird, glaubt man große Tümpel von Azurlösung zusammengeronnen zu sehen. Denn alle Abhänge scheinen von Blau zu triefen, es ist sozusagen der Himmel auf Erden.*) Und dieses Blau ist ganz durchwirkt, gestickt, tambouriert mit wilden Feldblumen von fabelhafter Größe. Eine Kamille

*) „Na, so blau!“ schob hier ein großes deutsches Louisviller Blatt ein, das diesen Aufsatz abdruckte, übrigens nicht ohne zu gestehen, daß ihr das Ding gefiel.

sieht aus wie ein Ordensstern, in einem Löwenmaul könnte ein Vogel sein Nest bauen und die Blütenrispen machen den Eindruck von Blumensträußen, wie sie abgereifte Neuvermählte gleich hinter dem Bahnhofe zum Waggonfenster hinauszwerfen pflegen, weil sie zu viel Duft und auch Schlepperei machen. Und in diesem blaubunten Hochgrase weidet klassisches Vieh, Tausende von Pferden mit ihren Fohlen. Die besten Traber von Amerika kommen daher. Auch eine kuriose Sache, diese amerikanischen Pferde. Wer von den zahllosen Mustangs liest, die herdenweise in der Prärie weiden, ist geneigt zu glauben, daß das Pferd von einem Urgroßvater Edisons erfunden und später unter anderem auch nach der alten Welt ausgeführt worden sei. Das Gegenteil ist wahr. In der Urzeit hatte Amerika ein Urpferd, das auch seine versteinerten Gebeine der Nation vermacht hat, als aber die Europäer kamen, war das Pferd längst ausgestorben; die sechzehn Kosinanten des Cortez wurden die Ahnen der Mustangherden, denn die Verwilderung trat bald ein und mit ihr eine ungeheure Vermehrung, die förmliche Pferdeländer schuf. Vielleicht sind Swifts Houthuhnms so entstanden. Die Menschen, die zwischen dem Vieh herumreiten, sehen alle mehr oder weniger wie Buffalo Bill aus und brauchen sich vor ihren Rossen keineswegs zu schämen. Auch die Frauenzimmer vor ihren Stuten nicht, denn sie sind wie aus weißem Metall gegossen und sorgfältig ziseliert, ein mehr schönes, als schwaches Geschlecht. Warum in meinem Konversationslexikon steht, daß der Name „blue grass region“ von

einer Art blauem Kalkstein herrühre, ist mir ein Logogriph. Wer je dort war, müßte farbenblind, grasblind und überdies kurzsichtig sein, um nicht zu merken, daß das Wort Blaugrasregion vom blauen Grase kommt. Uebrigens wissen es die Einwohner selbst ganz anders. Ich habe mir leider den Namen jener englischen Dame nicht gemerkt, aber es weiß ihn dort jedes Kind; sie kam im vorigen Jahrhundert aus England in diese Gegend südlich des Ohio, als eine der ersten Kolonistinnen. Und da sie ihr grünes englisches Gras sehr liebte, brachte sie sich eine Schürze voll Grassamen in die neue Heimat mit. Das baute sie an, sobald sie sesshaft geworden. Aber ihr neuer Boden war zehnmal so fett als der alte, und siehe da, ihr Gras wuchs in einer Dichte und Länge, daß es selbst ihren Vater, den längsten Engländer weit und breit, in der Kniekehle fixelte. Aber es war „blau“. Und dabei griff es um sich, unwiderstehlich, unaufhaltsam. Von einem Fleck Erde aus überwucherte es nach und nach eine ganze Grasschaft und mehr. Das ganze Herzstück von Kentucky wurde blau davon. In Lexington behaupten sie, dieses Blau werde einst die Generalfarbe der ganzen Vereinigten Staaten sein, ja die Chauvinisten schwören, Kentucky sei bestimmt, dereinst als Wiege eines blauen Weltteils verehrt zu werden.

Selbstverständlich besuchte ich auch die Mammuthöhle. Dieses Paradiestück des Globus ist bereits x- bis y-mal beschrieben worden und ich möchte lieber kein Wort darüber verlieren, aber ich habe dort zufällig auch Neues erlebt. Vom Knotenpunkte Glasgow Junction aus hat man

noch eine Stunde Schnellzug bis zu Mammoth Cave Station. Es war ein warmer Juli-Abend, Vollmond, Ebene, in der Ferne dunkelte ein kleiner Hain von großen Bäumen. Ein schnurgerader, breiter Bretterweg führt vom Bahnhof durch Ebene und Hain nach dem hölzernen Mammoth Cave Hotel. Von weitem schon hörten wir die Neger singen und spielen, die Luft war voll von ihren gereimten Schmerzen. Das Haus war auch voll. Die breite plaza (umlaufende Veranda) war vollgehängt mit Hängematten, in deren jeder sich ein irgendwie geformter Berg oder Hügel von schneeweißen, flaumig-luftigen Dingen wiegte. Und das war immer eine Dame im weißen Mullkleid nebst Zubehör. Zu dem Zubehör gehörten auch ein Gentleman in „sear-suckers“ (leichtem Gewandstoff), der mit Anbetung beschäftigt war, und ein „Darky“ (Neger, von dark, dunkel), der der sachte hin und her schwingenden Schönen ein Gemisch von etwas Sauerstoff und viel Stickstoff, hier Luft genannt, zufächelte. Es sind die schönsten Frauen der Welt, von einer eigenen dunkeln Blässe und einer hinreißenden Müdigkeit, einer ansteckenden Schläflichkeit, einer einlullenden Trägheit. Noch mehr freilich bei Tage, an einem Julitage, wenn ihre Hängematten im Walde draußen hängen und die Herren in sear-suckers zu ihren Füßen im Grase ruhen, als wäre alle Welt in Arkadien geboren. Es ist so heiß und der Juli in Kentucky kein November. Die Nerven halten einen Nachmittagschlummer von etlichen Wochen und wachen nur bei Mondschein auf. Aber das Frauen von „gum“ (einer

kautschukartigen, süßlichen Masse) oder von „pop-corn“ (an der Flamme gerösteten Maiskörnern) treffen die schlafwachen Damen selbst Mitte Juli um 12 Uhr mittags. Die feinste Amerikanerin kann den ganzen Tag pop-corn essen. Der Neger steht an der Ecke und röstet die prasselnden, weiß quellenden Maiskörner, die Lady aber stürzt persönlich auf ihn zu und kauft die Ware mit ewigem Heißhunger in halbmeterlangen Düten. Die Körner werden mit Goldsyrup besprengt, so daß jedes Korn ein Tröpfchen davonträgt. Golden syrup ist statt Honigs, den sich die amerikanischen Bienen nachgerade abgewöhnen. Die Damen also kauen pop-corn, die Herren kauen Kautabak und die Neger kauen an ihren alten Skavenliedern, die sie auf der schrillen Stahlgitarre, dem Banjo begleiten. Es sind die melancholischsten Lieder des Erdenrunds, ihre Reime klatschen wie die Geißel auf dem schwarzen Skavenrücken. Das Lied vom Swanny river (Schwanenfluß) z. B., das noch die Skaven auf dem Mississippibei Tauziehen gesungen; ein gewisser Foster hat es gesetzt. Seitdem unser Dvorak in Boston gewesen, spielt er ja alle seine Symphonien mit solchen Schmerzensweisen.

„Ein Stück hinab den Fluß mit Schwänen,
 Weit, weit von hier,
 Dahin geht meines Herzens Sehnen,
 Da wohnen die Alten mir.
 All mein Herz ist banger Schauer,
 Wo ich immer säum',
 O Darkies, hangt mein Herz voll Trauer,
 Denk' der Alten ich daheim.“

Das ist so ihre dunkle Tonart. „Die Notenköpfe dieser Melodien sind Perlen, die einst Thränen waren“, hörte ich einen Gentleman poetisieren, seine Dame jedoch gähnte dazu melodisch und zeigte ihm zwei Reihen weit schönerer Perlen, die niemals Thränen gewesen. Wir aber verloren keine Zeit mit Regerstimmungen und dem Zählen von Zahnperlen, sondern engagierten uns unverweilt sowohl für die kleine Höhlentour von sechs, als für die große von fünfzehn Stunden. Wir spürten soviel in den Beinen. Und noch in der Nacht wurde die kleine Tour ausgeführt; die Darkies sangen uns ominös nach:

„Drunten im Korn (Mais) singt's traurig in die Mund',
Alle Darkies stehn in Thränen:
Massa liegt im kalten, kalten Grund.“

Wir aber kehrten glücklich zurück aus dem kalten, kalten Grund, schliefen ein paar Stunden und nahmen dann eines jener ausgiebigen amerikanischen Frühstücke, die exotisch aber gesund mit einer Cantaloup-Melone beginnen. Ich war sehr zufrieden, denn ich hatte unten ein wenig den patriotischen Gründer gespielt. Da ist nämlich eine große Pyramide von Steinchen und jeder Mammut-Tourist wirft ein neues Steinchen dazu, auf das er seinen Namen geschrieben hat. Und jeder Staat hat seinen eigenen Steinhäufen. „Aus welchem Staat?“ fragt der Führer. — „Illinois.“ — „O, da ist der Illinois-Haufen.“ Als ich ihm auf seine Frage antwortete: „Austria,“ da wußte er nicht, was das sei, ich mußte es ihm erklären. „O, I see,“ sagte er dann, „für Austria giebt es keinen Haufen,

aber desto besser, begründen Sie einen, und ich werde dafür sorgen, daß, wer immer in Zukunft aus Austria hierher kommen sollte, seinen Stein zu dem Thyrigen werfen wird." . . . Um neun Uhr also traten wir munter die große Unterweltreise an. Eine Menge junge alleinreisende Damen in Pumphosen waren mit. Ein weißer Neger war unser Führer. Hinter dem Gasthof sinkt eine Waldschlucht trichterförmig zu einem Loch hinab, das sich in einer schwarzen Wand aufthut. Eine eiserne Gitterthür verwahrt den Eingang zur größten Höhle der Welt. Ein schmaler Pfad führt im Zickzack zur Pforte und dabei passiert man eine scharfe Grenzlinie zwischen zwei Temperaturen. Innerhalb einer Fußbreite nimmt die Wärme um 56° Fahrenheit ab. Es ist, als träte man in ein kühles Bad, in einen Fluß, und stiege immer tiefer, so daß die Kühle am Körper hinaufsteigt. Oben schwigt man noch, unten friert man bereits. Im Winter ist es umgekehrt; oben wüthet vielleicht ein Schneesturm, während die Füße warm stehen. Die untere Temperatur ist das ganze Jahr unverändert.

Ein langer, gerader Steinschacht, wie von Menschenhand glattgehauen, nimmt uns auf. Später windet er sich, andere Tunnels folgen, alle wie ausgehauen. „Schwindel!“ brummte ein Hamburger Holzhändler, der mit war. „Das ist ja aufgelegt künstlich; ich kenne mich aus, ich habe einmal die Holzgerüste für einen Tunnelbau im Oldenburgischen geliefert.“ Der Tunnel im platten Flachland von Oldenburg erregte später viel Heiterkeit. Neue Gänge

folgen, zuweilen treffen sie sternförmig zusammen und nur der Führer weiß, welcher einzuschlagen sei. Die lange einförmige Wanderung im Dunkeln, denn die Fackeln zeigen nur etwa zwanzig Schritt weit, macht gedankenlos; man schwätzt, scherzt, gähnt, da plötzlich . . . Halt! Noch ein Schritt und man wäre in einen senkrechten Brunnen gefallen, der sich im weißen Stein mit sternförmig ausgezacktem Rande aufthut. Jede Zacke des Randes geht als scharfe Kante lotrecht bis auf den Grund hinab. Der Führer wirft eine Magnesiumfackel hinunter, man sieht ihren weißen Schein in schwarzer Nacht ersterben. Unten wohnen Fische und Krebse, die keine Augen haben, denn das wäre der reine Luxus. Nun erst sind die Wanderer in die Wunderstimmung versetzt. Der Hamburger vergißt „Artesischer Schwindel!“ zu rufen und anzuführen, er habe einmal im Oldenburgischen einen tiefen Brunnen gebohrt. Aber er entschädigt sich, als der Führer den für Yankee's erdachten Trick macht, mit seinem Lichte hinter eine Felsskulptur zu gehen, die nun im Schattenriß das leibhaftige Profil George Washington's zeigt. Augenscheinlich hat die United States-Natur, als sie durch die englische Kolonialwirtschaft erbittert, es an der Zeit fand, den befreienden General hervorzubringen, ihn diesem steinernen Urbilde nachgemodelt. Ich bin bekanntlich Symbolist und Mystiker und glaube für mein Leben gern an solche Dinge. Der Hamburger dagegen schimpfte wie ein Rohrspaß über die „Retouche“, die dieses Felsenprofil erhalten haben müsse; aber er that es nicht zu laut, denn die Ein-

geborenen hätten ihn in den Brunnen mit dem sternförmigen Grundriß geworfen, wo ihm Muße geworden wäre, sich die Augen abzugewöhnen. Ein schrecklicher Donner in der stockfinsternen Ferne überschrie ihn; es ist ein stürzender Fluß, das Gespenst eines Wasserfalls. Ein ganz schmales Felsgesimse zwischen diesem brausenden Strom und einer senkrechten Felswand dient nun eine Stunde lang als Saumpfad. Hier vergaß der Hamburger wieder „Schwindel!“ zu rufen, obgleich sich ihm das Gehirn sichtlich drehte und ich ihn wiederholt führen mußte. Dann wird der Fluß ruhiger und wir steigen in einen großen Rahn, den der Führer mit einer Stange weiter schiebt. Der Stry — so heißt er — führt uns durch einen pechschwarzen Tunnel, den er fast ganz ausfüllt, so daß wir unsere Köpfe zwischen die Knie nehmen, „um nicht den Plafond einzustoßen,“ wie der Führer sagt. Unter einem halbkugelförmigen Dom richten wir uns wieder auf und sehen gerade noch den Fluß verschwinden, eines der schwärzesten Löcher der Welt schluckt ihn wie ein Glas Wasser. Nun kommt „the fat man’s plague“ (die Tortur der Dicken). Dies ist eine Art Hohlweg, der durch Erosion aus dem Gestein herausgenagt worden, so daß sein Grund mit einer Art Nadelwald von Stein, vielmehr einem dichten Unterholz aus spitzigen, Zackigen, schieferigen Steinnadeln bedeckt ist. Durch dieses Dickicht windet sich der Länge nach eine Art Kerbe, ein gangbarer Schlangelpfad, etwa einen Fuß breit. In dieser Kerbe oder Rinne steckt man eng bis zur Hüfte drin und sucht so vorwärts zu kommen, wobei

die untere Hälfte des Wanderers ganz zerschunden und zerfetzt wird. Ich glaube, in Dantes Hölle kommt irgendwo ein solcher Spazierweg vor; wenn ich mich irre, bitte ich um Vergebung. Dann kommt eine sogenannte „alpine Tour“. Nur in Jotunheim, dem ärgsten Hochnorwegen, habe ich eine so mühselige Kletterpartie gemacht, über ein heilloses Durcheinander von Rissen und Schründen, steil auf und ab, gleitend und springend, dazwischen lange Strecken scharfen Gerölls, die das Schuhleder zerschneiden. In Jotunheim ist aber dabei heller Tag, hier ist es finster wie in einem Sack, und eine Fackel macht in so massenhafter Schwärze den Eindruck einer Wax Vesta, in Wien „Wachsl“ genannt. Diese Alpentour dauert 2¹/₂ Stunden, was gerade genug ist.

So geht der Marsch weiter und immer weiter, zwischen die einzelnen Schau- und Schauerstücke legen sich stundenlange, ermüdende Strecken; das Imposanteste am Ganzen ist schließlich die ungeheuere Ausdehnung dieses Höhlensystems, mit dem ein Drittel von Kentucky unterminiert sein soll. Doch ich eile zum Ausstieg, den ich etwas anders machte, als andere Leute. Ich habe nicht umsonst das Wetterhorn und die bissigsten Dolomiten bestiegen. An einem gewissen Punkte angelangt, teilte uns der Führer mit, wir kämen nun an den Ausgang. Um diesen zu erreichen, gebe es zwei Wege. Der eine sei genau so wie die „alpine Tour“, ohne wesentliche Steigung, aber es gebe einen kürzeren, nur fünf Minuten lang, den sogenannten „cork-screw“ (Korkenzieher), von dessen oberem Ende

aus das Eisengitter zu sehen sei, durch das der längere Weg herausführe. „Wo ist der kurze Weg?“ fragte ich. Der weiße Neger zeigte senkrecht in die Höhe, wo im Felsengewölbe ein kleines Loch erschien, hell und kreisförmig wie die Tonsur an einem schwarzen Mönchskopf. „Wo kommt man da hin?“ fragte ich weiter. — „An einen Punkt, wo wir auf der alpinen Tour vorbeikommen.“ — „Ich möchte da hinauf!“ Er lachte mich aus; das sei undenkbar, er glaube nicht, daß einer sich da hinaufarbeiten könne, bisher sei er der einzige gewesen. Aber ich stritt nicht mit ihm, sondern machte mich sofort auf den Weg. Das Schwierigste war der Einstieg in die cork-screw; es war wirklich, als wenn man im Finstern mit dem Schlüssel in ein verstecktes Schlüsselloch zu gelangen sucht. Ein tastendes Gefletter die Wände hinan, spiralförmig, immer enger und enger, und ohne Licht, denn diese natürliche Schraubenwindung ist zu eng, um das Halten einer Fackel zu gestatten. Man müßte das Licht in den Mund nehmen, wie es gewisse Jahrmärktszauberer thun. Aber es gelang, ich schraubte mich langsam empor; was ich in den Kaminen der Dolomiten gelernt, kam mir zugute; in sechs Minuten war ich oben. Am Rande des Loches setzte ich mich atemlos hin, flichte meine Wunden mit englischem Pflaster und lugte nach der Gitterthür, durch die meine Reisegefährten kommen mußten. Keiner einziger war mir gefolgt.

Es war Nacht, als wir die Sterne wiedersehen. „A riveder le stelle“, mit diesen Worten schließt auch

Dante seine bekannte Wanderung durch die Mammuthöhle. Gern stiegen wir aber nicht heraus, und namentlich war uns allen der Augenblick zuwider, als wir jenes Trichterthal hinanstiegen und an jener Temperaturscheide plötzlich mit dem Kopfe in die heiße Luftschicht empor tauchten. Die meisten zogen den Kopf geschwind zurück, wie ins kühle Wasser, to have one more dip (um noch einmal unterzutauchen), oder plätscherten wenigstens noch eine Zeit lang mit den Füßen im kälteren Element. Was im Hotel folgte, gehört zum Reizendsten, was ich erlebt habe. Ein lustiges Dinner, nach dem die Damen einen Ball arrangierten. Der Wald und der Gasthof widerhallten von dem schäumenden Treiben der jungen Welt, die sich trotz aller Fahrenheit kopfüber in das Vergnügen stürzte. Es lag etwas wie eine antipodische Poesie über dieser nächtlichen Szene und ich wäre am liebsten noch acht Tage geblieben. Mein Freund wollte mich auch überreden zu bleiben, aber er selbst mußte den nächsten Morgen in Louisville plaidieren, in einer wichtigen Sache, und ich mochte ihn nicht allein ziehen lassen. So machten wir uns rechtzeitig auf den „Holzweg“ zum Bahnhof. Wir waren aber auf dieser Bretter-Chaussée noch nicht weit gekommen, als sich ein schlimmer Zwischenfall ereignete. Meinem Freunde, der ein paar Gläser Eis-Whisky genossen, wurde so schlecht, daß er einfach am Wege liegen blieb. Ich führte, schleppte, trug ihn eine Strecke, aber unser Zug konnte uns vor der Nase wegfahren und dann war es aus mit dem morgigen Plaidoyer. Da legte ich ihn

hin, rannte voraus auf den Bahnhof und erzählte dem Schaffner des Zuges den ganzen Thatbestand, jenen wichtigen Rechtshandel mit eingeschlossen. Der Schaffner hatte die richtigen gerichtlichen Instinkte und sah ein, daß mein Freund morgen um jeden Preis in Louisville sein müsse. Er versprach, den Zug aufzuhalten, bis ich den Patienten herangebracht haben würde. Und der Zug wartete eine gute halbe Stunde;—ich mußte mittlerweile nochmals vorauslaufen und dem Schaffner versichern, daß der Patient schon ganz nahe sei; er kam sogar mit mir und half beim Transport. Endlich konnten wir den Leidenden in einen Waggon betten. Ich fragte nach irgendwelchen Arzneimitteln, nach Cognac, Whisky. Leider sei nichts dergleichen auf dem Zuge, aber in Glasgow Junction hätten wir eine Stunde Aufenthalt und da stünde querfeldein eine Farm, wo wir jedenfalls etwas erhalten könnten. So stiegen wir in Glasgow Junction aus und ich schleppte meinen Kranken in jene Farm. Sie stand weit drin im Flachland und war mit der Station gleichfalls durch einen Bretterweg verbunden, wie Mammoth Cave Hotel.

Das wurde nun wieder eine seltsame Episode. Die „plaza“ des Farmhauses war mit Gästen des Hausherrn überfüllt, die sich geräuschvoll unterhielten. Der Farmer trat uns entgegen als ein Riese, dem nur wenig zu sieben Schuh fehlte. Der Sombbrero auf seinem Kopfe hatte die Größe eines Wagenrades, seine Stiefelschäfte hätten den Dichter des hohen Liedes gewiß wieder an Türme erinnert, wenn auch gerade an keine elfenbeinernen. Und dieser

Goliath hatte die stoische Würde eines Mohikanerhäuptlings; er sprach mit uns sehr von oben herab, wie von einem Balkon, und reichte uns die Hand so schräg über seinen Leib weg, daß wir kaum eine Fingerspitze fassen konnten. Ein Kentucky-Farmer! Ich sagte ihm heimlich, daß wir Arznei brauchten: irgend ein Opiat oder Whisky. Laut durfte man so etwas nicht sagen, da er vor seinen Gästen gewiß den Whisky verleugnet und höchstens das Opiat zugestanden hätte. Er nickte verständnisvoll und ließ uns in seine Stube hinaufgehen, wo wir den besten Whisky von Kentucky haben sollten. Seine Tochter, eine schöne, elegant gekleidete Lady von feinsten Manieren, machte uns die Honneurs. Der herrliche Whisky that Wunder und jedes Unwohlsein war wie weggewischt. Wir dankten und gingen. Zum Abschied sagte uns der Riese noch: „Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie gut thun werden, in der Mitte des Brettersteiges zu gehen, denn unter den Brettern giebt es viele Klapperschlangen und sie ringeln sich oft noch eine Strecke in den Weg herein. Sobald Sie es aber klappern hören, laufen Sie, was Sie können. Das ist ein ganz gutes Präventivmittel gegen Klapperschlangenbiß. Wenn ich ins Kornfeld (Maisfeld) gehe, habe ich immer beide Taschen voll kleiner Steinchen. Jeder Mensch in Süd-Kentucky hat das, wenn er ins Kornfeld geht. Das Korn (Mais) steht nämlich manns- hoch und steckt voll Klapperschlangen. Plötzlich hört man's klappern. Aber wo? Das täuscht sehr. Da greift man eine Hand voll Steinchen aus der Tasche und wirft sie

einzelu nach verschiedenen Richtungen ins Korn, so im Kreise herum. Trifft ein Stein in die Nähe der Schlange, so klappert sie laut, man weiß nun, wo sie liegt, und läuft sofort in der entgegengesetzten Richtung davon. Man kann dabei freilich auf ein anderes Exemplar treten.“ Wir hörten glücklicherweise nichts klappern und kamen rechtzeitig in Louisville an.

Nachschrift. — Wie einem ja in der Regel das Beste zu spät einfällt, überrascht mich Freund Fritz nachträglich noch mit diesem Gedächtnisblitz:

Richtig, ich habe ja ganz auf die Episode von der Giant's pulpit (Riesenkanzel) vergessen. Das war auf der kleinen Tour. Die Riesenkanzel ist ein gewaltiger Felspfeiler, der unvermutet aus der Finsternis aufsteigt, die Wände lotrecht, die Ersteigung nur von rückwärts, auf dem Umwege über allerlei Steine des Anstoßes möglich. Vor der Riesenkanzel machte der Führer Halt und bereitete uns auf einen besonderen Effekt vor. „Sie werden heute den Vorteil genießen, einer Ceremonie beizuwohnen, die in Mammoth Cave schon oft vorgekommen ist.“ Es dauerte fünf Minuten, als hinter der Kanzel ein Lichtschein aufzubämmern begann. Eine schwarze Gestalt erschien oben. „Der Teufel auf der Kanzel!“ rief alles. Aber es war nicht der Teufel, sondern sein Gegenteil. Ein Mann trat neben ihn und beleuchtete ihn grellweiß mit einer Magnesiumfackel. Wir sahen, daß es ein Methodistenpriester war. Gleichzeitig blizten aber auch in unserer Mitte zwei Magnesiumfackeln auf und warfen ihren verklärenden Schein

auf ein junges Paar, das Hand in Hand der Riesenkanzel gegenüber Stellung nahm. Die Wahrheit ist, daß sie die ganze Zeit her Hand in Hand gegangen waren. Und der Mann auf der Kanzel begann mit Stentorstimme von oben herab die beiden Leutchen zu trauen. Er schrie seine Fragen herunter und sie schrien ihm ihre Antworten hinauf. Solch donnernde Jaworte habe ich nie gehört. Es wundert mich, daß sie nicht auf den Einfall gekommen waren, eine Trauung durch das Sprachrohr zu veranstalten. Schließlich sprach der Priester einen Segen, der mit den Worten der Schrift begann: „Herr, aus der Tiefe schreie ich zu Dir!“ Es war alles sehr stimmungsvoll, im amerikanischen Sinne. Die ganze Gesellschaft stand voll Sammlung umher, kein schlechter Witz wurde laut, und zuletzt war allgemeine Beglückwünschung mit Händedrücken. Man nennt das in Kentucky eine Mammuttrauung.



Kikapu.

Kikapu? sagte Freund Fritz, ja, da müßte ich Ihnen erst Grand Junction beschreiben, auf dem Wege von Denver zu den Mormonen. In Salida war ich ausgestiegen, um die narrow gauge, die schmalspurige Silberbahn über den Marshallpaß (11 000 Fuß) bis Grand Junction hinab zu benutzen. Ich mußte im hölzernen Bahnhof von Salida übernachten, da der einzige Zug des Tages um fünf Uhr morgens abgeht. Ich verbrachte die Zeit hauptsächlich mit dem Ankauf von wasserdichten Navajo blankets, Indianerdecken, wie sie die Squaws in ihren Wigwams weben. Beim heiligen Cooper! ich nahm die Decken, wie eine Arznei, alle zwei Stunden ein Stück; jedes mit der obligaten rhombischen Figur in der Mitte. Ein siegellackroter, ein schwefelgelber und ein chartreusegrüner Rhombus, das ist selbst für einen Cowboy zu viel. Der Bahnhof war voll mit solchen Rothautsachen, wie die meisten Bahnhöfe weiterhin, und ich bekam sie um ein „Bit“ billiger, weil ich noch mit Banknoten bezahlte. Ich merkte wohl, daß ich mich auf dem Wege nach Eldorado

befand, denn Papiergeld wurde immer seltener, und später in „Calafonia“ — so sprechen sie dort Kalifornien aus — sah ich mit österreichisch-ungarischem Erstaunen, daß ein Agio auf Papier existierte. Papierbergwerke haben nämlich die Miners noch immer nicht erschürft.

Nun denn, Grand Junction, . . . eigentlich habe ich den Weg dahin reitend zurückgelegt, und der sogenannte Schenkelschluß that mir die ganze Nacht, die ich wieder in Grand Junction festliegen mußte, ehrlich weh. Das heißt . . . wir hatten auf der rückwärtigen Plattform des letzten Waggon's Platz genommen, denn in den Waggon's hält man's nicht aus; in den tiefen Cannons (Schluchten), durch die wir fuhren, herrscht eine Brennspiegelhitze. Wir saßen also draußen: ich, ein Ehepaar Carnegie aus Los Angeles, dem Obstparadies von Kalifornien, und fünf österreichische Ingenieure, die auf einer technischen Studienreise begriffen waren. Ich war ihnen in Denver im Kampf um ihr Gepäck beige'sprungen, denn sie hatten alle zusammen für die Fahrt vom Atlantic an den Pacific nicht so viel Englisch zur Verfügung, als ein einziger Mensch braucht, um von New-York nach Boston zu fahren. Uebrigens feschche junge Leute, d. h. fesch in ihrer oberösterreichischen Weise, die sich hier keineswegs bewährte. Denken Sie nur, alle Fünf in Lodenanzügen, mit runden Lodenhütchen und dem Gamsbart daran, . . . wo sie sich zeigten, liefen die Leute zusammen und fragten, was in aller Welt das für ein „tribe“ (Stamm) sein möchte. Sie nahmen auch gar keine Raison an und grüßten regelmäßig durch

Gutabnehmen und militärisches Zusammenschlagen der Hacken, worauf die Leute sie für „Wilde“ hielten. Und als wir in Salida viel gezecht hatten und der Bierwirt zum Schluß nach guter westlicher Sitte uns „treaten“ (traktieren) wollte („Wollen Sie eine Runde mit mir haben?“ u. s. f.), sagte ich ihnen vergeblich, daß sie sich's ja nicht einfallen lassen sollten, diese kleine Nachzeche bezahlen zu wollen, da das für eine der größten Beleidigungen gelte. Sie wollten sich richtig „nichts schenken lassen“ und auch den „Treat“ bezahlen, worauf ich die ganze Diplomatie der Kulturvölker (nämlich der Amerikaner) und Psychologie der Naturvölker (nämlich der Oberösterreicher) aufbieten mußte, um uns vor dem Hinauswurf zu retten.

Nun denn, Grand Junction . . . , was ich sagen wollte . . . auf der ganzen Reise über den Marshallpaß saß ich hinten auf der Plattform und ließ die Beine nach Amerika hinabbaumeln, wobei ich mit den Reitmuskeln der Schenkel eine senkrechte Eisenstange umklammerte. Es soll nämlich unangenehm sein, da hinauszufliegen, weil der nächste Zug erst nach 24 Expresßzugs-Stunden kommt, und weil es keine Bahnwächterhäuser giebt, und weil die nächste Station 5—6 Stunden weiter liegt, und weil kein fahrbarer oder gangbarer Weg neben der Bahnstrecke läuft. Ganz allein zieht sie himmelan, in zahllosen riesigen loops (Schleifen), teils durch gelbglühendes, teils durch rotglühendes Gestein, . . . und eine englische Meile weit vor dem Zuge her läuft eine einsame Lokomotive, von Schleife zu Schleife, . . . man glaubt immer, jetzt wird

sie auf uns herunterfallen . . . und dient als pacemaker, um den Zustand der Strecke auszuprobieren. Und weiter oben geht es gar unter endlosen Schneedächern, und die Fochhöhe ist ein langer Holztunnel, über dem ein hölzerner Aussichtsturm aufragt . . ., die Reisenden nehmen immer einen der beiden Schaffner mit hinauf, als Geißel, damit ihnen der Zug nicht unter den Füßen davonschlüpfen kann. Kurz und gut, mein langer Ritt lag mir in den Beinen, aber . . . Grand Junction ist kein Ort, wo man ausruhen kann. Die Amerikaner müssen recht haben, wenn sie behaupten, ihre Luft sei weit elektrischer als irgend eine andere, und je weiter nach Westen, desto elektrischer. Ich hörte ganz ernste Männer versichern, dies gehe so weit, daß man oft einem aufgedrehten Gashahn nur den Fingerknöchel zu nähern brauche, um wie durch ein Bündelhölzchen die Flamme zu entzünden. Gesehen hab' ich das nie, aber sie schwören darauf.

Nun denn, acht Stunden in Grand Junction, bis der Nacht-Schnellzug nach der Mormonenstadt, mit seinen Palace Cars kommt! Ich wollte mich auf einer meiner Indianerdecken zur Ruhe begeben, bildete mir aber ein, daß eine mit einem vergißmeinnichtblauen Rhombus in der Mitte dazu noch geeigneter sein müßte, ich kaufte also unverweilt eine solche. Aber mit der Ruhe wurde es nichts, denn ich mußte meine fünf Lodenmänner durch Grand Junction dolmetschen! Ein reizendes Nest! Gelber, glühender Sand in einem Ring von gelben, glühenden Bergen; mittendurch eine einzige lange Straße von hölzer-

nen Häusern mit großartigen frontenbreiten Aufschriften. Das ist immer dasselbe. Wieder eine Bank mit safe deposits, wieder die Filiale einer Lebensversicherungsgesellschaft, wieder ein „Laden harter Waren“ (hardware shop), wieder der Schneider, der Schuster, zwei Apotheken, zwei Restaurants, das übrige lauter „Musterzimmer“ (sample rooms), d. h. Schnapshütten, von lauter rothaarigen Irländern gehalten, . . . im Westen heißt man nämlich diese Butiken nicht liquor stores, wie anderwärts, sondern man ist ländlich-sittlich, man trinkt „Muster“.

Nun, Grand Junction ist ja überhaupt eine solide Stadt. Sogar der Punkt saß richtig. Was für ein Punkt? fragen Sie! Nun, der gewisse große, schwarze, dicke Punkt, mitten in der Ziffer drin. Sie ahnen noch immer nicht? Einmal kam ich durch ein armseliges Mindorf aus lauter Hütten und Bretterschuppen. Auf dem größten Schuppen, der schön gelb gestrichen war, stand über die ganze Breitseite hin in schwärzester Schrift zu lesen: Bank Soundso, safe deposits, „Kapital 5000 Dollars“. Diesen Ziffern giebt der Schriftenmaler immer ein sensationelles Format, nämlich, er macht sie niedrig, aber sehr breit, über die ganze Front weg. Und den Punkt vor den Nullen macht er auffallend groß, so daß man ihn zuerst erblickt, und setzt ihn gern um eine Zahlstelle weiter nach rechts. Da las ich denn ganz frech der Breite nach hingemalt: „Kapital 50.00“, so daß es ansah, wie 50 000 Dollars. Diese Kleinigkeiten gehören nun einmal mit zur westlichen Geschäftspraxis.

Wie gesagt, ich bedurfte dringend einer Stärkung. Ich trat also in einen „Hartwarenladen“ und kaufte mir ein paar mexikanische Sporen größten Kalibers, mit sternförmigen Stachelrädern, um ein Rhinoceros zum Galopp zu bringen. Nebenbei, der Laden war auch eine Merkwürdigkeit. Da lag eine Unmasse von Dingen aufgestapelt, die man in Europa gar nicht gebrauchen könnte. Die verschiedensten kunstvoll geschnittenen Ledersachen, riesige Peitschen, Zelte, Zeltplöcke, moosgrüne Lederkostüme, Waffen, Werkzeug, Brunnenbohrer u. s. f. Alles, was man auf einem Ranch (Biehgehöft) benötigt, war da. Eine abendliche Purpursonne schien durch die ungeheuren Schaufenster wagerecht durch dieses ganze ethnographische Museum, und da stand der Alte, dem der Laden gehörte — er sah aus, als käme er soeben von der Bisonjagd zurück und hätte zehn Stiere gefällt — da stand er am Ambos und hämmerte mir meine beiden Mexikaner, die etwas zu weit waren, im Schmiedfeuer zurecht. Unsere Unterhaltung drehte sich dabei um Gold- und Silberpolitik. . . . Ob ich von den Sporen satt geworden? Nein. Aber auch in den beiden Restaurants kam der Magen zu kurz. Sie waren so über alle Begriffe schmutzig und voll von wüstem Geschrei spuckender Pokerspieler, und der Rauch von schwerem straight-cut tobacco war so dick, daß man ihn in Späne hobeln konnte. Im zweiten bestellten wir doch ein Essen, aber es war ungenießbar. Dafür brachte unsere Kritik die Stammgäste in Harnisch, sie maßen uns bald mit finsternen Blicken und ihre Haltung

wurde so drohend, daß wir uns die Speisen einpacken ließen und, angeblich, als Reiseproviant mitnahmen, um nur mit heiler Haut ins Freie zu kommen. Nun war nichts übrig, als in eine Apotheke zu gehen und unsere Innenräume mit den landesüblichen Mischungen von Fruchtsäften und kohlensaurem Wasser zu füllen. Wir traten also bei Mr. David ein, den der Ortswitz „David King of Jews“ nennt. David König der Juden also; aber auch, da Jews (Juden) und juice (Saft) ganz gleich als „dschuß“ ausgesprochen wird: „David King of juice“, David König der Säftchen. In der That hatte der Mann hinter seiner „Bar“ eine Marmorwand mit nicht weniger als 60 blank vernickelten Metallhähnen; 25 für verschiedene kohlensaure Wässer und 35 für verschiedene Fruchtsäfte. Wir tranken um die Wette die seltsamsten Kombinationen, auch von 2 und 3 Säften oder Wässern, und ich geriet schließlich als höherer Mathematiker, der ich bekanntlich bin, auf die glänzende Idee, nach den Regeln der Kombinationsrechnung genau zu berechnen, wie viele verschiedene Kombinationen von juices David König der Juden und der Säftchen zu stande bringen könnte. Das Resultat meiner Rechnung war so erstaunlich, daß nicht nur König David, sondern auch meine fünf Oesterreicher, ja ein wenig sogar ich selbst in gerechtfertigtes Erstaunen gerieten . . . Hier, da haben Sie einen Zettel, auf dem Sie die ganze Aufstellung beisammen finden. Und zwar:

Je 1	Sodawasser	mit je 1	Fruchtsaft	875	Mischungen
Je 2	"	ohne	"	300	"
Je 3	"	ohne	"	2 300	"
Je 2	Fruchtsäfte	ohne	Sodawasser	595	"
Je 3	"	ohne	"	6 545	"
Je 1	"	mit je 2	"	10 500	"
Je 1	"	mit je 3	"	80 500	"
Je 1	Sodawasser	mit je 2	Fruchtsäften	14 875	"
Je 1	"	mit je 3	"	163 625	"
Je 2	"	mit je 2	"	178 500	"
Je 2	"	mit je 3	"	1 963 500	"
Je 3	"	mit je 2	"	1 368 500	"
Je 3	"	mit je 3	"	14 035 500	"

Summe 17 844 175 Mischungen

Wenn also einer Tag und Nacht forttrinkend, jede Minute ein Glas leeren würde, so brauchte er 33,9 Jahre, um mit Mr. Davids Kombinationen fertig zu werden.

Sie können sich denken, wie entzückt David King of Jews oder juice war, als ich ihm mathematisch begreiflich machte, wie reich er eigentlich sei. Er hatte es bisher nicht entfernt geahnt. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Er werde diese Tabelle sofort in Druck legen lassen und von Denver bis Salt Lake City verbreiten. Auch solle sie auf eine Riesentafel gemalt und über seinem Dache aufgepflanzt werden, mit der Ueberschrift: „Davids Kombinationen von Soda und Säften, berechnet von dem weltberühmten Mathematiker Colonel Frederic Eckstein aus Vienna (Oesterreich)“. Die Namen David und Frederic Eckstein wollte er in Gold ausführen lassen. Für den Augenblick hatten wir von der Sache den Nutzen, daß

Mr. David uns fortan in seine Obhut nahm. Er führte uns vor allem in sein Hinterzimmer, wo er uns mit ausgezeichnetem Extra-Whisky, wie ihn keiner seiner Kunden sieht, und einem Imbiß bewirtete. Dann fragten wir ihn, wo wir um Gottes willen die nächsten Stunden unblutig totschlagen könnten. „D,“ erwiderte er, „Sie haben es gut getroffen. Wir haben hier gerade einen Patent-Medizinnann. Es kommen jedes Jahr mehrere, und die sind unser Theater, unser Zirkus, unser Tingeltangel; es ist kein übler Spaß.“ Ich werde Sie begleiten und Sie werden sich unterhalten.“

— — — Nur Geduld, Kikapu kommt schon! Um acht Uhr, es dämmerte bereits, machten wir uns auf die Strümpfe. Wir gingen die lange Straße hinab, bis dorthin, wo sie in roter Sandwüste endet. In dieser war es lebendig. Schon von fern sah ich eine Menge weißer Leinwandsegel, die mittelst ungeschälter Holzstangen ausgespreizt und mit bunten Figuren befleckt waren. So sieht heutzutage ein Wigwam aus. Ich guckte in etliche hinein und sah eine Menge schwarzer Holzkoffer, in einem aber zu meinem Erstaunen ein leibhaftiges Harmonium. Die Töchter Chingachgooks sind heutzutage im Stande, Skalen zu spielen. Dann kamen wir zu einer Bretterbühne, die ein Segeltuchdach hatte. Dann erst sahen wir eine Unmasse von Menschen, voran Stühle mit Reihen von Damen. Mitten aus diesem Gewühl loderten die hohen Flammen von Pechfackeln. Auch zwischen den Wigwams stand eine Anzahl solcher aufgepflanzt. Weiterhin

lagerte auf dem roten Sande eine bunte Menge; Cowboys, Miners und dergleichen „Lebenindieschanzeschlager“, wie sie ein westliches Wort genannt hat. Einige Gruppen hatten sich Feuer angezündet und bivaktierten regelrecht, wie auf dem Kriegspfade. Im Vorbeisichreiten hörte ich (selbstverständlich) auch sie über die Gold- und Silberfrage sprechen, die ja damals in der Luft lag. „How do you do, stranger?“ rief mich plötzlich einer an, und ich mußte mich an das Feuer setzen. Er goß aus einer ledernen Flasche Whisky in ein ledernes Glas und ließ mich trinken; der Schnaps hatte seine Körperwärme, die ich also in den Magen bekam. Das ist auch eine Art Verbrüderung; bei noch wilderen Völkerschaften hätten wir ein Schlückchen Blut getauscht. Der Mann verlor aber keine Zeit, sondern verwickelte mich sofort in eine währungspolitische Diskussion. Ich war darin sehr bewandert, denn ich hatte während der wochenlangen Coupéreisen auf allen Stationen derartige Bücher gekauft. Die Fragen der Relation, des legal tender (Zwangskurs), des alloy (Legierung), der redeemability (Einlösbarkeit) waren mir geläufig, von jeder Gold- oder Silbermine wußte ich den output (die Förderung) auf Jahre zurück in Unzen anzugeben u. s. f. Ich merkte, daß namentlich die Miners durch diese Fragen sehr aufgeregt waren. Sie wußten wenig mehr davon, als was ihnen die mageren Lokalblättchen der Minendistrikte mitteilten. Nun waren sie ganz entzückt von meiner Alchemie und umdrängten mich in dichtem Haufen. Ich erzählte ihnen alles ungefähr im Tone eines spannenden

Jagdabenteuers und sie steckten zwei Fackeln neben mir in den Boden, um besser zu hören. Mr. David selber empfahl mir, mit solchen Vorträgen den Westen zu bereisen, ich würde in den Mining Camps ein schönes Stück Geld verdienen.

Allein diese Episode mußte ein Ende nehmen, denn eine Anzahl Indianer im vollen Federschmuck lief geschäftig umher. Schon hatten sie das Harmonium auf die Bühne getragen. Andere stellten zwei hölzerne Böcke auf und spannten einen Telegraphendraht darüber. Plötzlich . . . ein Revolverchuß. Alles springt auf, die meisten greifen nach ihren Siebenläufigen; ohne dieses Toilettestück geht ja niemand aus. Doch siehe da, liebliche Klänge ertönen, der „Professor“ hat vor dem Harmonium Platz genommen und spielt einen feierlichen Choral. Sie wissen, „Professor“ nennt man drüben die zahllosen Deutschen, die in allen Spelunken den Klavierdienst besorgen. Professor Meyer from Germany, wie der alte, magere Musikus titulierte wurde, sah mehr prärie- als salonsfähig aus. Er war, was man ex-blond nennt, denn diese Art von Musik macht selbst Mohren grau, und sein verschossener Vollbart reichte bis auf die Tasten nieder, teils aus Ueberfluß an Haar, teils aus Mangel an . . . einem präsentablen Hemde. Er trug eine Art Präriefrock nach älterem System, der in der Nacht noch ziemlich schwarz aussah und die auffallende Eigenschaft hatte, daß der eine Schoß um eine Handbreit kürzer war als der andere. Wahrscheinlich hatten ihm während eines Konzerts Präriehunde das Stück

abgenagt. Als der Choral beendet war, erhob sich Professor Meyer, verneigte sich im Rubinstein-Stil und setzte sich auf einen Strohsessel neben dem Instrument. Während aller folgenden Vorgänge blieb er da unbeweglich sitzen und starrte durch seine Brille unverwandt nach Osten, mit einem Ausdruck, als sähe er aus Westphalen eine Sendung Schinken herankommen. Allein man achtete seiner nicht mehr, denn ein ganz anderer Held trat auf. Es war ein kleiner, dürrer Herr in weitaus schwärzerem Frack und weißlicher Wäsche, mit pechschwarz gefärbtem Schnurrbärtchen und Fliege, das Haar genial in alle Winde frisiert. Er stürmte mit einem Glan an die Rampe vor, wie man in Europa einen Bajonettangriff machen würde, verbeugte sich und erhob eine wahre Doppel-Stentorstimme, um sich als unerreichter Geschwindsprecher zu produzieren. Was ein westlicher Marktschreier darin leisten kann, entzieht sich Ihren östlichen Begriffen. Das salbungsvollste Pathos mit niggerhaften Tönen gemischt, prophetische Posaumentöne und gemüthlicher Whisky-Fargon durcheinander. Ich kann seine Rede natürlich nur andeutungsweise geben. Er sprach ungefähr in dieser Weise:

„Ladies and gentlemen! Nachdem unser Freund, Herr Professor Meyer aus Germany, seinen weihevollen Choral beendet hat, gestatten Sie, daß ich sage, was zu sagen ich hieher gekommen bin. Das größte Geschenk Gottes ist die Gesundheit. Aber die Menschen haben durch ihre Sündhaftigkeit und durch Abfall von der heiligen Mutter Natur sich um dieses höchste Gut gebracht. Wo-

hin Sie blicken, selbst in diesem edelsten Lande des Erdballs, nichts als Krankheit und Tod. Tod und Krankheit, Ladies and gentlemen, so weit Ihre Feldstecher reichen, in allen Staaten, Territorien und sogar Reservationen. Aber Gottes Gnade ist wahrhaft unerschöpflich. Er hat uns Mittel an die Hand gegeben, um diesen Jammer zu bekämpfen, ja, wie ich Sie auf Grund langjähriger Erfahrung versichern kann, auszurotten. Geliebte Freunde, es giebt zweierlei Heilmittel. Solche, welche uns Gott durch die Natur selbst geoffenbart hat, und solche, die der Mensch in seinem Überwitz und seiner Vermessenheit selbst erfinden zu können geglaubt hat. Lassen Sie mich zuerst von den letzteren reden. Es sind die gottverfluchten Metallgifte, welche die sogenannten Aerzte verschreiben! Lauter gottverdammte, tödliche Metallgifte! Und je tödlicher, desto teurer lassen sie sich bezahlen, und je mehr Christen einer vergiftet hat, desto berühmter ist er. Geliebte Freunde, Ihr wißt es ja selbst, daß man sogar von Omaha und Kansas City diese Schwindler herkommen läßt, damit sie unsere braven Bürger (Verbeugung) und deren treue Gattinnen (tiefe Verbeugung) und wohlerzogene Töchter (tiefe Verbeugung) mit den godforsaken metallic poisons auf den Friedhof befördern.“ Und so weiter, eine Viertelstunde lang. „Doch ich will Sie nicht ermüden, geliebte Mitbürger, denn es ist nicht meine Absicht, Ihren Geist zu überrumpeln. Im Gegenteil, um ihn recht aufzufrischen, damit er die Wahrheiten, die ich später zu verkünden die Ehre haben werde, selbst

beurteilen und prüfen könne, zu diesem Zwecke, geliebte Freunde, werden jetzt unsere wackeren Freunde, die Indianer der red cloud (roten Wolke) ihre besten Künste machen. Dann erst werde ich weitersprechen. Und so bitte ich jetzt unsern Freund, Herrn Professor Meyer aus Germany, die Musik zu beginnen." Professor Meyer gehorchte sofort und spielte einen zweiten Choral. Dann sprangen etliche Indianer von der „roten Wolke“ im vollen Feder schmuck auf die Bühne und produzierten sich als Akrobaten. Das erste war, daß einer auf seinen „Maxen“ — Sie wissen, daß Mocassin „Maxen“ ausgesprochen wird — mit einem einzigen Rutscher über den ganzen gespannten Telegraphendraht hinweg und jenseits die Schräge hinabschoß. Ein Bewunderungsgeheul war sein Lohn und er mußte diese That zehnmal wiederholen. Professor Meyer spielte dazu Luthers erhabenen Choral: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein!“

Nachdem diese Produktion eine halbe Stunde gedauert, trat der Prinzipal wieder auf und setzte seine Rede fort: „Geliebte Freunde! Ich habe Sie vorhin vielleicht erschreckt durch meine ungeschminkte Darstellung der modernen Medizin, aber meine Pflicht ist, Ihnen die reine Wahrheit zu sagen. Wie glücklich bin ich, Sie jetzt in lichtere Gefilde führen zu können! Wie nach langem Winter das Frühjahr, nach langer Nacht der Morgen, so wird ein Gefühl seliger Hoffnung über Sie kommen, wenn ich Ihnen mitteile, daß endlich durch Gottes Gnade der Weg zur Gesundheit gefunden ist. Gefunden, gebahnt und gangbar

gemacht selbst für die zartesten Füßchen. (Tiefe Verbeugung.) Weise Hirten haben die geheimen Kräfte der natürlichen Kräuter entdeckt; Geheimnisse, die nur den wenigsten anvertraut sind. Und wir haben alle Heilkräuter gesichtet, geordnet und kontrolliert . . . und aus ihnen ein einziges Elixir gemacht. O meine Freunde, was habt ihr nötig, euer sauer erworbenes Geld nach Omaha und Kansas City zu schicken, ja sogar nach Leadville und Denver? Gebt lieber euer Geld der Natur zurück, aus der ihr hervorgegangen seid und die eure Mutter ist; so bleibt es in der Familie.“ Ein tiefes Gemurmel ging durch die Menge und wurde immer lauter, bis es in tosenden Beifall überging. In diesem Beifall brüllte er dann hinein: „Kikapu! Kikapu! Kikapu!“ Das fremde Wort stellte die Stille wieder her. „Kikapu, meine teuren Mitmenschen, Mitbürger, Freunde! Kikapu heißt jene von den weisesten Menschen zusammengestellte Essenz. Wir haben Patente für die ganze Welt, neue und alte Welt, genommen. Bei schwerer Strafe darf niemand, gar niemand, uns Kikapu nachmachen.“ Und jetzt verfiel er in „trance“, in eine Art verzückter Vision. Er schilderte ein goldenes Zeitalter, wo alles in vollen Zügen Kikapu trinkt und infolge dessen gesund, kerngesund, hypergesund ist. Wasser, Milch, Thee, Wein, Bier, Whisky . . . alles verdrängt durch Kikapu. Professor Meyer begleitete diese entzückte Schilderung mit einer weichen Schäfermelodie. „Und nun, meine Geliebten,“ schloß der Redner, „will ich Ihnen nur noch zeigen, wie flott und frei Sie sich

am ganzen Körper fühlen werden, durch Kikapu!“ Und mit einem ungeheuren Satz sprang ein klastert hoher, zaun-dürerer, rothaariger Irländer auf die Bühne, in quadril-liertem Frack und ellenhohem Cylinder, und begann sofort einen Tanz, der aus den unglaublichsten jigs, breakdowns und hornpipes bestand. Seine langen, dünnen Extre-mitäten flogen wirr durcheinander, alle Gelenke schienen sich auszurenken, und er tanzte, bis er halbtot, mit weit aus-einander gebreiteten Armen und Beinen, auf dem Bauche liegen blieb. Unterdessen machten die Indianer ihr Ge-schäft. Aus den schwarzen Kisten in den Wigwams holten sie ununterbrochen in ganzen Körben Kikapu und verkauften es im Gewühl, die Flasche zu einem Dollar. Sie müssen eine ungeheure Ernte gemacht haben.

Es war 10¹/₂ Uhr geworden. Auf der Bühne wurden schon die Lichter ausgethan, und die Leute zer-streuten sich, ihr Kikapu in der Tasche. Mr. David be-gleitete uns auf den Bahnhof und wir gaben unser Gepäck nach Salt Lake City auf. Bald brauste der Nachtschnell-zug herein und wir begaben uns in Pullmans weiche Arme.



Bei den Mormonen.

Was mir in Salt Lake City am besten gefallen hat? antwortete Freund Fritz, als ich ihn auf mormonische Erlebnisse zu sondieren begann. Beim Engel Moroni! es war die Feuerwehr . . . Das scheint Ihnen nicht recht zu sein, aber ich kann Ihnen nicht helfen, sie hat mir eben außerordentlich imponiert. Weit mehr, als die mormonischen Damen, auf die Sie so neugierig scheinen. Ich sah einmal auf einem Zuckerrübensfelde fünfzehn Exemplare arbeiten, im Schweiße ihres Angesichtes, die Kroupe zuhöchst in der Luft und garnicht haremromantisch anzusehen. Es waren die vielgeliebten und damals noch rechtmäßigen Gemahlinnen des Grundeigners, der sie einfach als Feldarbeiterinnen benutzte, was ihm noch billiger kommt, als selbst chinesische Tagelöhner. Ja, sagte man mir, das ist das große mormonische Geschäftsgeheimnis. Sie schützten Liebe vor und zahlten mit ihr die Arbeit. Nicht die Mormonen, sondern die Mormoninnen haben Utah urbar und aus desert (Wüste) Deseret (erster Name des mormonischen Gebiets) gemacht. Schwerste Farmarbeit haben die schönen

Hände geleistet und die Arbeitgeber, Gatten geheißten, haben den Gewinn eingefackt. Darum besitzen sie so viele Blockz in Salt Lake City, und die größten „Hartwarenläden,“ Banken u. s. w. Es lebe die Vielweiberei! Mein erstes Wort, als ich „im Knutzsford“ — d. h. in Knutzsforde's Hotel — ankam, war: „Zeigen Sie mir einen Mormonen!“ Der deutsche Oberkellner zeigte auf den Portier: „Da haben Sie gleich einen; der ist sogar ein Ober-Mormone, er hat ein ganzes Magazin voll Weiber.“ Und der Mann sah nicht einmal so polygam aus; ein bißchen bigam höchstens . . . Ich sehe Ihnen übrigens an, daß Ihnen eine Frage nach jenen Zuckerrüben auf den Lippen schwebt. Sie waren ja immer so genäschig. Nun ja, als ich in Utah war, ging gerade eine große Rübenbewegung durch das Territorium. Die Mormonen hatten ein paar Jahre vorher im Westen der Stadt einen ganzen Landstrich angekauft und dort Versuche mit Rübenpflanzungen gemacht. Die Spannung, ob die kostbare Rübe die Vielweiberei vertragen werde, war groß, aber auch die Freude, als es gelang. Nun waren die tüchtigen Deutschen gerade daran, ein paar große Zuckerfabriken nach böhmischem Muster zu erbauen.

Was den Portier im Knutzsford betrifft, „tippte“*) ich ihn sofort und ersuchte ihn unverweilt, mir „in fünf Worten“ zu sagen, worin das Mormonentum bestehe. Er schien etwas angerempelt von meiner Frage, fand aber

*) Populär für: „ich gab ihm ein Trinkgeld“.

ein Ausweicheweise, indem er mir riet, vor allem in den Mormonentempel zu gehen. Es sei glücklicherweise Sonntag, und da dürfte mir dort einige Erleuchtung kommen. Ich weiß nicht mehr, wie der Tempel hieß. Sie sehen alle aus, wie große Warenhäuser mit mehreren langen Fensterreihen und einem oder mehreren hohen Reklametürmen. Dieser Tempel war übrigens klein und es herrschte ein so fabelhaftes Gedränge, daß ich nicht lange blieb. In der Mitte des Raumes stand der Altar und hinter diesem ein Priester mit weißem Vollbart, eine zweizinkige Aronsmütze auf dem Haupte, ein Rauchfaß in der Hand. Zum Altar führte eine Doppeltreppe empor und auf jeder Stufe stand ein Delkrug. Ministranten gossen das Del aus einem Krug in den anderen, hoffentlich nach einem System, und dazu sang ein Chor und der Priester predigte energisch in die Menge hinein. So weit ich mich erinnere, stellte er strategische Betrachtungen an über die siegreiche Schlacht Moronis wider Berahemnah. Moroni, Sohn Mormons, war nämlich Feldherr der wackeren Nephiten, Berahemnah aber war Feldherr der bösen Lamaniten. Mich interessierte an dieser militärischen Operation hauptsächlich eine kriegschirurgische Episode. Einer der Soldaten Moronis skalpiert nämlich den General Berahemnah wie ein leibhaftiger Sioux-Indianer (sprich: Suhz) und steckt dann dessen Skalp auf seine Lanze. Moroni aber sagt zu Berahemnah: „Nun siehst du, daß du unseren Glauben nicht zerstören kannst. Nun siehst du, daß dies der wahre Glaube Gottes ist.“ So zu lesen in der Mormonenbibel, dem lang-

weiligsten aller geschriebenen Bücher, und zwar im Buch Alma, Kapitel XX. So ist also das Stalpiere schon biblischer Kriegsbrauch, was gewiß ein geschickter Zug des Bibelfabrikanten Joseph Smith junior ist. Leider scheint Moroni sich seines Sieges nicht lange gefreut zu haben, denn Kapitel XXX heißt es bereits: „And it came to pass that Moroni died also“ (und es geschah, daß auch Moroni starb). Es scheint, daß er später zum Engel ernannt wurde, denn jetzt steht die Statue des Engels Moroni, in wallendem Gewande, auf der höchsten Turmspitze des neuen Tempels. Der Engel stößt in die Posaune des Triumphes, und wenn es dunkel wird, entbrennt ein Kranz von elektrischen Glühlichtern zu seinen Füßen, und in seiner Krone blüht ein Feuerpunkt von hundert Kerzen Stärke auf.

Uebrigens ein ganz prächtiger Tempel, . . . ich weiß nicht, ob er bereits fertig ist; man baut ja schon seit 1853 an ihm. Der sollte irgendwo in Europa stehen, dann würde er berühmt werden, denn es giebt nirgends einen ähnlichen. Er ist ein weißes Granitgebirge, und der selige Truman D. Angell, dem er eingefallen ist, war schwerlich ein gewöhnlicher Architekt. An die Ost- und Westseite des ungeheuren Rechtecks hat er je drei Türme gestellt. Ich könnte sagen: drei Markustürme mit pyramidalen Helmen an jeder Façade, in dichter Reihe, immer nur ein Fenster dazwischen. Der mittlere ist immer der höchste; und der allerhöchste, der mit dem Engel Moroni auf der Spitze, ist 222¹/₂ Fuß hoch. Das ganze ist ein

wahrer Stein des Anstoßes für die Feuerwehr der Salzseestadt, denn da wird sie nie zu thun kriegen. Nichts als ungeheure Granitblöcke, die einzeln aus den Steinbrüchen des Little Cottonwood herbeigeschleppt wurden. Sechs oder acht Ochsen hatten vier Tage lang aus Leibeskräften zu schleppen, um einen solchen Block, an Ketten zwischen zwei Karrenräder gehängt, zur Baustelle zu befördern. Allen Bewohnern der Stadt in meinem und Ihrem Alter ist dies ein ständiges Straßenbild, das sie durch ihr ganzes Leben begleitet hat. Don Carlos Young heißt der jetzige Architekt. Wie die weiße Granitmasse des Justizpalastes über Brüssel hinwegragt, so krönt diese das Stadtbild der Salzseestadt. In den Unterbau wollte man mich nicht hineinlassen, aber durch das Eisengitter sah ich eine halb unterirdische Halle, in der ein riesiger Springbrunnen geht. Hier wird mormonisch getauft, das heißt, der Täufling wird, Männlein oder Weiblein, splitterunbekleidet in dem Wasserbecken untergetaucht, worauf die Händeauflegung erfolgen kann. Ein Nichtmormone gab mir später eine drastische Erklärung dieser Tauffitte. Er erinnerte mich an jenen Fuchs, der von Flöhen geplagt, ein Grasbüschel in die Schnauze nahm und bis an die Schnauzenspitze ins Wasser ging. Die Flöhe flüchteten sich alle auf das Grasbüschel, worauf Schlaumeier dieses einfach ins Wasser fallen ließ. Mit den Sünden aber sei es genau, wie mit den Flöhen, sie zögen sich vor dem heiligen Wasser nach und nach auf das letzte Haarbüschel an des Menschen Scheitel zurück, es müsse also schlechterdings auch dieses getaucht

werden. Ich wurde übrigens keineswegs in Versuchung gebracht, hier unterzutauchen. Der Mormone macht keine Proselyten; in Paragraph 11 seines Glaubensbekenntnisses gesteht er sogar allen Menschen „das Wie, Wo und Was“ zu, nämlich die Freiheit, „zu verehren, wie, wo und was ihnen beliebt.“ In der That wimmelt es in der Stadt von Bethäusern, namentlich „aller protestantischen Denominationen“.

Was wahr ist, ist wahr, „Temple Square“, dieses Herzblatt der Salzseestadt, ist ein ganz absonderliches Stück Stadtansicht. Seine Anlagen, samt den merkwürdigen Gebäuden, sind in westlichem Stil mit einer hohen Adobe-Mauer umgeben. Aus Bret Harte wissen Sie, daß Adobe Luftziegel sind, ein spanisches Erbstück. Und in diesem Umkreis steht erstens der Tempel, zweitens das Tabernakel, diese Kaaba des amerikanischen Islam, wie man mir das Mormonentum gelegentlich nannte, dann drittens die hübsche gotische Versammlungshalle (Assembly Hall), dann viertens ein tempelförmiges Maschinenhaus, sagen wir Maschinentempel, dessen Schlot als hoher Turm von mormonisch-korinthischem Doppelsäulenstil verkleidet ist (wenn er dampft, glaubt man, in diesem Tempel werde mit Dampf gebetet), ferner fünftens ein monumentaler Brunnen . . . nein, von dem sah ich bloß den Entwurf. Ein großartiger Entwurf, mit vier liegenden Löwen im Wasser, und auf dem hohen, mittleren Säulenbündel steht die Kolossalfigur eines Indianers, im vollen Federnschmuck, den Bogen gespannt und den Pfeil auf der „Senne“, . . .

er zielt seltsamerweise in die Luft, vielleicht will er sich ein Engelein herunterschließen, zum Abendbrod. Ich bin Barbar und bewundere natürlich den Maschinentempel am meisten; der Pfarrer darin heißt vermutlich Maschinist und der Sakristan führt den Titel Heizer. Auch die Bespritzung der Anlagen, die mit einem eigenen Zeremoniell vor sich zu gehen scheint, betrachtete ich mit einem Interesse, das Sie auf meine religionsgeschichtlichen Studien zurückführen dürfen. Gut besprizen ist heiliger, als schlecht beten.

Uebrigens ging ich in alle die Staatsgebäude gewissenhaft hinein. In der Assembly Hall sah ich eine Menge mormonischer Freskogemälde, von einem gewissen W. C. Morris. Eines stellt die Szene dar, wie mein erklärter Liebling, der Engel Moroni, dem Propheten Joseph (Smith) die Stelle zeigt, wo die ehernen Tafeln in dem Hügel Cumorah verborgen sind . . . Wünschen Sie auch, daß ich Ihnen das Tabernakel schildere? Nicht! Das habe ich von Ihrer Intelligenz und Belesenheit vorausgesetzt. Ich bemerke nur, daß die ungeheure ovale Kuppel auf ihrer Reihe weißer Pfeiler mir nicht wie jene Schildkröte erschien, mit der sie unabänderlich verglichen wird, sondern wie ein 250 Fuß langer Käfer, der auf ungezählten Beinen langsam in der Welt des Diesseits herumkriecht. Uebrigens betrachte ich diesen Vergleich nicht als alleinseligmachend und will die Schildkrötentheorie niemandem verleiden. Das ist schließlich Gewissenssache. Im Tabernakel steht bekanntlich die große Orgel, deren beide Fronttürme 58 Fuß hoch sind. Ich bot dem Kirchen-

diener vergeblich einen Dollar für die Erlaubnis, auf diesem süß singenden Megatherium spielen zu dürfen. Er war zu fromm dazu und that es nicht unter drei Dollars. Ich spielte unsere Volkshymne und sie klang bei der idealen Akustik dieses Raumes so unglaublich erhaben, daß viele Anwesende sie kniend anhörten. Meine fünf oberösterreichischen Techniker, denen ich schon seit Denver als Dolmetsch diente, bestanden darauf, in einer Sodawasser-Apothek — der größten, die ich je gesehen — dem unsterblichen Joseph Haydn einen Trauer-Salamander zu reiben. Dieses Reptil fiel etwas nüchtern aus, da wir dazu nur die Wahl zwischen Birkenbier (Birch beer) und Wurzelbier (Root beer) hatten. Diese Wahl that uns wirklich weh; Joseph Haydn selbst wählte immer nur zwischen Lager und Märzen. Um den fragwürdigen Stoff zu überwinden, stiegen wir die Anhöhe von Temple Square jenseits hinab. Wir sahen nämlich dort einige bunte Buden in verhältnismäßig schattigem Grün; Salt Lake City ist, Bädeler zum Troß, die schattenloseste Stadt, die ich kenne, so stelle ich mir den Geburtsort Peter Schlemihls vor. Wir betraten eine Schießstätte, wo vor allem die niegesehenen Lodenkostüme meiner Oberöreicher scharfe Kritiken hervorriefen. Man nahm an, sie kämen direkt aus dem australischen Busch und seien in Dpossumfell gekleidet. Und die kritischen Herren waren doch selbst abenteuerlich genug anzusehen. Bahm sahen sie nicht aus, und die Gewehre, mit denen sie schossen, waren Winchester-Repetiergewehre. Meine Landsleute staunten darüber nicht

wenig, zahlten aber flugs ihre zwanzig Schuß voraus und griffen zu. Da wandte sich das Spiel, denn sie schossen einfach großartig; ins Schwarze und ins fliegende Ei, das schien ihnen ganz gleich. Beifallsgemurmeln erhob sich und als wir das Lokal verließen, machten die wilden Herren Spalier und grüßten uns mit gezogenen Sombros.

Ich empfand dann das Bedürfnis, auch eine klimatisch gerechtfertigte Kopfbedeckung zu erwerben und ging in eine Huthandlung für Cowboys. Ich kaufte mir einen Sombro aus Stroh, mit Rindslederrand und Rindslederriemen, der nach Bedarf enger geschnallt wird. Er hielt 80 Centimeter im Durchmesser und war fast ein halbes Kilo schwer. Um ihn auf der Reise mitzuführen, mußte ich ihn später zusammenrollen, aber er war schlechterdings nicht aus der Form zu bringen. Beim Auspacken machte er immer einen einzigen „Schnapper“ und stand wieder so da, wie am Beginn seiner Tage. Die Einkäufe in Salt Lake City vertrieben mir dann noch manche Stunde während meiner Mormonentage. Man gewöhnt sich schließlich selbst an die Art mancher Läden, ihre Adresse anzugeben, z. B.: „L. Hollander, 148 Main Street, eine Thüre südlich von Brüder Auerbachs Magazin.“ Der Amerikaner hat ja den Kompaß im Kopfe. Die obligaten Reiseandenken sind hier Löffel mit dem emaillierten Bild des Tempels oder Tabernakels, Salzkrystalle vom Großen Salzsee mit Reliefsbildern, Geldbörsen aus silbergrauer Klapperschlangenhaut, Damengürtel aus dito, mit der Klapper als Anhängsel, graue und braune Bärenfelle,

Lederstrümpfe à la Cooper, Notizbücher aus Blutjaspis, Indianerartikel jeder Art. Das größte Warenhaus dieser Art befand sich gerade unter meinen Füßen, im Erdgeschoß „des Knutzford“. Ueberhaupt ein Mustergasthof, welcher jeden abweist, der ihn mit einem anderen Hotel, als dem „Auditorium“ zu Chicago, in einem Atem nennt. Mit welchem Gesicht mich nur der schwarze Zimmerkellner ansah, als ich ihn fragte, ob ich meine Wäsche innerhalb dreier Tage zurückhaben könnte. Drei Stunden später lag sie auf meinem Bette, tadellos, mit dunkelblauen Papierstreifen umgürtet, auf denen die Hotelfirma zu lesen war. Natürlich ein Badezimmer für jeden Gast. Sogar eigene „bridal chambers“ (Brautgemächer) für Hochzeitsreisende sind vorhanden; ganz in Mahagoni, mit elfenbeintweißem und altrosa Atlas gepolstert, und eigens die weichsten Arminster-Teppiche ausgesucht. In den Reklamen haben den fettesten Druck die Worte: „Not one cheap thing“, nämlich, daß im ganzen Hause nicht ein billiges Einrichtungstück verwendet ist. Alles teuer, jeder Artikel „das Beste, was in Chicago, Grand Rapids und New-York zu kaufen ist“. Knutzford hat sogar ein eigenes Orchester und auf dem Dache finden Promenadenkonzerte statt. Auf der Galerie des Hofes bezugnehmen. Der Speisesaal hält sich für den schönsten der Union; er liegt im siebenten Stock, hat also schon Höhenklima, selbst im Verhältnis zur Stadt, die 4300 Fuß über dem Meere erbaut ist. Und in diesem stolzen Speisesaal ging einst, während ich speiste, das elektrische Licht aus. Eine heil-

lose Verwirrung entstand, denn es wurde stockfinster. Alles suchte vergebens den Ausgang, den Elevator (Aufzug), Hut und Stock, Weib und Kind. Das dauerte anderthalb Stunden, dann war der Schaden behoben. Bei uns würde man in solchem Falle Kerzen anzünden. Aber in Elektrisch-Amerika giebt es keine Kerzen, sie gelten für „zu gefährlich“. Ich werde es nie vergessen, wie ich einst die ganze Stadt Niagara-Falls durchstreifte, um eine Kerze zu kaufen. In einem großen Seifenladen fragte mich die Käuferin erstaunt: „Eine candle? Was verstehen Sie unter einer candle?“ So ein Begehren war ihr noch nie vorgekommen. Ich muß hinzufügen, daß ich im Knutsford drei Dollars täglich bezahlte, „nach amerikanischem Plan“, d. h. für Wohnung und Verpflegung.

Den ersten Nachmittag fuhr ich mit der allgegenwärtigen elektrischen Tram nach Fort Douglas. Ein wirkliches Fort, das aber selbst Anno 1848 keine Rolle gespielt hat. Und damals wütete doch der berühmte Grashüpferkrieg (grashopper war); so nennen sie die furchtbare Heuschreckenplage, der die mormonische Vorsehung ein Ende machte, indem sie vom Salzsee her ungeheure Mövenschwärme entsandte, die alle Heuschrecken vertilgten. Auch im Jahre 1855 griff die nämliche Vorsehung thatkräftig ein, um einer mormonischen Hungerznot zu steuern. Sie erschuf nämlich ad hoc eine bis dahin nie gesehene Wurzel, von der sich die Bevölkerung nähren konnte. Sie heißt noch jetzt providential root, die Wurzel der Vorsehung. Auf Fort Douglas aber ist es allerdings wunderbar.

Militärmusik, Toilettenparade, 500 Fuß über der Stadt, Aussicht entsprechend. In der Ferne liegt ein langes tiefblaues Band am Fuße himmelhoher Berge. Das ist das Tote Meer von Amerika, der Große Salzsee. Ein Vorgebirge springt weit in sein regungsloses Blau hinein. Das Jordanthal schließt sich an, mit seinem kleinen Jordan, und jenseits desselben blickt der weiße Gipfel des Quirrh aus Wolken hernieder. Das ist Brigham Youngs Kanaan. Wie heißt es im Buche Mormons? „Give place to me that I may dwell!“ Gieb mir Raum, auf daß ich wohnen mag! Ja, Raum hat ihnen ihr Gott gegeben. Sie waren eben daran, ein eigenes Kapitol für das Territorium Utah bauen zu lassen. Und dabei zahlen sie bloß 1.7 Prozent Steuer und die gesamten Schulden der Stadt beliefen sich damals auf 200 000 Dollars! Sie behaupten, daß sie es bei der Eintreiberei niemals so weit gebracht hätten.

Am nächsten Tage fuhr ich auf der Union Pacific nach Garfield Beach, zwanzig Meilen von der Stadt. Das ist das Biarritz der Mormonen. Ein herrlicher Fleck Erde und Wasser. Man glaubt am Ionischen oder Aegeischen Meer zu sein, so klassisch ist die Anmut der Buchten, Vorgebirge und Felseneilande. Aber so blau wie der Große Salzsee ist kein altgriechisches Meer, und so salzig kein atlantischer Ozean. Ultramarinblau, mit pfauenblauen Fernen und saphirblauem Schaum; wenn Sie noch ein paar sehr blaue Edelsteine kennen, nehmen Sie sie immerhin dazu. Und dabei die Pfosten und Treppen der langen hellgestrichenen Badepavillons und Schau- und Speise-

terrassen ganz befranst mit langen Eiszapfen . . . aus purem Salz. Weiße, krystallinische Gehänge von Eiszapfen folgen allen Linien des Holzes. Denn das Wasser enthält 22 Prozent reines Kochsalz. Ein aufgelöstes Wieliczka. Wissen Sie, wie viel Salz der Dzean enthält? Drei Prozent; bei besonders hohem Zinsfuß fünf Prozent. Sie können sich denken, daß ich mich beeilte, ins Wasser zu kommen. Am Ufer ist es tief grünblau und absolut durchsichtig, man sieht die kleinen weißen Kiesel des Grundes so genau, als hielte man sie in der Hand. Die menschliche Gestalt aber sieht darin aus, wie ein zerflossener Klumpen, wie eine Qualle oder so was, denn das Wasser ist sehr dicht. Man wadet darin vorwärts, wie in blauem Del, und hat sein halbes Gewicht verloren. Man sucht seine besten Schwimmkünste hervor, aber sie versagen sämtlich. Schwimmt man auf dem Bauche, so fahren die Beine rückwärts über die Oberfläche hinaus, als wären sie aus Kork. Schwimmt man auf dem Rücken, so geschieht das nämliche vorne. Die Tempi der Arme haben bloß die Wirkung, daß man sich langsam im Kreise bewegt; je schneller man sie macht, desto langsamer. Und dabei muß man sich hüten, den blauen Liqueur in Augen, Nase oder Gurgel zu bekommen, denn eine solche Salzlösung macht blind und ruft Erstickungskrämpfe hervor. Sie können sich denken, daß ich nach allerlei Versuchen auf alle Originalität verzichtete und mich auf genaueste Nachahmung der Eingeborenen verlegte. Ich sah sie ringsum im Wasser sitzen, Herren und Damen gleicherweise, mit unter-

geschlagenen Beinen, ganz wie die polygamen Europäer thun. Wie auf weichen Divankissen saßen sie, aber kein Sitzmöbel war unter ihnen zu sehen. Sie schwebten frei im tragenden Wasser, den Oberkörper ganz trocken, die Damen den weißen Sonnenschirm über sich, die Herren ihre Zeitung lesend, ihre Cigarre rauchend, die Kinder mit den verschiedensten Spielen beschäftigt. Ein durchschnittlich sehr elegantes Publikum, das sich in dieser Weise kannibalisch wohl befand. Ich dachte unwillkürlich an Kit Carson, den ersten weißen Mann, der dieses blaue Wasser befahren; das Boot, in dem er es gethan, hatte ich im Museum gesehen. Es muß ihm sehr blau zu Mute gewesen sein, dem guten Kit, d. h. Christoph.

Ich geriet nach und nach in eine Gruppe von Herren, die in einem lebhaften Gespräch die Chancen der neuen Great Salt Lake and Hot Springs Railway behandelten. Der Name dieser Eisenbahn ist nur wenig länger, als ihre Trace von bloß 3 $\frac{1}{2}$ Meilen, aber trotzdem steht ihr eine schöne Zukunft bevor. Sie führt nämlich zu Beck's Hot Springs, das heißt den heißen Quellen des Herrn John Beck, die ausdrücklich bestimmt sind, das Baden-Baden des fernen Westens zu werden. Natürlich gehören sie John Beck, oder Hans Beck, wie er vor Jahrzehnten hieß, als er aus Württemberg einwanderte. Wenn sonst sollten sie gehören? Als ich so viel von John Beck reden hörte, fragte ich in aller Höflichkeit, wer denn dieser Nabob wäre. Da erzählten sie mir, er sei einer der frommsten Mormonen, obgleich er seine Kousine Sarah geheiratet

habe und von ihr acht Kinder besitze. Außerdem aber besitze er den Hauptanteil an der Bullion-Beck-Grube; man habe ihm für sein Teil schon drei Millionen Dollars geboten. Er habe natürlich diese fabelhaft reiche Goldmine erschlossen, wie schon früher die Eureka-Mine. Ein Prozeß, den er deshalb zu Anfang führen mußte, habe ihn netto 300 000 Dollars gekostet. Jetzt zahle Bullion-Beck Claim 10 Prozent. Uebrigens sei er anfangs Viehzüchter gewesen. Und begonnen habe er als ganz kleiner Farmer ohne einen „Bit“ in der Tasche. Das erste Farmhaus, auf dem er als simpler lessee (Pächter) gesessen, gehöre nun auch ihm und er habe es in eine reizende Besizung umgestaltet. Saratoga heiße sie . . . Ich sage Ihnen, ich hörte zu, als erzähle man mir ein Märchen. Märchenhaft genug sah es ja da aus. Wir saßen nachgerade in einem Meer von Waschblau und die sinkende Sonne überpurpurte die breiten Schneefelder der Sierra Nevada, die mißlungene Versuche machten, sich in der dicken Flut zu spiegeln. Der See soll seine optischen Launen haben und dann plötzlich als Spiegel streifen.

Als ich das Wasser verließ, kam ich durch eine unabhsehbare Speiseterrasse mit hunderten von gedeckten Tischen. Der Oberkellner war ein Landsmann, aus Umstetten, glaube ich. Er teilte mir zwinkernd ein interessantes Geheimnis mit. „Großartige Wiener Frankfurter angekommen . . . schon xmal bestellt!“ Das Vaterländische regte sich in mir mit Macht und ich bestellte auch. Nach einer Viertelstunde erschienen sie, in einer Blechbüchse

serbiert. Wiener Frankfurter als Konserven, ganz klein zerschnitten . . . nicht zu genießen . . . Preis 1 Dollar.

Es war schon dunkel, als ich nach Salt Lake City zurückfuhr. Auf einer elektrischen Tram, die voll war mit angetrunkenen Herren und Damen, die unter unbeschreiblichem Tumult und Geheul „Fangen“ spielten, indem sie quer durch die offenen Wagen und außen die Trittbretter entlang rannten. Sie waren hochmormonisch gestimmt. Doch . . . wollt' ich Ihnen nicht von der Feuerwehr erzählen? Ja, das ist das Schönste in Salt Lake City. Aber Sie verstehen ja ohnehin nichts davon.



Pike's Peak.

Selbstverständlich, sagte Freund Fritz, war ich auch auf Pike's Peak. Sie wissen ja, . . . stellen Sie sich den guten Rigi vor, aber 14 171 Fuß hoch, also fast Montblanc-Höhe, mit einer Zahnradbahn hinauf, Abt'sches System, . . . und immer „the storm passing below“ (der Sturm geht unten vorbei), . . . Sie lesen nämlich nicht die dürrste Reklame darüber, ohne daß dabei steht: „the storm passing below.“

Eigentlich fuhr ich nicht einmal gern hinauf, denn unten in Colorado Springs ist der gemütlichste Gasthof, den ich kenne: The Antler's Hotel. So recht ländlich, teils einstöckig, teils zweistöckig, wie's ihm gerade einfällt, mit Stufengiebeln hie und da, als hätte man ein paar gediegene altväterische Landhäuser an einander geschoben. Sogar die Treppe zum ersten Stock ist noch Holz, aber die Leute behaupten, sie krache weit melodischer als Granit. Und was für eine Küche! Nur eins, um sie zu kennzeichnen. Vor dem Dinner tragen zwei weißgekleidete Neger

auf einem Brett die Fische herum und zeigen sie den Gästen. Jeder Fisch ein Meter lang und noch länger, und jeder einzelne in einen glatten Eisbalken eingefroren, mit mathematischer Genauigkeit in die Axe des Eisbalkens, . . . tadellosfestes, blasenfreies Krystalleis. Sie kommen vom Stillen Ozean herauf. Mir als Europäer produzierte man sie besonders gründlich, da ich ja nicht aus der Zivilisation käme. So sagte einer der Nigger, der mich aber bei Gelegenheit doch heimlich abfaßte und fragte, ob man auch in Europa so einen Abscheu vor der schwarzen Hautfarbe hätte. „Ich möchte dort arbeiten,“ vertraute er mir an. Ueberhaupt ist es nicht sehr schmeichelhaft für uns Cisatlantische, daß drüben die verachteten Klassen mit uns gleich so intim sind. Sie betrachten uns als ihresgleichen. Ein wandelnder Zeitungsverkäufer auf der Eisenbahn in Süd-Kalifornien wollte mir einmal alle meine Kleider abkaufen. Für jeden meiner Tropenanzüge aus indischem Foulard bot er mir 30 Dollars baar, und ebensoviel für meinen reinschottischen Plaid. Als ich zögerte, wollte er mir noch seine eigenen Kleider dreingeben.

In der „Hall“ von Antler's Hotel war es nach dem Dinner besonders angenehm. Da stehen ringsum schwarz-lederne Ungetüme von Lehnstühlen, tief und breit genug für die umfassendste Verdauungsarbeit. Da sitzen die alten Herren drin, mit weißen skullcaps (Schädelfappen) auf den Gläzen, und drapieren sich jeder in so und so viele Quadratmeter Zeitung. Idyllische Stille herrscht, in einer Kirche ist's geräuschvoller. Das gehört mit zu den Ge-

nüssen, die man für drei Dollars täglich hat. Einmal aber sah ich da eine reizende Episode von Unruhe. In diesen Tempel der Stille flog plötzlich ein Gummiball herein, und hinter ihm her ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das folgendermaßen aussah: Ein schneeweißes Mullkleid mit einer Million Falten im Rock, der kaum über die Knie reichte; schwarzseidene Wadenstrümpfe und weit ausgeschnittene Lackschuhe mit goldenen Schnallen; dichtes schwarzes Haar, offen, fliegend, bis hinab; blendend weißes Gesicht mit schwarzen Augen. Alles schaut betreten auf, wie bei einer Kriegserklärung, und setzt sich in eine Art Verteidigungszustand. Aber der Kleinen . . . einer schon hübsch großen Kleinen . . . scheint das gerade recht zu sein. Als sie das Aufsehen merkt, forciert sie ihr Ballspiel. Erst wirft sie den Ball nur an die Erde, bald aber an die Wand, über die Köpfe der Herren weg, und fängt ihn gewandt wieder auf. Einmal geht's aber schief und der Ball fällt einem Herrn ins Genick. Der lacht, wirft ihr ihn zu, sie wieder zurück, ein regelrechtes Ballspiel geht an. Ihr lautes Gelächter erfüllt die ernsthafte Hall und bald fliegt ihr Geschloß gerade den unvorbereitetsten Herren an die Fassade. Einer derselben will sie bestrafen und klemmt den Ball hinter sich in die Rückenlehne, da packt sie ihn mit ihren schneeweißen, fehnigen Armen, klettert an ihm hinauf und sucht hinter ihm den Ball. Das Gelächter wird allgemein, ihre Kletterpartien mehren sich; auch meinen Gipfel hat sie erklimmen. Schließlich hat sie aber doch genug und springt ohne Adieu

hinaus. „Wer ist sie?“ frage ich meinen Nachbar. — „Weiß nicht,“ sagt er, „jedenfalls recht lebhaft, ein echtes Chicago-Mädel. Full of go (voll Schneid)“. Daraus werden dann die berühmten Damen von Chicago, deren Männer ein so aufgemischtes Leben haben . . . Sie kam dann mit auf den Pike's Peak und that alles, um eine Entgleisung zu bewirken. Man nannte sie nur Puck.

Man fährt zuerst nach Manitou, wo die Bahnschiene anfängt. Manitou war einst der große Gott der Rothäute, jetzt ist es ein Kurort für Bleichgesichter, wenn sie schon sehr bleich sind und Eisen trinken müssen. Sehr indianisch sieht es nicht aus, eher steirisch; ungefähr wie beim Bodenbauer am Fuße des Hochschwab. Verstreute weiße Häuschen mit hölzernen Veranden. Ein Zug mit drei Waggons nahm uns bald auf. Puck war anfangs entzückt von den zahllosen Opossums, die in ihren grauen Pelzlein unablässig vor dem Zug herhüpften. Wenn sie eine Strecke voraus waren, stellten sie sich zwischen den Schienen auf und machten Männchen, bis der Zug ganz nahe war, dann huschten sie blitzschnell davon. Nach einer halben Stunde behauptete Puck, sie könnte das weit besser machen, aber Mama würde es doch nicht erlauben. Dann und wann hielt der Zug und alles stieg aus, Alpenblumen zu sammeln. Mit ungeheuren Buschen kehrten wir dann in die Waggons zurück, der Schaffner sagte die botanischen Namen auf, als wären es lauter Stationen. Dabei wurde es immer kälter. Eine eigene Sorte von Gänsehaut giebt es auf diesem Berg; europäische Gänse bringen es gar

nicht zu solcher Rauheit. Es war komisch zu sehen, wie die Leute zusammenkrochen; Pud saß zuletzt als ein Klumpen da, über den ihr schwarzes Haar wie ein Pelzmantel niederging, auch über das Gesicht, so daß nur die weiße Nasenspitze zwischen den Strähnen sichtbar blieb. Wie auf Kommando stellten sich alle Rocktragen unisono auf und alles Anziehbare wurde angezogen. Ich hatte über meinem Homespun-Anzug einen Ueberzieher, einen Gummimantel und einen dicken Plaid, in den ich sogar die Hände einwickelte. Die Füße waren mir bald ganz starr. Dazu wurde das Sprechen immer beschwerlicher, in der immer dünneren Luft. Je kälter es wurde, desto mehr ging einem die Luft aus, die ganze Nachbarschaft schnappte nach Sauerstoff. Auch ich konnte nicht anders. In Europa hatte ich auf solchen Höhen, wie die hiesige Schneegrenze, niemals Atembeschwerden gefühlt, aber dort war ich gegangen, einen Tag lang gewandert; hier fuhr ich, der Unterschied kam im Zeitraum einer Stunde. Schon in Manitou hatten wir eine Dame zurücklassen müssen, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Sie war schwind-süchtig und die Aerzte hatten ihr geraten, einen Aufenthalt in Halfway-House (Halbwegshaus) zu nehmen, einem großen Blockhause unterwegs zum Gipfel. Sie wäre dort tot angekommen.

Auch die Dame neben mir wurde nachgerade still. Ich hatte ihr eine meiner Decken überlassen, denn sie verwandelte sich sichtlich in Mayonnaise. Sie war aus Hub. Sie wissen, „Hub“ ist der Spitzname für Boston, weil diese

Stadt als „the hub of the universe“ (der Mittelpunkt des Weltalls) gilt. In Boston ist die Gelehrsamkeit aufgespeichert, wie anderswo das Petroleum oder die Baumwolle. Eine Bostonerin ist der geborene Professor und jede Dame dort wird als Fachmann in irgend etwas erzogen. Meine Bostonerin trug ein sogenanntes esthetic dress (ästhetisches Kostüm) aus brauner Plüsch in präraphaelitischen Falten, die naiv, d. h. senkrecht niedergingen, und mit Puffärmeln nach einem Modebild von Fra Angelico. Selbstverständlich trug sie auch den goldenen Kneifer, ohne Einfassung, mit der Schnur hinter dem Ohr. Sie war eine besondere Verehrerin des Dichters Robert Browning und plauderte mit Vorliebe über sein Poem „Sordello“, das unverständlichste Gedicht der Welt.

Als die Mytherien Sordellos vor Kälte zu stocken begannen, — denn sie sind an das mildere Klima Bostons gewöhnt — da trat eine andere Dame in den Vordergrund. Sie war in mittleren Jahren und sah ebenso gutbürgerlich als wasserdicht aus. Es fiel mir auf, daß sie die einzige war, die nicht mit den Zähnen klapperte. Ich machte ihr ein Kompliment darüber, worauf sie ruhig sagte: „Kälte? Kälte und Hitze sind Produkte der Furcht, und ich fürchte mich ja nicht.“ — „Das ist mir neu,“ gestand ich. — „Es steht auf Seite 373 dieses Buches gedruckt,“ sagte sie. Sie hatte ein schwarzes Buch in Seehundslederband auf dem Schoße liegen; ich hatte es für eine Taschenbibel gehalten. Die Deckel waren biegsam und an den Rändern ringsum ein Centimeter weit ein-

wärts geschlagen, so daß sie den Goldschnitt schützten. Mir fiel die Dünnhheit des Buches auf, und ich sagte halb scherzhaft: „Seite 373? Aber der Band ist ja höchstens 350 Seiten stark.“ Statt aller Antwort reichte sie mir das Buch und ich überzeugte mich, daß es nicht weniger als 652 Seiten enthielt. Es war in der That ein Meisterwerk amerikanischer Buchherstellung. Auf dünnstem Papier gedruckt, das dennoch den Druck nicht durchscheinen ließ. Das Vorsatzpapier des Deckels gleichfalls feines, schwarzes Leder, mit einer Zeile Golddruck am unteren Rand. Eine fromme Inschrift, dachte ich, aber es waren nur die buchbinderhaften Worte: „Levant silk sewed“ (mit levantinischer Seide genäht). In der That ein Musterbuch, von dem ich augenblicklich entzückt war. Ich hatte nie davon gehört. Der Titel ist: „Science and health“ (Wissenschaft und Gesundheit), von Mary Baker G. Eddy, Präsidentin des Massachusetts Metaphysical College. Selbstverständlich in Boston erschienen, bei W. G. Nixon, 1892. Es war die siebenzigste Auflage. Aber noch keineswegs die letzte. Als ich darin blätterte, stieß ich bei Seite 286 auf ein eingelegtes Blättchen, auf das mit Bleistift die Verbesserung einer Stelle geschrieben war, die erst in der 74. Auflage vorkommt. Die Besitzerin hatte sich diese Aenderung sorgfältig abgeschrieben. Ich erfuhr erst später in San Francisco, was für ein merkwürdiges Buch dies war. Mrs. Eddy ist die Begründerin der „christlichen Wissenschaft“, deren Zweck es ist, Krankheiten geistig zu heilen. In Amerika ist sie so allbekannt, wie in Europa Professor

Behring mit seinem Heilserum. In San Francisco, wo sogar eine Straße nach ihr benannt ist, laufen die Christian scientists zu Hunderten herum. Man versicherte mir dort, daß Mormonentum sei gar nichts gegen diese Sekte. Mrs. Eddy wird in Amerika als eine Heilige betrachtet, und sie umgiebt sich auch mit dem Nimbus einer solchen. Ich machte später gelegentlich Versuche, sie kennen zu lernen, aber selbst meine Intimität mit den leitenden mystischen Kreisen der Welt half mir nichts, denn sie verkehrt bloß mit ihrem engsten Kreis. Das einzige, was ich erwirken konnte, war, daß man eine Soirée gab, zu der eine ihrer Schülerinnen geladen wurde; mit dieser hatte ich ein zweistündiges Gespräch über „sie“. Sie nannte sie nämlich überhaupt nicht anders als „She“ (sie), wie die Zauberkönigin in Rider Haggards bekanntem Roman.

Als ich mit der Inhaberin des schwarzen Buches zu plaudern begann, war eben mein früherer Gesprächsgenosse aus hochgradiger Atemnot verstummt. Er lag nun weit zurückgelehnt und schnappte nach Luft, wie ein Fisch im Trockenen nach Wasser. Das letzte, was er mir zähneklappernd zugestöhnt hatte, war: „Hätt' ich nur jetzt zehn meiner Biegenfelle da!“ Er war nämlich aus Philadelphia und dort bei Robert Förderer angestellt, dem „Napoleon unter den Gerbern“, der täglich 35 000 Biegenfelle gerbt, mehr als ganz Europa in einem Tage. Gerade hatte er mir erzählt, wie er für Robert Förderer ein simples Schlußbriefgeschäft auf zwei Millionen gemacht hatte, mit Rautenberg Forbes and Co. in London, den Vertretern

von Schrötter, Schmidt and Co. in Kalkutta, alles indische Ziegenfelle, . . . da war ihm die Stimmrinne zugefroren. Die Scientistendame betrachtete ihn mitleidig und sagte: „Auch Erkältungen und Fieber sind oft nur die Form, in der die Furcht sich ausspricht; ändere den geistigen Zustand, und Erkältungen und Fieber schwinden. Sie finden das auf Seite 375.“ Ich bemerkte bald, daß sie das ganze Buch auswendig wußte, und auch die Seite angeben konnte, auf der jeder Satz stand. Ich machte natürlich Einwendungen: „Aber man kann ja durch die Unbilden des Wetters sich erkälten, einen Rheumatismus oder eine Lungenentzündung bekommen.“ — „Wenn Sie ein Christian scientist sind,“ entgegnete sie, „werden solche Symptome nicht folgen, auch wenn Sie sich der Zugluft aussetzen. Nur wenn Sie an die Gesetze des Stoffes glauben, und an die bösen Folgen ihrer Uebertretung, sind Sie unfähig Ihre eigene Sache zu führen, oder die bösen Wirkungen jenes Glaubens zu zerstören. Es steht so wörtlich auf Seite 383. Wenn die Furcht sich legt und die Ueberzeugung sich festsetzt, daß Sie kein Gesetz übertreten haben, so wird, wenn Sie sich auch dem Wetter ausgesetzt haben, kein Rheumatismus, keine Auszehrung und keine andere Krankheit folgen.“ — „Aber das Klima an sich kann doch schädlich sein,“ warf ich ein. — „Klima?“ sagte sie, schlugen Sie Seite 385 auf. Nicht das Klima wirkt diese Krankheiten, sondern der Glaube an solche Schädlichkeit des Klimas.“ Dabei zog sie ihren Pelzkragen dichter zusammen, denn es wurde immer kälter, obgleich sie alles

Klima zu leugnen schien. „Ueberhaupt ist der Mensch nie krank, denn der Geist ist ja nicht krank, und der Stoff kann es nicht sein. Zu begreifen, daß Krankheit eine Täuschung ist . . . “ Sie stockte einen Augenblick, raffte sich aber wieder auf: „daß Wahrheit sie zerstören kann . . . Brr! . . . ist das allgemeine . . . Brr! Brr! . . . und vollkommene Heilmittel.“ Sie zog den Pelzkragen bis an die Schläfe hinauf und sagte kein Wort mehr. Die Lehren der Mrs. Eddy scheinen also doch auch ihre Schneegrenze zu haben, über die hinaus sie erstarren. Der Fisch im Eise von Antler's Hotel fiel mir ein.

Wir waren nun wirklich schon sehr hoch. Ringsum eine Einöde von roten Granitplatten, mit dickem Schnee gemischt. Die Bickzack's einer Fahrstraße stiegen jenseits hinan; sie sah aus, als habe man sie in das rostrote, messerscharfe Gestrümmer einfach mit schweren Kolben hineingestampft. Im ziehenden Nebel tauchte eine berittene Partie auf, darunter zwei Damen in Reitkleidern. Sie erschienen übermenschlich groß und trabten Walküren gleich durch die Wolken, blaue Himmelschleier wallten um sie her. Plötzlich wendet sich unser Zug schnurgerade nach oben. Rechts und links weite Schneefelder; noch eine Kurve, dann fahren wir flach auf die Kuppe hin. Oben steht ein weiß getünchtes Haus mit flachem Dach. Wir stürzen aus unserer rollenden Eisgrube heraus und stapfen mit gefühllosen Füßen auf das „Hospiz“ zu. Alles heißt schon Hospiz. Im Nu ist es erstürmt. Drin ist zum Ersticken geheizt, so daß ein allgemeines Abwerfen von

Aleidern stattfindet. Hausenweise liegen sie auf dem Boden umher; Puß kugelt sich darin. Hinter der Bar stehen vier Neger mit weißen Schürzen; Polarneger oder so was. Heißer Grog und Punsch steht bereit, selbst die Damen stürzen Glas um Glas hinunter, ohne auch nur zu blasen. Bloß die Dame mit dem schwarzen Buche trinkt warme Limonade; Alkohol, Tabak und Schweinefleisch giebt es für die Christian scientists nicht. Berge von Sandwiches und harten Eiern folgen. Puß spielt mit harten Eiern Ball und bedauert nur, daß es keine weichen sind . . . Ich ging dann hinaus und kletterte trotz aller Kürze des Atems im Nebel herum. Die Haut brannte mir, und der scharfe Granit zerschnitt mir die Stiefel. Eine Viertelstunde lang war das Gebirge jenseits zu sehen; die ganzen Rockies, und das großartige Sangre de Cristo- (Blut Christi-) Gebirge. Ich gewöhnte mich nach und nach, wie an den Aufenthalt in einer Luftpumpe. Puß warf mich mit Schneebällen, wobei sie leider nicht genug aufpaßte, daß nicht auch kleine Granitbrocken im Schnee seien. Sie behauptete, es wären Edelsteine, denn die werden dort massenhaft gefunden; Katzenaugen, Achate, besonders aber Opale. Wir versehen uns alle mit Opalnadeln für unser ganzes Leben. Dagegen muß festgestellt werden, daß alle die riesigen Sträuße von Alpenblumen, die wir hinaufgeschleppt hatten, oben liegen blieben.

Nach zwei Stunden ging der Zug wieder hinab. Alle atmeten schon ziemlich geläufig und der Philadelphia-Mann wollte eben wieder mit dem Gerben seiner Biegen-

felle beginnen. Meine Scientistin machte mir abgerissene Mitteilungen über religiöse Heilung von Krankheiten. Ich fragte sie, ob es auch schon geistige Chirurgie gebe. „Seite 400“, entgegnete sie kurz, denn das Sprechen strengte sie noch an. Ich schlug das Buch auf und las: „Bis im Verlaufe der Zeit die Wirksamkeit und Oberherrlichkeit des Geistes eintritt, ist es besser, die Einrichtung von Beinbrüchen und Verrenkungen den Fingern eines Chirurgen zu überlassen, während ihr euch hauptsächlich dem geistigen Wiederaufbau und der Verhütung von Entzündungen und langwieriger Stubenhast widmet. Christliche Wissenschaft ist immer der geschickteste Wundarzt, doch ist die Chirurgie der Zweig ihrer Heilkunst, der am spätesten geoffenbart werden wird. Uebrigens ist es billig zu bemerken, daß die Verfasserin bereits wohlbezeugte Anerkennungen besitzt, daß sie und ihre Schüler verrenkte Gelenke und Rückgrate durch geistige Chirurgie geheilt haben.“ Sie schenkte mir beim Abschied zwei Nummern einer in Chicago erscheinenden Zeitschrift: „Leaves of Healing“ (Blätter des Heilens), dessen Herausgeber Rev. John Alexander Dowie in Chicago ein Riesengebäude unter dem Namen „Zion“ errichtet hat. Es ist fünfzehn Fenster breit und sieben Stock hoch und auf dem Dache weht eine ungeheure weiße Fahne mit der Inschrift „Zion“. Es ist „ein Home für Christlichkeit, Temperenz und göttliche Heilung, mit allem Komfort eines Hotels erster Klasse“. In dem Blatte ging unter anderem gerade eine Subskription vor sich, um dem Rev. Dowie eigene Equipage zu verschaffen, da die Sicherheit eines so

heiligen Mannes nicht der Ungeschicklichkeit des ersten besten Mietkutschers anvertraut werden dürfe, von feindlichen Ueberfällen ganz zu geschweigen.

Ich verließ dann den Zug, um über den „Garten der Götter“ zu Antlers zurückzureiten. Zuerst ging's über eine Prärie, 7000 Fuß über Meer, zwischen unabsehbaren Mengen von kaum fußhohen stacheligen Kaktusarten. Es war ein Ciertanz, den die Pferde aufführten. Dann kamen wir durch einen wundervollen Naturpark, der einem Direktor der Union Pacific gehört. Vor der Hundehütte des Försterhauses lag als Kettenhund ein amerikanischer Waschbär und heulte ganz erbärmlich. Ein reizendes, ganz possieliches Vieh. Dann kam der „Garden of the gods“, ein ungeheures Stück Natur voll kurioser Steinbildungen. Aus Sandboden und stachelichten Opuntien ragen ungezählte rostrote, purpurrote, glüheisenfarbige Felsnadeln der seltsamsten Gestaltungen auf. Eine Gruppe heißt „die Kathedralentürme“, und nicht mit Unrecht. Dann ist da der „wippende Felsen“, der aussieht, wie ein haushoher Champagnerpfropfen und nur auf einer Kante schief balancierend dasteht. Ich erinnerte mich an den rocking stone in Cornwall, den in den dreißiger Jahren ein übermütiger Lieutenant von der Stelle rückte, worauf das Gericht ihn verurteilte, den berühmten Felsblock genau so wieder aufzustellen, wie der liebe Gott es angeordnet. Der Lieutenant verlor in diesem gemeinnützigen Unternehmen sein ganzes Vermögen. Diese Felsgebilde galten zum Teil als unersteiglich, sind aber seither durch meinen Freund Gröger

fast sämtlich erstiegen. Gröger bestieg übrigens auch den Pike's Peak zu Fuße, mitten im Winter, ganz allein. Um nicht zu erfrieren, umwickelte er sich den ganzen Körper, auch den Kopf, mehrfach mit seidnen Tüchern. Er fand bis zu 33 Grad Réaumur Kälte, aber es war ganz windstill und oben die klarste Fernsicht. Seine amerikanischen Reisen sind überhaupt etwas interessanter als die meinigen. Als Ingenieur bereiste er die Hinterländer kreuz und quer auf den Lokomotiven, die Prärien aber auf dem Zweirad. Das sind jene sonderbaren Prärien mit glattem, festem Sandboden, der mit ungeheuren Opuntien bewachsen ist. Diese Stachelkloster unter den Pflanzen stehen weit-schichtig genug verteilt, daß der Radler sich in fortwährenden Windungen zwischen ihnen durchschlängeln kann. Diese krumme Radlerei ist jetzt ein sehr beliebter Sport, bei uns leider nur auf ganz kleine Entfernungen, nämlich in Blumentöpfen ausführbar.



Ein Detective in San Francisco.

Er hieß Mr. Brown, — nahm Freund Fritz seine Erzählungen wieder auf. Sie sehen, daß ich nicht übertreibe; ich hätte ihn ja auch Mr. White oder Mr. Black nennen können. Jedenfalls war er ein merkwürdiger Fellow. Ich lernte ihn im Palace Hotel kennen, eine Stunde nachdem ich in San Francisco angekommen war. Ich stand im Prachthofe dieses Hotelpalastes und sah mich eben gründlich um. Kein übler Hof; acht Stock hoch, in jedem Stock eine offene Galerie ringsum, so breit wie das Trottoir der Ringstraße; die Geländer niedrig, aber bis über Mannshöhe durch breite Spiegelglastafeln fortgesetzt. Das sind halt Galerien zum Hinabschauen. Alles mit Palmen und anderen exotischen Gewächsen verbrämt. Das Hotel-Orchester in der großen Endnische des Hofes spielte unter Lorbeerbäumen die französische Mazurka „La Czarina“, die damals ihre Weltrunde machte. Ich war ganz subtropisch gestimmt. Da trat ein Mann zu mir, der mich etwas ernüchterte. Er war kurz und dick,

hatte ein aufgedunsenes, schlechtfarbiertes Gesicht und graues Haar. Er trug ein schwarzes Luster-Sacco, ehemaliger Wert zwei Dollars, und einen runden schwarzen Melonenhut; das Sacco stand rückwärts ab, als trüge er eine Tournüre, aber er hatte darunter bloß einen dicken Revolver in der Rückentasche des Beinkleides. Das bunte Foulard, das er, wie jeder Yankee, innerhalb des Hemdtragens um den Hals gewunden trug, war schon lange nicht gewaschen. Er hinkte stark, und zwar an einem dicken Krückstock. Er grüßte mich: „How do you do?“ und fügte hinzu: „Ich bin Mr. Brown, Detective in diesem Hotel.“ In mir stieg eine lebhaftere Vorstellung der Angst auf, die dieser Detective der ehrenwerten Verbrechergilde von San Francisco einflößen müsse. Er sprach aber ruhig weiter: „Sie bezahlen mir zehn Dollars, dafür will ich Sie abends führen, Chinesenviertel u. s. w.“ Ich antwortete ebenso ruhig: „Ich bezahle Ihnen keine zehn Dollars und Sie werden mich abends nicht führen, Chinesenviertel u. s. w.“ — „Sie bezahlen mir 2¹/₂ Dollars, dafür nehmen wir noch drei Herren mit,“ fuhr er im nämlichen Tone fort. — „Ich zahle Ihnen 3¹/₃ Dollars,“ entgegnete ich, „dafür nehmen wir bloß zwei Herren mit, damit wir alle im Hack (Fiaker) Platz haben und Sie nicht auf dem Bock zu sitzen brauchen!“ — „You are my boss“ (Sie sind mein Prinzipal), entgegnete er. „Boss“ bedeutet eigentlich etwas wie einen prozigen Hausherrn; die Neger im Westen geben jedem Weißen diesen Ehrentitel. „Sie gehen jetzt mit mir ins maple-room, um einen drink zu haben,“

fuhr er fort. Maple-room bedeutet eigentlich das Ahornzimmer, nämlich eine mit lichtem Naturholz getäfelte Trinkstube. Nicht nur jedes Hotel, auch jedes systematisch geführte Privathaus in Amerika hat sein maple-room. In Murets großem Wörterbuch steht es trotzdem nicht. Wir gingen also ins maple-room und „hatten“ Whisky mit Soda. Ich mischte diese beiden Stoffe, aber Mr. Brown goß mein Gemisch kurzer Hand in den Kamin. „Man trinkt abwechselnd immer einen Schluck reinen Whisky und einen Schluck reines Sodawasser,“ sagte er, „sonst verdirbt man ja beide Gaben Gottes.“ Er bot mir eine Cabanas, eine sechs Centimeter lange mexikanische Cigarette, wie sie in Kalifornien vorherrschen. Auch ein sonderbares Ding, sieht aus wie eine lange Fruchtschote von irgend einem hochbotanischen Strauch. Die Hülse ist dickes schwedisches Fließpapier und an beiden Enden geschlossen, der Inhalt ist kurzgeschnittener, schwärzlicher Tabak. Ich machte allerlei Versuche sie anzubrennen, er sah mir ernsthaft zu. „Im Westen macht man das so,“ sagte er endlich und nahm mir das Zeug aus der Hand. Er wickelte das Papier auf und riß ein Stück ab, das rollte er um einen Teil des Tabaks und nahm diese kleine Cigarette flachgedrückt, aber nicht befeuchtet, zwischen vier Finger. Das ist der sogenannte mexikanische Griff; die zwei äußeren Finger über, die zwei mittleren unter der Cigarette, so daß sie sich schlangenförmig krümmt. Drei Züge daraus, und sie klebt von selbst, durch den Dunst. Ganz Mexiko raucht so, also auch ganz Kalifornien.

„Und nun etwas guten Rat,“ sagte er, indem wir durch den Hof gingen. „Wollen Sie mit Sicherheit hundert Dollars ersparen, so gehen Sie in San Francisco an allen Papierhandlungen vorüber. Und zum Cliff House nehmen Sie sich Ihren dicksten Ulster mit. Die Leute glauben immer: Südsee, Südsee, das ist etwas Brühwarmes. Am Ramin werden Sie sitzen und Ihre Zähne werden gegen einander schlottern in Ihrem Munde. Und wenn Sie bis Sutro Heights Park fahren, sagen Sie dem Alten mit dem weißen Backenbart, der wie ein Narr vor dem Thor auf und ab läuft, Joe Brown lasse ihn grüßen und er soll Ihnen die slices zeigen. Und was das Getränk anbelangt, bleiben Sie beim Whisky, Sir. Auch wenn man Ihnen Binnfandl vorseht. Und da Ihr Zwicker gebrochen zu sein scheint — sonst hätten Sie ihn ja auf — kaufen Sie sich einen — 113, Market Street. Einen ohne Fassung; fünf Dollars. Das ist teuer, aber Sie wissen, teuer ist billig. Und da ich über dem Knopfloch Ihres Rockes eine leichte Vertiefung im Tuche sehe, pflegen Sie offenbar eine Blume zu tragen, und zwar eine Nelke, denn die Vertiefung ist tief. Da, Sir.“ Er brach eine Blüte von einer Orchidee, sie sah aus wie ein großer Nußknacker aus emailliertem Silber, und steckte sie mir ins Knopfloch. „Und . . . heda, Sammy!“ Er rief es einem hoch-elegantem Schuhpußer auf der Thorschwelle zu. „Heda, Sammy! Etwas Whitmore hieher! Dandy polish, natürlich! . . . Die neunundneunzig Schurken auf dem Fährboot von Dakland herüber haben Ihre Schuhe natürlich mit

Ruffet bearbeitet, weil die Schachtel um ein Cent billiger ist.“ Meine gelben Schuhe wurden sofort gewhitmoret, d. h. gelb gewischt, mit feinsten Dandywischse. „Ungewhitmoret könnten Sie nicht gut durch Market Street gehen,“ versicherte mir Mr. Brown, der Für- und Vorsorgliche. „Und nun suche ich für den Abend zwei Herren aus. Wenn möglich einen Norddeutschen dabei, denn die haben Knochen. Sie gehen jetzt natürlich da hinauf.“

Er wies mir den Block gegenüber Palace Hotel, mit einem himmelhohen Reklame-Uhrturm über dem Dache. Den Block des „Chronicle“, der größten Zeitung von San Francisco. Auf den „Chronicle“-Turm war damals der erste Weg jedes Fremden. Da giebt es Aussicht, Uebersicht, Rundsicht. Und man schreibt sich in ein großes Stammbuch ein, und wenn man zufällig jemand ist, wird man augenblicklich interviewt. Das ist alles sehr bequem für den Fremden. Ich ging natürlich gleich hinüber und beeilte mich dann, der Reihe nach alles zu thun, was Mr. Brown mir widerraten. Vor allem ging ich in eine stationery (Papierhandlung) in Market Street. Ein ganzer Block. Als ich herauskam, war ich hinterher maßlos erstaunt, daß ich genau hundert Dollars dortgelassen hatte. Die Leute haben eine urwüchsige Kniffigkeit, ihre Artikel dem Beschauer so appetitlich zu machen, daß er wider Willen zum Käufer wird. Sie nennen dies das „Kauf-fieber“, und es überfällt einen, wie ein Heißhunger; man muß einpacken, ob man will oder nicht. Und die hundert Dollar sind sozusagen obligat; die wissen sie im Hand-

umdrehen herauszubringen. Unter meinen Erwerbungen befanden sich auch zwei äußerst kalifornische Albums. Eines enthielt lauter gepresste Seemose und Algen, ganz entzückend in Form und Farbe. Indigo, Purpur, Smaragd und Gold alles. Symbolistische Algen, modernistische Seemose. Das andere Album enthielt farbige Photographien aller Gemüse-Berühmtheiten des Tages. Sie wissen, Kalifornien ist das große Gemüse-Paradies. Da giebt es also Albums mit Photographien schöner Bühnengrößen, aber auch solche mit Bildnissen gefeierter Wassermelonen und Zwiebeln. Was würden Sie zur Wassermelone von Capistrano sagen, die 150 Pfund wiegt, bei 5' 6" Länge und 4' 9" Umfang? Ein Nabob von Frisco, d. h. San Francisco, kaufte sie, ließ sie entzweifügen und nahm in jeder Hälfte ein Bad . . . Nebenbei, Sie wissen, daß „Nabob“ auf amerikanisch „Nebo“ ausgesprochen wird? . . . Aber solche Melonen in Badewannenformat sind nicht jedermanns Sache. Ich ziehe eine ganz reizende Zwiebel aus Los Angeles vor, die 7 Pfund wiegt und 36 Zoll Umfang hat. Die Zwiebel ist nicht „des Juden Speise“.

Natürlich fuhr ich auch ohne Ueberzieher ins Cliff House, um die allverehrten Seelöwen brüllen zu hören. Das silbergraue Fell einer dieser Notabilitäten haben Sie ja bei mir gesehen. Wir saßen da oben richtig am Kamin und unsere Gebeine klapperten im frostigen Südseewind. Darum trabte auch der Alte mit dem weißen Backenbart so vor den Pforten von Sutro Heights Park auf und ab; er wollte sich erwärmen. Joe Browns Name genügte

dazu nicht, es waren schon drei Gläser Rye-Whisky erforderlich, um ihn aufzutauen. Dann zeigte er mir die slices. Sie wissen, slice ist einfach eine Schnitte; z. B. eine Schinkenschnitte. Hier aber sind es — ländlich, sittlich — Querschnitte von Riesenbäumen, auf die Kante gestellt. Als Parkschmuck waren sie mir lieber als die dick mit Oelfarbe gestrichenen Kopien des Borghesischen Fichters und anderer antiker Statuen. Ich hatte ja die big trees (großen Bäume) im Mariposa-Gain gesehen. Der alte Hin- und Hertraber erzählte mir dabei von einer Wette, die Mr. Astor, einer von der gewissen Achtnullen-Familie, in London mit Lord Soundso eingegangen sei. Nämlich 250 Personen an einem Tische zu bewirten, der aus einer einzigen Platte bestehen werde. Er kaufte dazu eine Sequoja gigantea — kennen Sie ja — in Mariposa Grove, ließ eine slice herauschneiden, die 36 Fuß im Durchmesser hielt, und benutzte diese in London als Tischplatte. Er gewann die Wette. Die amerikanischen Zeitungen aber waren wütend über Mr. Astor, weil er so „schäbig“ gewesen, eine so kleine Sequoja zu kaufen und die Reputation der Vereinigten Staaten in England nicht besser zu verteidigen . . . Nur in einem Punkte hielt ich mich genau an Mr. Brown. Nämlich was den Binnfandl betraf. Nämlich der Binnfandl ist ein kalifornischer Wein, der mich nachgerade durch die ganze Union verfolgt hat. Warum er Binnfandl heißt, weiß ich nicht. Vielleicht steckt irgend ein österreichischer Weinproduzent dahinter. Aber ich rate Ihnen, wie Mr. Brown mir geraten, trinken

Sie lieber jeden Whisky, als irgend einen kalifornischen Wein. Für mitteleuropäische Gurgeln ist das nichts. Ich trank in der ganzen Union nichts als Bözslauer Goldeck, zu 1 Dollar die Flasche; der kalifornische kostet ebensoviel . . . Sie machen ein Gesicht, als könnte mein angeblicher Goldeck auch ein Kalifornier gewesen sein? Nein, der Unterschied ist zu groß. Aus dem kalifornischen Wein, und wäre er aus Napa County gewesen, schmeckte ich immer etwas seltsam Denaturiertes heraus. Vergebens erzählte man mir dabei vom Senator Stanford, der in Vina, Tehama County, den größten Weingarten der Welt besitze . . ., sechs Quadratmeilen groß, mit 3 120 000 Weinstöcken; sobald der Name Binnсандl erklang, riß ich aus. Im Seebade Newport, an der Ostküste, erzählte ich später meinen Freunden schauernd vom Binnсандl; da erbleichten sie und bekannten mir kleinlaut, sie hätten leider auch nur Binnсандl im Hause.

Nun denn, abends begab ich mich pünktlich unter Mr. Browns Fittiche. Er hatte richtig einen solid gebauten Norddeutschen angeworben, und wir kamen überein, diesen Gefährten Mr. Cottbus zu nennen. Der Vierte war ein ruhiger Engländer ohne Spitznamen. Unser Ziel war die Chinesenstadt mit ihren exotischen Anhängseln. Mit einem „Hack“ aber fuhren wir nicht, sondern mit dem elektrischen Cable-Car, der einen im Hui den chinesischen Hügel hinanbugsiert. Allerdings wurden wir aufgehalten. Die Straße, die doch breit genug ist für vier Tramwaygeleise neben einander, war verlegt. Ein Haus brannte

und 26 Dampfsprizen waren aufgefahren. Dazu eine Anzahl Wagen mit „chemicals“, d. h. ungeheuren Kohlen-säure-Syphons aus Stahlblech. Dazu eine Anzahl Wag-gons für das gerettete Gut, das, um nicht gestohlen zu werden, durch Leute der Versicherungs-Gesellschaften in deren Depots geschafft wird. Auch die Kohlen-säure-Syphons gehörten den Versicherungs-Gesellschaften, denn diese löschen am eifrigsten und sind noch früher am Platze, als die Feuer-wehr. Uebrigens eine sehr gemischte Gesellschaft, diese „Feuerbrigade“. Wenn es in Frisco brennt, stürmen die loafers . . . ungefähr das, was wir in Wien Strizzi oder Pülcher nennen . . . die Depots der Feuerwehr, setzen sich Blechhelme auf und gehen „löschen“, d. h. plündern. Mr. Brown zeigte sie uns an der Arbeit, wollte sich aber nicht einmengen. Er ließ uns aussteigen, denn an ein Durchkommen war nicht zu denken; auf den vier Geleisen standen schon etwa 150 Waggons und konnten nicht weiter. Dabei wenig Geräusch, keine Hornsignale, nichts. Den andern Morgen hörten wir, es seien fünf Feuerleute fünf Stock tief hinabgestürzt, bis ins basement. Tot natür-lich. Alles für den „Chronicle“.

Für Mr. Brown begann nun eine ungemütliche Episode. Ohnehin wiederholte er fortwährend den Satz: „Ich bin kurz von Atem,“ und nun sollte er mit uns den Chinesen-hügel ersteigen. Wir nahmen ihn unter die Arme und trugen ihn mehr, als daß er ging. Später auf dieser unebenen Abendwanderung war für ihn der Grundsatz maßgebend: „Höher als zwei Stufen steig' ich nicht.“

Sobald wir uns höher begaben, überließ er uns unserem Schicksal und erwartete uns „beim nächsten Whisky“. An Bars jeder Art fehlte es ja da nicht. So gingen wir durch Gassen und Straßen, von Washington Street bis zum „Lumpengäßchen“. Dicke weiße Papiersohlen traten uns dabei auf die Behen und Mr. Cottbus diente uns als Schneepflug durch das Gewühl von blauem Kattun, das die Gassen von Chinatown erfüllte. Ich beschreibe Ihnen natürlich nichts. Sehen Sie dafür diesen Haufen Photographien durch. Dieses hier ist das Fuß-House (Tempel) von Lung Gong. Sie sehen diese fünf goldstrogenden Riesengötzen im Allerheiligsten. Ich fragte um ihre Namen. Da hieß es bei dem einen: „Das ist der berühmte General Soundso, dem nach seinem Tode göttliche Ehre zuerkannt wurde.“ Und noch ein anderer göttlicher General war da. Sie sind beide lange vor dem japanischen Krieg gestorben. Ich verlangte auch einen vergötterten Bankdirektor zu sehen, aber es war keiner vorrätig. Mir waren nämlich die Chinesen eingefallen, die ich zum erstenmal am Schalter der First National Bank in Chicago sich drängen sah, wie an einem Eisenbahnschalter allerletzter Klasse, aber jeden mit einem schmutzigen Sacktuch in der Hand, in das ein paar Pfund Goldmünzen eingebunden waren.

Ja, auf Münzen flogen sie. Sie werden gleich sehen. Hier die Photographie einer chinesischen „Greislererei.“ Was da an der Thür herunterhängt, sind lauter geräucherte Hundeschinken, schnurweise aufgereiht. Oder gedörrte, ich weiß nicht recht. Ein allgegenwärtiger Gassen-

hauer von San Francisco, wo der poor Chinese gehänselt wird, beginnt so: „I like a bow-vow, Very good a-chow-chow.“ (Ich mag einen Bau=Bau, er ist sehr gut zum Kau=Kau.) Da hängen sie also, die kleinen Bauwau=Schinken. Und in den Körben und Kisten sind lauter Gemüse, für die wir gar keinen Namen haben, und Früchte, die sie sich von drüben schicken lassen. Von ganz drüben das alles. Und als wir durch diesen Laden gingen, kamen wir in einen dunklen Gang, und dann in einen dunklen Hof, und dann in einen dunklen Saal, den ich erst für eine Bibliothek hielt. Lauter Fächer, die ganzen Wände hinauf, und in den Fächern lagen Chinesen und rauchten Opium. Jeder einen roten Lichtpunkt neben seinem Kopfe, das Flämmchen eines Dellämpchens, das kaum die süßstinkende Opiumdunstluft durchdrang. Sie waren alle benebelt und erstarrt. Da zeigte sich Mr. Brown in seiner vollen Größe. Er griff in die Hosentasche und streute eine Handvoll Kupfermünzen im Halbkreis hoch in die Luft. Plötzlich hoben sich die meisten Köpfe. Das Klirren der coppers, wie sie an die Wände schlugen, drang selbst in diese dicken Träume ein. Ein Haschen ging an, dann ein Springen herab und ein Bücken am Boden hin. Noch ein Wurf und die Gesellschaft war in Aufruhr. Aber noch dauerte die Lethargie bei einigen fort. Da schleuderte Mr. Brown größere Kupfermünzen mit einer Schärfe, wie der selige Professor Hermann seine Spielkarten, in die Schlummerkojen der Säumigen. „Hop, Chinese, hop!“ rief er dazu. Auch sie mußten auf, und coppers haschen.

Es war nicht viel Menschenwürde dabei, aber . . . ein recht gelber Anblick . . . In einem Laden kaufte ich mir eine hübsche Opiumpfeife. Sie kostete vier Dollars und als ich drei bot, nahm sie der Kaufmann sofort weg und legte mir eine schlechtere um drei Dollars hin. Auf's Handeln ließ er sich nicht ein. Dann sah er mich durch seine dicke Goldbrille durchdringend an, flüsterte etwas mit einem Kollegen, unter Seitenblicken auf mich, und sagte dann: „Ich verkaufe Ihnen auch Opium.“ Und als ich das ablehnte: „Genieren Sie sich gar nicht, Sie sind nicht der erste Weiße, der bei mir Opium gekauft hat.“

So führte uns Mr. Brown in Tempel und Theater, Läden und Rasierstuben, elegante Restaurants und Garfküchen. Das alles kennen Sie ja. Da haben Sie übrigens Photographien. Aber dann kam das Kuriosste: das Damenachtel des Chinesenviertels. Ehe wir es betraten, ließ uns Mr. Brown antreten, wie eine Reihe Soldaten, und hielt in nachdrücklichem Ton eine Ansprache, die mit den Worten begann: „Gentlemen are not expected to . . ., you understand.“ (Es wird erwartet, daß Gentlemen nicht . . ., Sie verstehen.) In der That verwandelte er sich nun in einen strengen Tugendwächter, in unserem eigenen Interesse. Wir durften in die kleinen Buden der Chinesinnen nur durch die Fenster hineingucken. Mr. Cottbus machte einmal Miene durch die Thür einzudringen, allein Mr. Brown packte ihn einfach mit regelrechtem Polizistengriff am Rockkragen, zerrte ihn zurück und sagte: „Gentlemen are not expected“ u. s. w. Die

Insassinnen der Buden sind allerdings gar niedliche Puppen. Man hat den Eindruck einer Frauenmenagerie. Sie sind auch so naiv wie Tiere, sogar im Punkte der Kleidung. Das absolute Nichts ist ihnen dazu gerade genug. Und von Gelbheit keine Spur, ein seidenartig schimmerndes, ja glänzendes Weiß ist — um Shakespearé zu variieren — ihre sonnige Vivrée. Aber wie sie uns so süß anflöteten, in der That mit wahren Honigstimmchen zirpend und zwitschernd, da hatte Mr. Brown, wie Odysseus gegen die Sirenen, ein eigenes Wachs in Bereitschaft, um uns die Ohren zu verkleben. Er warf einfach immer wieder gewisse medizinische Ausdrücke hin, unter denen sogar „Lepra“ vorkam. Dazu machte er das Gesicht eines Primararztes bei der Vormittagsvisite auf seiner Abteilung. Er sprach meist nur ein Wort, höchstens zwei, aber es waren lauter Diagnosen. Die Therapie schien er dem lieben Gott zu überlassen. Dabei schien er in der Gegend sehr bekannt. Er grüßte diese und jene Eva mit einem mitwässerischen Aufzucken des Kopfes. Auch wechselte er Blicke, die etwas Polizeiliches hatten, vielleicht mit Kollegen. Er war hier augenscheinlich in seinem Element. Von Zeit zu Zeit erwähnte er immer wieder die Kürze seines Athems . . . „you know, I am short of breath“ . . . und trat an eine Bar, um seinen Atem durch ein Gläschen „zu verlängern“.

Unter solchen Verlängerungen kamen wir schließlich den Hügel hinab, ins japanische Viertel. Ehe wir es betraten, ließ Mr. Brown uns wieder antreten und hielt

folgende Rede: „Gentlemen are expected, hier nicht unnötig stehen zu bleiben, da man hier einen Messerstich bekommen kann.“ Dieses Bischen Japan ist glücklicherweise nur klein, wenig mehr als eine Gasse. Lauter Häuschen mit grünen Faloufien, die aufgespreizt sind, so daß man ins Innere lugen kann. Da sieht man denn ein reizendes japanisches Vorzimmer und darin zwei überaus grell geschminkte Schönheiten in seltsamen Stellungen und Kostümen. Wenn die Chinesinnen Honig sprechen, so sprechen diese Japanerinnen Saccharin. Man denkt an die Noshimaras der japanischen Städte, an diese „Blumenvorstädte“ mit den grünen Häusern, die einen eigenen klassischen Maler hatten. Utamaro hieß er, mit dem Beinamen: „der Maler der grünen Häuser“; Goncourt hat ein ganzes Buch über ihn geschrieben. Ich ermangelte nicht, Mr. Brown hievon in Kenntniß zu setzen, aber er brummte bloß: „Come along“ (gehen wir), er war hier augenscheinlich nervös. Von da kamen wir in eine spanische, dann in eine französische Gasse mit einer Menge kleiner Brasserien, wie in Ostende. In einer spanischen Horchateria setzte uns Mr. Brown hin und ließ uns Chokolade geben; er selbst trank Whisky mit der scherzhaften Begründung: „Ich muß ja auch für Sie nüchtern bleiben.“ In der That war er der Ansicht, Nüchternheit raube dem Menschen die Besonnenheit. Und in diesem Gewimmel von Gefindel aller Art, von Kulis, Matrosen, Negern müsse man „so viel Kopf als möglich“ haben. „O, da sind Leute,“ sagte er und wies auf die rechte Hand eines gehörigen Desperado.

„Sie sehen, er hat keinen Daumen . . . Er ist ein Baquero (Biehhirt); die haben die reata (Lasso) so um den Daumen gewickelt, und wenn der Stier oder das Pferd recht wild ist, reißt es ihnen mitunter den Daumen aus.“

Bergab wurde Mr. Browns Atem immer länger und sein dreibeiniges Gehen immer leichter. Er dirigierte uns wieder nach dem zivilisierten Frisco zurück, wo unter anderem auch der Whisky besser sei. Er hatte jetzt schon viermal nacheinander „Rye“ getrunken und schmachete jetzt entschieden nach „Bourbon“. Von irgendwelchem Fuseldusel war dabei keine Spur. Nur etwas mitteilbarer war er geworden, was sich darin äußerte, daß er von Zeit zu Zeit den schmerzhaften Refrain jenes Chinee-Liedchens vor sich hin ächzte: „Ah, ah, ah, ah, ah, ah!“ Plötzlich hatte er einen guten Einfall und rief: „Wollen Sie mit mir zu einem Preistöten gehen?“ — „Oho!“ fuhren wir zusammen; „ein Preistöten? Das ist wohl im Schlachthause? Oder sollte es sich um ein Stiergefecht handeln?“ — „Wollen Sie ein Preistöten sehen?“ wiederholte er einfach, ohne uns zu antworten. Ich und Mr. Cottbus waren sofort dabei, das war unser „Genre“, der Engländer dagegen zierte sich: „Ist das etwas für einen Christenmenschen?“ — Mr. Brown wiederholte abermals: „Wollen Sie ein grand price-killing sehen?“ — „Ja,“ sagte schließlich auch der Engländer. Mr. Brown lächelte fein, wie ein Experimental-Philosoph, dem es gelungen, wieder einmal den unchristlichen Bodensatz in einem Christen aufzurühren. „Das wußt' ich ja,“ sagte er mit

der Leichtthinigkeit eines überlegenen Menschenkenners . . . Das Wort Leichtthinigkeit gestatten Sie mir ja, nach dem Muster des philosophischen Jargonwortes „Schlechtthinigkeit“ zu bilden? Sie sagen „Ja!“ Ich danke Ihnen für diesen Freundschaftsdienst . . . Also führte er uns hinab . . . werden Sie es glauben? In die hohelegante California Street. Vor einem ungeheuren „Trockengüterlager“ blieb er stehen. Sie wissen, drygoods-store; was man bei uns gemeinverständlicher einen Schnittwarenladen nennt. Das Haus war mit riesigen Plakatsstreifen in allen Farben bedeckt, die ein grand price-killing ankündigten. Wir waren aufgefessen; man nennt da herum einen Ausverkauf mit Preisherabsetzung ein Preistöten, d. h. ein Töten der Preise. Als wir das merkten, wollten wir durchaus nicht hineingehen. Der christliche Engländer namentlich sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, wie er es nannte, „eine Partie Nachthäubchen zu kaufen“. Mr. Brown beendigte sein vorhin begonnenes Lächeln und sagte: „Ja, zu einem blutigen Preismorden kann ich Sie leider nicht führen.“

Indes fühlte er, daß er uns eine Entschädigung schuldig war. Er führte uns also in ein unterirdisches Theater in Market Street. Ein richtiges Kellertheater, wo die Musen bairisches Bier und Münchener Bratwürste verzehrten. Dabei Galerien mit Logen, in denen die Lebebuben von Frisco mit ihren Schönen saßen, öffentlich oder hinter grünen Vorhängen. Ein Variétés-Programm, aber ohne die sittsamen polizeilichen Beschränkungen von

Paris oder London. Merken Sie wohl, ganz ohne Beschränkungen, auch im Kostüm. Es wird vielleicht zweckmäßig sein, wenn Sie hier Ihr Haupt verhüllen. Man tanzt da den high kick mit pacifischer Extravaganz. Das grenzt schon ans Grenzenlose, wo natürlich auch alle Druckerschwärze aufhört. Wir saßen beim Bairischen, bloß Mr. Brown „hatte“ einen „anderen Whisky“. Unsere Versuche, ganz solid zu sein, gelangen nicht völlig. Manches macht übrigens nervös, z. B. wenn eine weibliche Visitenkarte aus einem langen Damenhandschuh gezogen wird und einem von fernher ins Gesicht fliegt. „Sie sehen, wozu Ihr neuer Kneifer gut ist,“ sagte Mr. Brown, „Sie hätten jetzt ein Duzend Augen weniger.“ Ueberhaupt produzierte sich auch das Publikum nach Kräften. Bald stimmte ein Chor das allgegenwärtige Lied der revivalists, einer Sekte von Wiedererweckern an: „I'm a Pilgrim, I'm a stranger, I can't tarry, I can't tarry but a night“ (Ich bin ein Pilgrim, bin ein Fremdling, ich kann nur weilen, kann nur weilen eine Nacht); bald rief ein Gegenchor von der anderen Seite die Parodie entgegen: „I'm a June-bug, I'm a beetle, I can boss and bump my head against the wall“ (Ich bin ein Junikäfer, ich bin ein Käfer, ich kann stoßen und puffen den Kopf gegen die Wand). Dann wieder ratschte es plötzlich gellend scharf von einer Galerie herab: „Ra ra ra ra rarararara ra ra ra“, schier ohne Ende, und fand seine Echos da und dort im Saale. Das sind typische College-Geheule, von Studenten-Geheimbünden. Eine Art moderner Fortsetzung der indianischen Kriegsrufe

von ehemdem. In Chicago hörte ich sie oft ganze Konzerte unterbrechen und Biehrer klopfte resigniert ab: „Man muß warten, bis die Herren Radibuben ausgeheult haben.“ Auch das nahm ein Ende, und die ganze Vorstellung auch, . . . natürlich, wie jede amerikanische Theatervorstellung, mit ein paar Taktten der Nationalhymne, des Star-spangled banner.

Lange nach Mitternacht machte Mr. Cottbus den Vorschlag, im maple-room unseres Hotels eine „SchlafmüÙe“ zu nehmen. Sie wissen, ein night-cap, d. h. einen Schlaftrunk. Es wurden mehrere „Kunden“ daraus, aber die letzten rounds von steifem Grog trank Mr. Brown allein aus. „Schade um den schönen Stoff,“ murmelte er jedesmal und goß sie der Reihe nach hinab, wie Pilsener, so heiß sie waren. Er machte die Kunde der Kunden. Dabei wurde er immer ernster und sprach über Politik, besonders aber über die Währungsfrage. Er versicherte uns, er habe einstmals mit „figures“ gerechnet, nämlich mit „Summen“, und sei ein politischer Mann gewesen, und habe über 500 Stimmen verfügt, und 80 000 Dollars in den Wahlen angebaut, und . . .

Und so weiter.



Nach Klondyke.

Da, sagte Freund Fritz, soeben schickt mir Hatfield aus New-York etliche Zeitungsausschnitte, die sich auf das neueste Goldfieber, die Klondyke-Epidemie beziehen. Ein tolles Zeug! Nun thut es mir erst leid, daß ich in San Francisco keine Zeit mehr hatte, den wochenlangen Abstecher nach Alaska zu machen. Das ist dort ungefähr, was in Europa die Nordkapreise . . . Doch sehen Sie einmal dieses Trinkgefäß aus Binsengeflecht. (Er holte einen ziemlich großen Eimer, beinahe von der Form der venezianischen Kupfereimer, strohgelb, mit einem schwarz eingeflochtenen Mäanderstreifen von seltsamer Erfindung.) Das ist Geflecht und trotzdem wasserdicht. Die Alaska-Indianer machen das, es ist ihr gewöhnlicher Trinkkrug . . . Zwei meiner englischen Freunde erzählten mir einst, wie sie nach Alaska gereist sind, in noch unbequemerer Zeit, um den Mount Elias (15 000 Fuß) zu ersteigen. Der Eliasberg ist noch heute weit jungfräulicher als die „Jungfrau“ im Berner Oberland. Mr. Topham (A. C.) war

es und Mr. Quinn (A. C.). Sie wissen, A. C. bedeutet „Alpine Club“; das ist etwas wie ein Adelsprädikat. Tyndall, Whymper und andere Höhenhelden dieses Schlages waren A. C. Ein sehr schwieriger Klub das. Er nimmt z. B. nur independent gentlemen auf; der Angestellte eines Privaten würde sich vergebens um die Ehre bewerben. Und bei der Ballotage wird sogar untersucht, ob die Gemahlin des Kandidaten klubfähig ist. Nun denn, Topham und Quinn hatten noch keine Dampfer so hoch nach dem Norden, sondern nur ein mit Indianern bemanntes Walfischboot. Wochenlang paddelten sie nordwärts, der endlosen Küste nach, durch die surfs (Brandungsgürtel), bis der schneeweiße Riesendom des heiligen Elias vor ihnen auftauchte. Das Landen allein war ein schauerliches Stück Arbeit. So weit das Auge reichte, senkrechte schwarze Felswände, die oben mit dachförmigen, schiefen Platten enden. Nun galt es, eine der berühmten „dritten Wellen“ der Brandung zu benützen; die dritte ist immer die höchste, wie schon zur Zeit der altgriechischen Tragiker, bei denen das Bild vom „drei Wogen hohen Uebel“ (trikymia kakôn) oft genug wiederkehrt. „Warte die dritte Bö ab,“ heißt es auch in jeder Segelordnung von heute, und der letzte Eskimo ist in diesem Punkte so klug, wie der erste griechische Tragöde. Nun denn, auf dem Bug des Bootes stand aufrecht, angeseilt, der indianische Bootsmann und wartete, bis eine der landwärts rollenden Wogen so hoch schwoll, daß sie das Fahrzeug aus der Tiefe bis zu gleicher Höhe mit jenem Dachfirst der Felswand hob. Zwanzig-

mal sank und stieg es, die schwindeligste Schaufel, die man sich denken kann, bis der rote Mann den Sprungwagen konnte. Drüben war er. Dann wurde sofort „lose gegeben“, d. h. das „aufgeschossene Ende“ (aufgerollte Seil) im Boote nachgelassen, während das Boot wieder in den Wasserschlund hinabglitt. Und dieses Manöver mußte jeder einzelne Insasse durchmachen, wobei ihm die Vorgänger eine Hand reichten. Schließlich zogen sie auch noch das Boot auf die Felsplatte hinauf. Den Eliasberg zu ersteigen, gelang freilich nicht. Nachdem sie sich wochenlang hingearbeitet und auf Gletschern kampiert, standen sie vor einem kolossalen Bergschrund, der nur für einen Vogel zu passieren ist. Andrée war damals noch nicht erfunden. So mußten sie es schließlich aufgeben . . . Ich habe übrigens die beiden Herren später in unserer wohlherzogenen Hinterbrühl, eine halbe Stunde von Wien, an gewisse Wände geführt, die schon berühmte Ortler- und Matterhornführer „pass“ gemacht haben. Keiner wollte sie angehen; der berühmte Alpinist Dr. v. Sigmondh kann es bezeugen . . . Doch, um auf Alaska zurückzukommen, jetzt fahren die Goldsucher doch in bequemen Rüstendampfern hin. Im Eldorado geht freilich der Tanz erst an.

Aus den mir vorliegenden press-cuttings — nirgends wird so viel in Zeitungsausschnitten geleistet wie in Amerika — geht dies „klar wie Gin“ hervor. Da ist vor allem ein Bogen des „New-York Journal“ von Sonntag, den 25. Juli. Als Sonntagsschmaus erhält der Leser da eine ganze illustrierte Folioseite von richtiger Klondyke-Praxis

aufgetischt. Schon der Druck ist höchst verlockend. Oben hat die Seite eine Art Kopf, zum Teil in weithin sichtbaren Versalien gedruckt. Der Text dieses Kopfes ist ein Zitat aus einem bekannten transozeanischen Gedicht: „Like the Days of Old, The Days of Gold, Like the Days of '49.“ (Wie die Tage von einst, die Tage von Gold, wie die Tage von '49.) Darunter rechts und links zwei Rähmchen mit den auffallend gedruckten Worten: „Klondyke, der vierte Golddrummel (gold rush) des Jahrhunderts.“ Rechts und links des Kopfes stehen zwei Bignetten. Die eine zeigt ein großes eisbezapftes und schneebehangenes Thermometer, das auf 68 Grad unter Null steht, die andere als fliegendes Blatt eine post-order der Nationalbank auf 150 000 Dollars. In der Mitte der Seite ist die Goldgewinnung der Vereinigten Staaten, Australiens und Südafrikas in Gestalt von drei Kugeln nebeneinander gestellt; ein dabeistehender Goldgräber dient als Maßstab der Größe. Natürlich sind die Vereinigten Staaten weit voraus; ihr Gold (seit 1849) macht 2 035 416 000 Dollars, gegen 1 655 713 000 Dollars von Australien (seit 1851) und 211 632 990 von Südafrika (seit 1890). Unterschrift: „Die Goldförderung der drei früheren großen Anshürfe. Wird Klondyke sie übertreffen?“ Das ganze untere Drittel des Blattes ist eine autotypierte Vogelschaukarte Nordamerikas, von New-York und San Francisco bis zur Behringsstraße hinauf, und zwar als Globusteil perspektivisch so gekrümmt, daß das schneegepresenfelte Nordsegment in den Vordergrund tritt. Da ist das ferne Alaska der

Mittelpunkt der Welt, seine Flüsse und Seen leuchten aus dem Panorama heraus (der eine See heißt vielversprechend mud-lake, Kotsee), und die Namen seiner Städtchen sind mit Plakatschrift gedruckt, als wären das die Metropolen der Menschheit. Von San Francisco nordwärts strichelt sich in weitem Bogen die Dampferlinie nach der St. Michaels-Insel empor und den Yukonfluß hinan ins Innere, bis Circle City, wo dann das weitere Abenteuer unpunktiert folgt. Oben aber ist im Texte und unten in der Landkarte je ein Viereck ausgespart, das eine fettgedruckte Tabelle der Unkosten und Entfernungen enthält. Die obere hat die Ueberschrift: „How to get there“ (wie man dahingelangt), die untere: „When you get there“ (wenn man dort ist). Dies giebt in der That das praktischste Bild der Expedition. So heißt es denn in der ersten Aufstellung:

Reise nach Seattle, via Northern Pacific	Doll.	67.75
Pullman Schlafwagen	„	18.—
Mahlzeiten im Speisewaggon	„	18.—
New-York nach Seattle in Meilen		3160
Zahl der Reisetage		7
Dampfboot Seattle-Juneau, Kabine, Mahlzeiten	„	75.—
Fahrt mit Schlafstelle	„	67.50
Meilenzahl, Seattle-Juneau		1000
Tage, Seattle-Juneau		3
Leben in Juneau, per Tag	„	2.—
Dampfer den Lynn-Kanal hinan nach Healey's Store, Meilen		100
Tage bis Healey's Store		1

Kosten der vollständigen Ausrüstung, mit Provisionen für ein Jahr	Doll.	600.—
Hunde und Schlitten	"	500.—
Beste Dampfer von San Francisco — Schlafstätten schon vergriffen — 30. August.		
Abfahrten von Seattle — Montag und Donnerstag.		
Gesamtentfernung in Meilen		5000
Gesamtzahl von Reisetagen		90
Beste Abfahrtszeit — 15. April.		

Die zweite Tabelle enthält die Kosten der Lebensbedürfnisse. Ein Hemd kostet 5 Dollars, ein Paar Stiefel 10, ein Rentierschinken 40, 50 Pfund Mehl 20, ein Pfund frisches Rindfleisch $\frac{1}{2}$, ein Duzend Eier 1, ein „lebender Hund, per Pfund“ 2 Dollars, eine Schaufel oder eine Pickart je 15 Dollars, der Tagelohn beträgt 15 Dollars u. s. w. Von Notstandszeiten sagt die Tabelle nichts. Die ganze Zusammenstellung ist überhaupt mehr appetitlich gemacht, wobei aber dem Auswanderer die Gefahren und Plagen mit einer Art lakonischem Humor beigebracht werden. Es giebt da getheerte Wörter und gedörrte Phrasen. Und was immer erwähnt wird, es steht der Preis dabei: „Vier warme wollene Unteranzüge werden Sie etwa 12 Dollars kosten“ u. s. w. „Kaufen Sie außer Ihren Kleidern nichts in New-York. Sie finden alles andere an der pacifischen Küste und ersparen die Fracht.“ „Diesseits von San Francisco“ soll man sich nur noch ein gutes, einfaches Winchestergewehr kaufen, aber es erst versuchen, ehe man es bezahlt, und dazu einen

Revolver von 45 Kaliber; die Munition aber beschaffe man an der Küste. „Sie werden in Klondyke keine „gekochten Hemden“ und steifen Kragen brauchen,“ versichert der kameradschaftliche Ratgeber unter anderem. Vor allem aber, dies ist gleich sein erstes Wort, braucht der Miner, der nach Klondyke geht, drei Dinge: Ausdauer, Geduld, und wenigstens 1000 Dollars. Doch lieber etwas mehr als weniger. „Es wäre außerordentlich tollkühn, von New-York nach Klondyke aufzubrechen mit weniger als 1500 Dollars in der Tasche.“ „Sagen wir, Sie haben 1200 und die Jahreszeit ist günstig für Klondyke.“ Der Schreiber macht dem Reisenden wirklich alle möglichen Zugeständnisse.

„In Seattle,“ fährt er fort, „werden Sie finden, daß die Transportgesellschaften Ihnen nicht gestatten werden, irgendwelche Vorräte auf ihren Dampfern mitzunehmen, aber sie werden Ihnen garantieren, Sie für 400 Dollars mit Vorräten für ein Jahr zu versehen. Natürlich nehmen Sie an. Es ist das einzige, was Sie thun können. Ueberdies ist es jedenfalls das klügste, denn die Gesellschaften wissen genau, was Ihnen notwendig ist. Sichern Sie sich Ihre Garantie und bezahlen Sie dafür, bevor Sie Seattle verlassen. Sie zahlen 75 Dollars für Ihr Ticket nach Juneau, und nun an Bord des dreiwöchentlichen Dampfers! Drei Tage schöner Fahrt zwischen Inseln, die an der milden Küste noch graulichgrün sind, und Sie sind in Juneau. Schon beginnen Sie von fern die placers (goldhaltigen Stellen) zu riechen. Weitab im

Norden ragen die hohen weißen Bollwerke, die Sie übersteigen müssen, ehe Sie das Eldorado betreten können. Zwischen Ihnen und den Gipfeln derselben liegen unabsehbare Strecken von Schnee und Kälte — die weißen Todesrosen der Natur. Sie werden finden, daß Juneau ein seltsames Städtchen ist, kalt, halb gefroren und dicht an die Mündung einer Inselbucht hingekauert. Die kuriosen Häuschen sind trostlos. Absonderlich aussehende Chilkas gehen herum und gucken aus ihren Pelzkapuzen hervor. Fisch, nicht Gold, ist ihr Ehrgeiz. Gelegentlich erscheint einer und führt ein Halbdutzend wild dreinschauender Hunde am Riemen. Wie das Kamel das Schiff der tropischen Wüste ist, so sind diese Hunde die kleinen Dampfmaschinen der arktischen Zone.“ Nun muß der Reisende einen Schlitten und sechs Hunde dazu kaufen; dann Muklukz, d. h. Rot-Mocassins (4 Dollars), dann („Sie sind mit dem Kaufen noch lange nicht zu Ende“) Pelzhandschuhe (3 Dollars), Schneeschuhe nach dem Ingalik-Muster (10 Dollars) u. s. w. „und endlich sind Sie fertig“. Es wird ehrlich hinzugefügt: „Wenn Sie kein erfahrener Hundekutscher sind, dann wehe Ihnen. Alles, was Sie thun können, ist: auf die Vorsehung zu vertrauen und dem Führer zu folgen. Machen Sie sich darauf gefaßt.“

Der Fahrt mit dem Hundeschlitten ist ein eigenes Kapitel gewidmet. „Los! Des Führers Peitsche knallt lustig und Sie sausen über die Tundra hin, mit ängstlichen Blicken nach Ihren voraussaufenden irdischen Besitzümern. Die kleinen Kerls bellen und ziehen und legen sich in die

Arbeit, als sei sie ihnen ein Vergnügen. Ihre Füße sind warm, Ihre Seele ist friedsam gestimmt und Sie beginnen die Sache nett zu finden. Da plötzlich hören Ihre Hunde auf, im Geleise der übrigen weiter zu traben und schlagen einen Querweg ein. Sie kommen an einen Baumstamm. Da setzen sie sich sämtlich auf das Hinterteil nieder, schauen sich mit dem Ausdruck der besten Laune um und um, und bellen. Sie fluchen selbstverständlich. Es gab noch nie einen Hundekutscher, der nicht fluchte. Ihre Gefährten kommen zurück und helfen Ihnen aus der Patsche, und weiter geht's mit der Geschwindigkeit von vier Meilen die Stunde. Wer nach Klondyke fährt, wird finden, daß der arktische Hund ein sehr widerborstiges Tier ist. Oft thut er das Schlimmste von der Welt, in der allerbesten Absicht. Und jeder einzelne hat seine eigenen Mucken. Manche sind gemütlich, andere wieder schnippisch." Es folgen einige gute Ratschläge für das Kampieien unterwegs. Selbst die beste Methode des Feuermachens wird gelehrt, denn „ein Indianer ist weise und schlau in mancherlei Dingen, aber was das Aufbauen eines Feuers für des weißen Mannes Töpfe und Kessel betrifft, ist er ein Mißerfolg (a failure). Er baut ein konisches Feuer. Bauen Sie Ihr Feuer in Schichten" u. s. w. Beim Kampieien wird unter anderem geraten: „Legen Sie einen grünen Baumstrunk an das Fußende Ihrer Lagerstatt, damit Ihre Decken nicht ins Feuer hängen." Vorher aber „schneiden Sie Stangen für ein zeitweiliges Gerüst und hängen Sie daran den Hundeschlitten mit seiner ganzen Ladung, wie

in ein Asyl, wo die Hunde ihn nicht erreichen. Auch Ihr Sattelzeug hängen Sie außerhalb des Bereichs derselben. Sattelzeug au naturel ist eine ihrer Lieblings Speisen. Geben Sie jedem Hund sein Supper, bevor Sie schlafen gehen, oder es wird einer den Pelzrock, mit dem Sie zugedeckt sind, packen und damit durchbrennen" . . . „Die ersten paar Tage werden Ihre Fußballen wund sein, wo sie sich gegen die Hölzer der Schneeschuhe reiben, aber daran gewöhnen sie sich bald. Sie werden ja schon längst bemerkt haben, daß diese Reise kein Kinderspiel ist.“

„Der Weg führt direkt den Chilcatsfluß hinan und mit wenigen Ausnahmen werden Sie finden, daß das Reisen auf dem Eise bis zu den Portage-Seen ein mäßiges Vergnügen ist. Wenn Ihre Hunde Sie durch das letzte Canyon (Engpaß) und aus dem Mud Lake (Rotsee) herausgezogen haben, beginnt die eigentliche Plackerei. Hier ist der Fluß etwa eine Viertelmeile breit und sehr reißend. Er verengt sich rasch zu einem Canyon von 50 Fuß Breite. Die Wände sind beiderseits glatt und steil und das Wasser wirbelt dazwischen gleich den Strudeln des Niagara. Jedermann steigt erst senkrecht hinab, die Rapids (Stromschnellen) zu inspizieren, ehe der Prozeß des „Hindurchschießens“ beginnt. Viel Ausrüstung geht da verloren. Es giebt nichts anderes, als „durch die Rapids zu schießen,“ und ein haarsträubender Prozeß ist's. Es dauert nur eine halbe Minute, aber die ist lebhaft, so lange sie dauert. Das eiskalte Wasser wird Sie durchweichen, sein Brausen wird Sie betäuben. Das Ausschöpfen muß ununterbrochen

und lebhaft sein, oder Sie gehen unter. Man pflegt die Boote über die White House Rapids an langen Seilen hinabzulassen, wovon Sie sich also einen Vorrat mitnehmen sollten. Dann werden Sie der Reihe nach mit den Five Finger Rapids, den King Rapids und den Rapids im Laberge-See konfrontiert. Wenn Sie durch all das durch sind, tauchen Sie auf dem breiten Eis des Lewisflusses auf und setzen Ihren langsamen, mühseligen Marsch nach Klondyke fort. Zuweilen dauert der Abstecher von Juneau her drei Monate, zuweilen weniger. Mittlerweile haben Sie sich an Kälte, Mühsal und Entbehrungen gewöhnt. Ihr Haar ist lang und ungekämmt, und ebenso ist Ihr Bart. Wann wird die lange Reise zu Ende sein? . . . Endlich kommt der Tag, wo der Führer der Partie, als er mit seinem hageren Hundegespann die Höhe einer Steigung gewonnen, ein blaues Gefräusel von Rauch zwischen den Bäumen am Flußufer erblickt. „Klondyke! Klondyke!“ erschallt der Ruf. Nicht Klondyke, bloß Dawson City. Es ist aber dasselbe. Fünfhundert und mehr zerstreute Hütten, Zelte, Lehmhäuschen und „Bariburas“, längs des gefrorenen Yukonflusses. Dies ist Dawson City. Der erste Anblick ist enttäuschend. Weit und breit ist kein Frauenzimmer zu erblicken. Die Erde ist noch mit tiefem Schnee bedeckt. Drüben im Hintergrunde picken ein paar Miners müßig auf den Kies los. Andere brennen ihn aus, als ob sie Mais rösteten. Sie möchten am liebsten gleich mitthun. Doch heißt es zuerst eine Hütte bauen. Sie wählen sich natürlich eine abge-

legene Stelle am Rande der Stadt, aber nahe dem Bette des magischen Stromes. Die ausgemergelten hungrigen Miners kommen Sie zu besuchen. Sie bieten Ihnen einen Dollar für eine Nadel und etwas Faden. Sie bieten Ihnen 25 Dollars für ein paar Gummistiefel. Sie sind reich, diese ergrauten, bärtigen Gesellen, aber sie sind zerlumpt und hungrig. Sie bauen Ihre Hütte! Während Sie dies thun, erzählen sie Ihnen seltsame Geschichten. Ein großer, schwarzbärtiger Mann kam vom oberen Klondyke her in die Stadt und betrank sich. Ein Barbier erblickte einen weißen Fleck in seinem Barte und rasierte dem Hilfslosen das ganze Gesicht; aus dem Bart wusch er für 20 Dollars Goldsand heraus. Glauben Sie es nur ja nicht, Sie Milchbart! Reden Sie nicht und gehen Sie an die Arbeit! Sie sind am Ziele, aber noch nicht am Golde. Es ist sehr kalt, selbst im Mai. Im Winter serviert man den Whisky als solide Klumpen auf Servietten, den Klumpen zu 1 Dollar; andere Lebensbedürfnisse haben entsprechende Preise. Sie werden die Gegend um Klondyke sehr holzreich finden. Der Sommer ist trocken, heiß und angenehm. Getreide ist meist ein Mißerfolg. Rüben und Kettige gedeihen, auch Kartoffeln, die aber klein sind. Kohl setzt gar keine Köpfe an. Futter ist reichlich und man könnte leicht Vieh halten, wenn es eingeführt würde. Der Pflanzenwuchs ist nach der Schneeschmelze rasch. Im Juni geht die Sonne gegen 10.30 abends unter und gegen 3 morgens auf. Aber noch um Mitternacht ist es fast so hell wie um Mittag. Die

mittlere Temperatur von Klondyke ist im Frühjahr 14.22, im Sommer 59.67, im Herbst 17.37, im Winter 30.80 Grad. Denken Sie nur, eine mittlere Winter-Temperatur von 30 Grad unter Null. Der Schneefall ist zwischen 5 und 10 Fuß. Doch nun sind Sie in Klondyke. Von 1500 Dollars haben Sie noch 130 übrig. Sie sind gesund und mutig. Nun stecken Sie Ihren „Claim“ (Parzelle) aus und gehen Sie ans Werk, und möge das Glück Ihre Anstrengungen belohnen.“

So spricht die dortige Zeitung zu dortigen Leuten, die wirklich dorthin wollen. Das klingt nicht akademisch, und auch nicht touristisch; es liegt etwas vom Verhungern darin, aber auch vom Millionärwerden. In der That hat dieses Extrablatt einen nullenreichen Schluß. Der letzte Artikel sieht aus wie ein Gedicht (der erste ist ein wirkliches Gedicht, von Bret Harte: „Eine arktische Vision“), aber er ist nur eine Liste, und zwar von etwa zwanzig Leuten, die sich in die Hälfte der zwei Milliarden Gold geteilt haben, welche bisher der „Pacific-Abhang“ hergegeben hat. An der Spitze der Liste steht Mr. Leland Stanford mit 25 000 000 Dollars, am Schlusse Mr. Robert C. Johnson mit 5 000 000. Der ist der ärmste Goldkönig.

Unter den anderen Zeitungsausschnitten ist einer besonders interessant. Er giebt die Zeichnung eines Fracht-Wichles für die Klondyke-Route, das 500 Pfund Gepäck auf einmal befördern kann. Ein Syndikat hat sich gebildet, um mittels dieses Wichles den Güterverkehr von Juneau

nach Klondyke, über den Chilfootpaß (700 Meilen) in Fluß zu bringen und der dortigen ständigen Hungerznot ein Ende zu machen. Jetzt muß der Miner die tausend Pfund Ausrüstung und Jahresproviand, deren er bedarf, so befördern, daß er sie 50pfundweise jedesmal fünf Meilen weit schleppt, sie dann vergräbt und noch neunzehnmal zurückkehrt, um immer wieder 50 Pfund zu holen. Dann geht die ganze Last ebenso aufgeteilt um eine Etappe weiter. So macht er den ganzen Weg eigentlich zwanzigmal. Mit dem Klondyke-Bicycle wird er seine 1000 Pfund in zwei Fahrten befördern, und zwar auf 4 Rädern, während er die ledige Rückfahrt auf zweien machen wird. Wenn diese Bequemlichkeit nicht bald die ganze Radlerwelt nach Klondyke führen wird, so kennen wir die Radler schlecht.



Ein Pfingstritt durch den Peloponnes.

Ja, begann Freund Frix, wir waren damals noch etwas jünger, ich auch und Julius auch. Warten Sie, wann war das? Wann wurde Alexandrien bombardiert? 1882, nicht wahr? Damals ritten wir quer durch den Peloponnes. Wir reisten ja dazumal wie die reinen Argonauten. Ich wäre sofort auf einem Widder durch den Hellespont geritten; da hätte ich gleich das goldene Vließ dafür gehabt. Denken Sie, wir fuhren mit einem Frachtdampfer des Lloyd, „Thessalia“ hieß er, nach Griechenland. Natürlich waren wir die einzigen Passagiere. Wir hatten eine Kabine im Vorschiff, in der standen zwei dicke, braunlackierte Säulen mit dorischen Kapitälern. Wir lobten den braven Lloyd nicht wenig wegen seines Kunstsinns, aber in der Nacht erwachten wir plötzlich, weil in den dorischen Säulen ein entsetzliches Getöse losging. Es war in den hallenden Eisenröhren wie Hunderte von Pistolenschüssen durcheinander. Sie sind mit Munition gefüllt, dachten wir, und die explodiert jetzt. Der alte Seefahrer

Odyſſeus hätte uns ſofort eines Besseren belehrt. Das ſind ja, o Fremdlinge, die Klüſenrohre, hätte er geſagt, und da geht die eiſerne Ankerkette durch. Und wenn ſie abrollt, heißt der ſogenannte Patent-Stopper auf jedes Glied der Kette, um ihre Eile zu mäßigen. Der Patent-Stopper aus Glasgow, o Fremdlinge, hätte er geſagt; alle kommen ja aus Glasgow, für alle Schiffe der Welt, von einer einzigen Firma, mit dem nämlichen grünen Anſtrich . . . Das waren unſere erſten Studien über alt-helleniſche Baukunſt. Santa Maura war ihr Schauplatz. In Patras ſetzten wir ſie fort. Wir lagen da den ganzen Nachmittag des Pfingſtſonntags. Das Meer ſchwamm in griechiſchem Feuer, die Berge ſtanden in roter Blut, gegen Miſſolunghi hin ſchien die Welt in Flammen aufzugehen. Die Weiber auf dem Korſo hatten das allgemeine ſchwefelgelbe Seidentuch auf dem Kopfe, daß ſie wie rieſige Schwefelhölzchen ausſahen und bei ſo glühender Abendbeleuchtung ganz feuergefährlich erſchienen. Herren und Damen im Pfingſtſonntagſpuß kamen an Bord und ſchwakten neuhomeriſch. Dann zogen die Sterne herauf und wir ſoupierten auf Deck mit den Offizieren. Wir aßen orange-gelbe japaniſche Miſpeln und tranken ſchwarzen iſtriſchen Wein. Sie ſchmeckten uns wie Heſperidenäpfel und echter Pramniſcher, den die Helden Homers trinken. Um Mitternacht dampften wir ab und waren um 8 Uhr früh in Katakolo. Schmale, lange, gebirgige Halbinſel; Hafensplatz für das hochliegende Pyrgos. Eiſenbahn hinauf, mehr Dampftramway. Der Bootsmann, ein Neapolitaner

in rotem Fez, riet uns, das Gepäck bei der Lloydagentur zu hinterlegen und es uns mit dem nächsten griechischen Schiffe per mare nachschicken zu lassen. Wir bewirteten ihn im Wirtshause, was er aber nur annahm, wenn auch wir uns von ihm im Kaffeehause freihalten ließen. Dann fuhr er mit uns nach Pyrgos hinauf, wo ihm ein Gastfreund Iebe, der ein verlässlicher Koffelenträger sei und uns mit der Gewandtheit Automedons nach Olympia kutschieren werde. Im offenen Tramwaywagen, von dem wir auf ionisches Meeresblau und die Muria-Lagune hinabsahen, stellte sich uns in gutem Wiener Deutsch ein hellenischer Ingenieur vor. Er hatte am Wiener Polytechnikum studiert und titulierte uns „Herr Kollege“. Nochmals Kaffee, mit Lukumi, unter Mispel- und Feigenbäumen. Die Spießbürger von Pyrgos liehen dabei Rat und That. Auch Automedon fand sich ein, mit einer vierstizigen Kalesche altdorischen Stiles und zwei Kleppern aus dem Parthenonfries. Unter vielem Händegeschüttel rumpelten wir ab nach Olympia, von dem Sie schon gehört haben werden. Rotstaubige Straße über Hügel mit niederem immergrünem Strauchwerk; hohe Agaven, dick verstaubt. Alle Begegnenden reiten, auch die Bettler, auch ein Weib mit einem Säugling, das einer Madonna mit gelbseidenem Kopfstuch glich und augenscheinlich auf der Flucht nach Egypten begriffen war. Große Hitze, kleine Dörfer, alle Fenster verhängt, alles schläft. So geht es vier Stunden fort. In Barbafena und Paläo-Barbafena hielten wir vor netten Cafés unter Weinlaub und Feigenlaub. Immer

kam jemand heraus und brachte von selbst Kaffee und Lufumi. Alles freundlich und gutmütig, wie unter der Regierung des weisen Nestor. Aber das Idyll wurde uns nachgerade zur Coffeinvergiftung.

Gegen Abend tauchte tief unten das Ruinenfeld von Olympia auf. Die Altis mit ihren Heiligtümern, und rechts davon der lange, weiße Bau des Museums, in dessen großen Fenstern das Feuer der Sonne blitzte, . . . und dahinter ein Regel, rot und braun vor Abendsonne, der Kronos-Hügel. Ein Invalide in dunkelblauer Uniform und Käppi, eine schneeweiße Fliege unter der Unterlippe, spricht uns griechisch an und deutet viel mit seinem Stock in der Gegend herum. „Museum, Museum!“ ist seine eindringliche Mahnung. Wir müssen ihm beim Zeus Horkios schwören, ins Museum zu gehen. Dann halten wir bei dem berühmten „Georgios“. Vor einem ebenerdigen Häuschen stehen Tische mit weißen Tischtüchern, einige Herren sitzen daran und erwarten ihr Abendessen. Sie sind europäisch gekleidet, haben breite Strohhüte auf und reden uns an: „How do you do?“ Es ist Dr. Dörpfeld, der Leiter der Ausgrabungen, mit ihm Dr. Bornemann, zwei Berliner Philologen Dr. Richter und Dr. Schmid, dann der Bildhauer Grüttner, der gerade den Hermes des Praxiteles restauriert hatte. Sie hießen uns freundlich willkommen und riefen den Georgios, daß er uns ein männernährendes Mahl rüste. Georgios kam in schweren genagelten Stiefeln herbeigestapft, ein breitschulteriger Olympier in blauweiß gestreiftem Hemde, eine

rote Schärpe um die weiten dunkelblauen Leinenhosen. Natürlich Panamahut, wie ihn schon die Tanagrafiguren tragen, aber diese aus gebranntem Thon. Georgios redete uns sofort germanisch an; Wörter wie Wein, Bier, Brot waren ihm längst geläufig. Die Herren waren ganz hellenisiert, sie sprechen auch untereinander (in Athen dergleichen) nur griechisch oder englisch. So tafelten wir unter den Sternen des breiten Uranos und tranken roten, harzduftigen Krasi (Wein). Die Herren behaupteten, kein Bordeaux schmecke so gut, mich aber kostete er vorderhand manchen Hustenanfall und mir war, als tränke ich methylierten Spiritus mit Kolophonium. Nach kurzer Zeit war ich ihn gewohnt, länger plagte mich der Bockszgeruch („hircum olet“, Horaz). Alles „bockelt“ ganz schauderhaft, auch der Käse, der berühmte „Tyri“, vormalig „Tyro“, den wir direkt aus den Bocksschläuchen herauskrachten. Auch weißes „Psomi“ (Brod) war vorhanden, hart und „speer“, daß es sich zu wahren Brettern zerschneiden ließ. Alles übrige aber erfreute den inneren Menschen, denn die Germanen hatten den Georgios gründlich geschult. Herrliche Salate wußte er zu mischen, und seine panierten, in Del gebratenen Gurken mundeten klassisch. Unser Zimmer war auch mit klassischer Einfachheit eingerichtet. Zwei eiserne Betten waren die Hauptsache darin. Wir nahmen sie auseinander und suchten erst die Skorpione ab, dann staubten wir sie schichtenweise mit Zacherl ein, von welchem köstlichen Stoffe ich eine große Kiste voll mit hatte. Auch um die Betten her führten wir auf der Erde

einen Wall von Zacherl auf, schließlich pulverten wir uns persönlich damit ein und gingen heftig niesend zur Ruhe. Unsere Uhren und Barschaften hatten wir, in Ermangelung eines Tisches, auf das Fensterbrett gelegt. Das Fenster stand offen, es ging hinten hinaus auf die Landstraße nach Arkadien, auf der die ganze Nacht Leute mit Laternen vorbeirrten, um die Nachtkühle zu nützen. Ihr Geräusch weckte uns wiederholt, aber von unseren Wertsachen fehlte nichts. Nur einer der Herren, Dr. Schmid, schlief nicht unten in Olympia, sondern kletterte jede Nacht ins Dorf Druba hinauf, wo er in der Locanda nächtigte. Bei uns mochte er die langen, glänzend schwarzen Hausschlangen nicht leiden, die bei Tage im Gebälk hängend schlafen und die Köpfe niederbaumeln lassen, bei Nacht aber auf mannigfach geschlängelte Abenteuer ausgehen. Die berühmten klassischen Schlangen, die auch in den Tempeln der Akropolis hausten und sich um die Statue der Athene ringelten. In den 4 $\frac{1}{2}$ Drachmen, die sich Georgios täglich bezahlen ließ, waren sie mit inbegriffen.

Wir schliefen herrlich, trotz der großen Ebenholzschnagen und Mahagoniwanzen. Den nächsten Morgen führten uns die Herren ins Museum. Vor dem wiederhergestellten Hermes stand noch das hölzerne Treppchen von der Arbeit; wir stiegen hinauf und umarmten und küßten den schönen Gott, der diese Liebesbezeugungen hinahm, aber nicht erwiderte. Jetzt wäre solches nicht möglich, denn er ist durch ein Geländer geschützt und eine mehrsprachige Inschrift, eine richtige Trilinguis, bedroht

jeden Berührer mit ionicischen Strafen. Im Museum wurde fleißig geschafft. Viele Arbeiter waren beschäftigt, Bruchstücke von Friesen mittelst Winden an ihre Stelle zu bringen. In einem Flügel war Dr. Richter bemüht, Inschriften zu entziffern, oft ganz kleine, mit fünf Millimeter großen Buchstaben, die er mit der Lupe studierte, nachdem er sie erst mit Hilfe einer Zahnbürste rein gebürstet. Dieses Bürsten lernte auch ich bald genug. Gerade hatte er aus einer Inschrift mühselig herausdividiert, daß im Heratempel ein ewiges Feuer gebrannt habe, dessen Asche immer in Urnen nach dem Zeusstempel hinübergeschafft und dort verwahrt worden sei. So etwas war's, ich erinnere mich aber nicht mehr genau. Auch im Ausgraben eignete ich mir bald eine gewisse Fertigkeit an, ich habe offenbar Talent zum archäologischen Tagelöhner. Nur verstand ich den Pausanias nicht gut genug, den die Herren wie einen Bädeler immer zur Hand hatten; sie maßen bei den Grabungen immer nach Metern, was jetzt kommen werde. Die Erde schien für sie durchsichtig zu sein. Das Tagesgespräch drehte sich damals um die interessante Neuigkeit, daß der Heratempel in Athen — ich glaube, der war's — hölzerne Säulen gehabt haben müsse. Zur Abwechslung wurde viel über Polychromie gesprochen, weit über Semper hinaus; sammelte ich hier doch selber bunte Dach- und Firstziegel. Im Sammeln von Scherben wurde ich überhaupt bald ein bedeutender Fachmann. Wenn ich alle meine olympischen Scherben hier hätte, würde ich mit Ihnen schwerlich reden. Acht Tage vergingen so, zwischen

schneeweißen Säulentrommeln von 35 Grad Wärme, homerischen Scherzen und archäologischen Mutmaßungen. Ich war nachgerade auch ein großer Mutmaßer vor dem Herrn geworden; schade, daß ich nicht gezwungen bin, davon zu leben. Nur am zweiten Tage gab es eine unliebsame Episode. Die Herren fragten mich, ob ich denn kein Gepäck hätte, denn sie sahen bei jedem von uns bloß den trauten Wiener Rucksack. Mit einem gewissen Selbstgefühl entgegnete ich: „Ich habe es in Katakolo zurückgelassen, das geht mit dem nächsten griechischen Dampfer über Kalamaki (Kap Matapan) nach Athen, wo ich's finden werde.“ Sie brachen in eine Heiterkeit aus, als hätten sie soeben eine Statuette des komischen Gottes Komos ausgegraben. „Das sehen Sie nie wieder,“ behaupteten sie einstimmig. „Oder vielleicht in zwei Monaten,“ fügte einer mitleidig hinzu. Und als ich diese Kassandraruse skeptisch aufnahm, riefen sie den Georgios. Der begann ernsthaft an den Fingern zu zählen und brachte sechs Wochen heraus, dafür mußte er sich aber einen Optimisten schelten lassen. Da entschloß ich mich, sofort nach Katakolo zurückzueilen und das ganze Gepäck quer durch den Peloponnes auf Saumtieren mitzunehmen. „Das ist das einzig Richtige,“ deklamierte der Chor der Geronten. Das war auch ein komischer Ritt. Georgios selber führte mich, der Abkürzung halber zum Teil auf kaum reitbaren Gebirgspfaden. Um 4 Uhr morgens brachen wir auf. Um $\frac{1}{2}$ 6 kamen wir durch ein Dorf Kriefukion, da lagen noch die Leute auf den Hausdächern, in Betttücher eingewickelt,

und schliefen in die helle Sonne hinein. Gähmend dehnten sie sich und starrten uns nach. In Pyrgos hielten uns Schiffer auf, die nicht enden wollten, unsere Landkarten zu bewundern. Jede winzige Insel erkannten sie sofort. „Ah, Peluso, ah!“ Und als sie hörten, daß die Karte aus Austria sei: „Ah, Austria, ah!“ Spät abends waren wir in Olympia zurück, mit drei vollgepackten Pferden.

Für den Ritt durch den Peloponnes entwarf uns Dörpfeld drei verschiedene Routen. Er wollte selbst mit, war aber dann verhindert. In der Nacht vor dem Ausritt hatte ich einen schweren Traum von hölzernen Säulen, aber ein Stoßgebet zur Hera schaffte einige Erleichterung. Um halb 4 Uhr morgens ritten wir von Olympia ab. Zwei Agogioten (Führer) waren mit; jeder bekam $7\frac{1}{2}$ Drachmen täglich, wofür er aber seinen Passagier zu verköstigen hatte. Der eine, Andrea, war weit über sechs Fuß hoch, er trug das allgemeine gestreifte Hemd, blaue Kattunhosen und lange Stiefel mit mächtigen Radsporen. Der andere, der siebzehnjährige Grigorio, ging barfuß. Seine Stiefel hingen am Sattelknopf, und an den Sattelknopf wanderten alsbald auch alle anderen Kleider der beiden, in zwei Klumpen zusammengeballt; sie behielten bloß ihre weiße Unterhose an. Aber so oft wir uns einer Ortschaft näherten, warfen sich beide in vollen Wicks und unter Peitschengeknall ging es im schärfsten Galopp durch den Ort, um Effekt zu machen. Auch nachdem wir schon halb verdurstet und todmüde waren, thaten sie's nicht anders. Seit Kastor und Pollux das Galopp-

reiten erfunden, ist das Sitte. Und nun folgte ein Ritt von nicht weniger als siebzehn Stunden, bis Dimihana. Ich muß damals der reine Centaur gewesen sein. Obwohl ein antiker Centaur es auf meinem kistenförmigen Holzsattel, über dem nur ein türkischer Teppich lag, gewiß keine siebzehn Stunden ausgehalten hätte. Die beiden scharfen Kanten scheuerten mir beide Kniekehlen wund, überhaupt lahnte ich dann an allen Bieren.

Der Weg folgte anfangs dem heiligen Flusse Alpheios, jetzt Rhuphias. Zwischen Lorbeer, Oleander, Oliven und Feigen zog er sich so schmal dahin, daß wir mit beiden Armen das Laub vor unseren Gesichtern teilen mußten. Wir ritten durch kleine Bäche und hatten hie und da einen Blick die lange Böschung hinab in das kiesige, öde Alpheiosbett. Hügelauflauf, hügelab durch ockerroten Sand, dann durch den Grymanthosfluß, der etwa 50 Meter breit und ganz lau war. Sein Geriesel über braunen Kies klang wie leise Musik. Dann kamen wir über eine Kammhöhe zum Radonfluß hinab. Jenseits stand eine Holzhütte, aus der wir einen Bauern im Justanellarock herauszeternten. Er band einen Stein an eine Leine und warf sie uns herüber, um uns durch den reißenden Fluß zu bugsieren. Wir waren bis über die Hüften naß. In Heräa hielten wir Mittag. Da ist, wie Sie wissen, einer der ältesten Heratempel; ein paar Steine sind noch davon übrig, wir haben sie gezählt. Heräa ist eine Reihe schneeweiß getünchter Häuser, sonst nichts. Vor einem größeren Hause stand eine Bank. Wir setzten uns und nun kamen nach und

nach Leute herbei, die geschlafen hatten. Lauter Riesenferle in weißer Justanella, weißen Gamaschen und Dpanken, wie alle Bauern; die Kaufleute haben dunkelblaue Gamaschen und Röcke. Sie tasteten uns von oben bis unten ab, griffen in alle unsere Taschen und untersuchten neugierig jeden Gegenstand. Einer hatte meinen Sperngucker erwischt und sah verkehrt durch. Das machte ihm unendlichen Spaß, wie er alles davonlaufen und kleiner werden sah. Das Glas machte die Kunde und dann lief einer damit weg, um auch seine Frau durchgucken zu lassen. Nach einer halben Stunde brachte er es zurück.

Von Heräa weiter gab es keinen Weg mehr. Wir ritten steil abwärts durch unwirtliches Land, auf Palumba zu, das auf hohem Berg vor uns schimmerte. Die Hitze war furchtbar, die Pferde schleppten sich keuchend durch den fesseltiefen Sand. Dabei wichen sie behutsam den zahllosen dicken Schildkröten aus, die umherkrochen, denn sie wissen, sagte Andrea, daß die Reise unglücklich enden würde, wenn sie eines der Tiere beschädigten. Wir hatten Kopf und Hals mit Bruffaschleiern umwunden, die Führer trugen gewöhnliche Tücher. Wir ritten mühselig hinan nach Palumba, zwischen grünen Stechpalmen mit brennroten Beeren, dann weiter über Arachova nach Blongoz. Dazwischen kreuzten wir, schon in der Dämmerung, einen Thalkessel, wo „zur Zeit Lord Byronz“ ein furchtbares Blutbad stattgefunden habe. Andrea erzählte davon mit leuchtenden Augen, „da oben Helleniki“, „dort oben Helleniki“, und dabei schnitt er pantomimisch immerfort

türkische Gurgeln ab. Die Gegend wurde überaus wild. Schmale Saumpfade führten zwischen roten Felsen, die aber der Vollmond silberweiß tünchte, und pechschwarzen Abgründen entlang. Oft hieß es absteigen und die Pferde führen. Dann kamen schwarze Felsklausen und andere groteske Formationen. Endlich klapperten die Hufe auf den „Kazenköpfen“ eines elenden Pflasters, das sich nach Dimizana hinaufwand. Wie eine Citadelle ragte es oben, grellweiß im Mondlicht. Bei einem großen Haus mit ungeheurer Holzveranda stiegen wir ab. Eine alte Sibylle in schwarzem Kopfstuch kauerte in einer Ecke. Andrea beredete sie, ein Nachtmahl zu bereiten. Sie machte ein Feuer aus Holzkohlen und stellte Eier in die glimmende Asche; nach einem Weilchen drehte sie sie um. Sie waren orangegelb gebraten, wahre Albumin-Stalaktiten an Unverdaulichkeit. Dazu Oliven, Brot und Wein, wie vor Christi Geburt. Trotz der sibyllinischen Eier schloffen wir auf der Veranda ganz köstlich und ritten um Tagesanbruch weiter.

Es ging nun geradentwegs nach Arkadien hinein, dem Lande, in dem man „auch geboren ist“. Von arkadischem Wesen macht man sich übrigens viel zu schmeichelhafte Begriffe. Zuerst ging es in einer Art Mulde eine steile Geröllhalde hinan zu einem wilden Felsenjoch. In der Mulde war es schon zum Ersticken heiß, so daß wir einen Augenblick rasteten. Wasser! war unser Gedanke. Da sprang vor unseren Füßen aus dem Geröll ganz plötzlich ein dicker Quell hervor. Uns wurde ganz mosaisch zu

Mute. Die Pferde tranken, wir tranken auch. Als wir weiter ritten, lief der neue Brunnen noch immer. Dann hörten wir hoch oben ein Geräusch und sahen, wie aus einem Felsloch der Quell entspringt, der sich so tief unter dem Geröll bald diesen, bald jenen Ausgang sucht. Eine Mulde folgte der anderen, wild und wilder. Fern von uns ragen Schneeberge Arkadiens. Kein Baum, kein Haus, hie und da eine Schafherde mit einem Schäfer, im Wamms aus Schaffell, die Arme rechts und links durch zwei Löcher gesteckt. Dann eine flache, endlose Steinwüste. Dann über ein Joch hinab nach Tripoliza. Um 5 Uhr abends sprengten wir im üblichen Galopp vor das griechische Xenodochion (Gasthaus). Eine elende Bude, wo wir das Maximum der Wanzenmöglichkeit kennen lernten. Trotz des mörderischen Rittes war unser Schlaf gestört. Drangen und Oliven waren unsere Hauptnahrung. Die Stadt übrigens sehr interessant. Ein großer Obstmarkt war mit einem bunten Wust von Südfrüchten erfüllt. Rötlicher Staub, der in der Abendsonne glitzerte, lag auf ganz Tripoliza. Ein achtjähriger Junge, barfuß, wollte uns durchaus „führen“. Wir schenkten ihm ein paar Lepta, damit lief er fort und brachte die Mütze voll Feigen, die er uns mit tadellosem Anstand bot. Der Wirt forderte am morgen fünfzehn Drachmen für das Uebernachten; ohne ein Wort zu sagen, gab ich ihm sechs Drachmen, darauf stieß er fröhlich ein langgedehntes „Evcharistó“ aus und wir ritten ab. Nun kam eine andere Welt. Ueppige Ebene mit unabsehbaren tiefgelben Kornfeldern; klastershohe

Halme, wie ich nie Aehnliches gesehen. Eine breite Straße zieht gegen Myloi ans Meer. Um aber den Weg zu kürzen, ritten die Führer mitten durch die Kornfelder. Die dicken Halme schlugen über Mann und Kopf zusammen, so daß keiner den Vordermann sah. Hinter jedem stand das Korn wieder auf, als wäre es aus dem Blute des Antäus entsprossen. Die Temperatur in so einem Getreidefeld ist zum Schlagtreffen; wir fragten uns gleichzeitig: „Glaubst du, daß wir da lebendig herauskommen?“ und lachten dann über den gleichen Eindruck. Und Stunde um Stunde ritten wir so fort, durch Getreide und Getreide, unseren Stimmen nach, in Schweiß gebadet samt unseren Mähren. Endlich war das Korn überwunden, wir erreichten aufatmend das Gehöft Neochorion, zu deutsch Neudörfel. Unser kleiner Grigorio war mittlerweile vor Sonnenglut fast blind geworden. Die Augen waren stark entzündet und er steckte den Kopf in jedes Wasser, an das wir kamen. Auch band er sich ein rotes Halstuch über die Augen, vermutlich, weil er kein grünes hatte. Wir schützten uns durch dunkle Gläser und Schleier. Von Griechisch-Neudörfel nach Myloi war eine Kunststraße in der Anlage begriffen; streckenweise lagen erst die Bruchsteine auf dem Straßenkörper und darauf zu reiten war bitter. Bei Dhladokampos trafen wir einen Reisewagen mit einer englischen Familie von sechs Personen und einem Kurier. Die konnten auf der Straße nicht weiter, die Pferde waren am Umsinken. Wir überließen sie ihrem Schicksale und schleppten uns weiter. Hinab nach Myloi war dann

die Straße so gut, daß ein Radler seine Freude daran gehabt hätte.

Das Meer, das Meer! so sollen einst gewisse Griechen irgendwo gerufen haben. Sie hatten ohne Zweifel recht. Da unten lag es, so blau als Ultramarin sein kann; der Golf von Nauplia. Bunte Segelbarcken wiegen sich darauf, mit hohem Heck und Bug, steilem Bugspriet und einem großen Trabakelsegel. Das Meer liegt „platt vor dem Wind“, drüben schimmert die gelblich-weiße Häuserreihe von Nauplia, in drei Viertelstunden zu erreichen. Wir zahlten die Führer aus, ein Rumaner Eisenbahnarbeiter war uns behilflich, eine Barcke zu mieten, für zwei Drachmen. Eine ganz homerische Barcke, rot-blau-weiß bemalt, die Segel auch ganz buntschecfig. Ein italienischer Wirt erfrischte uns vorher auf seiner Veranda. Dann ging's „auf die wo-ogende See“. Die Schiffer alle Riesenleute, mit phrygischen Mützen und roten Schärpen. Die Segel stellten sie ein einzigesmal, bei der Abfahrt, und berührten sie dann nicht mehr. Der Steuermann stand auf dem hohen Heck aufrecht, rücklings gegen die überlange Ruderpinne gestemmt, die gleich der Deichsel eines Leiterwagens weit hereinreichte. Wir hatten den Wind von achtern und fuhren platt vor ihm, mit bauchigem Segel, nach urzeitlicher Art, . . . heute werden die Segel „auf Ebene getrimmt“, damit keine Leinwand verloren geht. Wir fuhren schnurgerade über, immer klatschend auf und ab, so daß die Koffer unten herumtugelten. Bei der Einfahrt in den Hafen ruft der Steuermann dem Mann vorn ein Wort

zu und macht ein unerhört elegantes Manöver. Er nimmt das Boot im Kreis herum, wirft Anker, beide Segel fallen gleichzeitig und es liegt am Molo. Eine Menge Leute stehen dort, er wirft ihnen die Trosse zu, sie fangen sie auf und legen sie um einen Boller, mit dem richtigen Knoten, einem Webleinstich. Dann halten sie die Trinkgeldhand auf. Als wir mitten im Golf waren, hatte sich plötzlich im Süden eine drohende schwarze Wolke erhoben. Wenn ich diese auf dem Attersee erblicke, dann trachte ich schleunigst an Land zu kommen, ehe der Wolkenbruch niedergeht. Auch hier fragte ich besorgt: „Wird's nicht regnen?“ Die Schiffer lachten hell auf! „Was glauben Sie, wann es da zuletzt geregnet hat? Im Februar.“ Und es regnete nicht.

Am Hafen standen zwei Gasthöfe: Xenodochion Nauplion und Xenodochion Lord Byron. Byron sah sehr heruntergekommen aus, Nauplion hatte einen Speisesaal wie ein kleiner mährischer Landgasthof. Unverweilt aß ich die lange Gurke und den kurzen Fisch. Als ich mein nettes Zimmer besah, klopfte es. Herein! Ein Einjährig-Freiwilliger, dunkelblau, rot passpeoliert, trat ein, der Sohn des Wirtes, und stellte sich als Dr. Thermojanis vor. Er war Doktor Juris der Fakultät Bordeaux, elegant, gebildet. Er bot sich mir als Cicerone an und stellte mir seine schöne Bibliothek von meist französischen Werken zur Verfügung. Wir nahmen dann zusammen ein Seebad an den Cliffs; schwarzbraunen Kalkfelsen voll Höhlen, wie eine Reihe hohler Zähne. „Auch Lord Byron hat hier

gebadet“, hieß es. Weit hinaus durften wir nicht schwimmen, da es oft Haifische giebt. Wir blieben mehrere Tage im „Nauplion“ und besuchten Argos, Mykenä, Tiryns, . . . das würde jetzt zu weit führen. Ach Gott, fast wäre ich in Argos sitzen geblieben. Dort gab es nämlich einen Eisenbahnzug nach Athen, der zweimal die Woche ging; etwa wie in Amerika die Pacific-Eisenbahn. Ich hatte mich in Mykenä verspätet und der Zug war bereits in Bewegung, aber ich that, was der „fußschnelle Achilleus“ gethan haben würde: ich lief ihm nach und schwang mich noch glücklich hinauf. Dr. Thermojanis besuchte mich viele Jahre später in Wien; er war hier . . . Lehrer des Griechischen bei Ihrer Majestät geworden und wohnte in der Hofburg.



Eine Fahrt nach dem Heiligen Berg.

Eines Tages fand ich Freund Frik über einer langen und breiten Rechnung sitzen. Er saß auf einer indianischen Decke aus Siouy City und hatte ein weißes Fetz mit zwei roten Streifen auf dem Kopfe. Es scheint also auch weiße Fetz mit zwei roten Streifen zu geben, dachte ich mir. Und ich hatte nicht unrecht. Er erzählte mir später, wie er diese Kopfbedeckung von einem Athosmönch gekauft hatte, auf dem Hagion Dros, dem Heiligen Berge, dem Montsalvatsch der östlichen Christen. Ich fragte ihm dann die ganze Reise ab, was ich bei Fallmerayer gewiß unterlassen hätte. Und ich hatte nochmals recht, denn er sagte mir manches, was bei Fallmerayer nicht zu lesen ist. Darum schreibe ich diese Dinge hier auf.

Sie wissen, begann er (er beginnt fast immer so), ich reiste 1886 mit unserem Freunde Julius, dem Architekten, nach dem Orient. Es war sein Monat, der Juli, und wir froren gerade nicht, in Konstantinopel. Aber wir waren jung, und das hält im Winter warm, im Sommer kühl. So gingen wir eines Morgens nach

Galata hinunter, um uns Billets für den Athosdampfer zu nehmen. Die türkische Massudieh-Linie; ich glaube, sie heißt so. Auch ein Vergnügen. Vor allem war es kaum möglich, in dem Gewirr von Winkelgäßchen voll verfaulten Salats und Orangenschälchts ihr Bureau zu finden. Kein Mensch wollte je von etwas derartigem gehört haben. Als wir dann die elende Bude fanden, verlangte ein schiefgewickelter Rechtgläubiger, der am klapprigen Schalter saß, für eine Fahrkarte 180 Francs. Nach längeren Verhandlungen in angeblichem Französisch ging er auf 93 Francs herab. Warum gerade auf 93? Er nannte das einen „Ausnahmepreis, für die Zukunft“. Schließlich einigten wir uns auf 37 Francs; er gehörte augenscheinlich zu denen, die in Monte Carlo immer auf Unpaar setzen. Nun begaben wir uns auf das Postamt, um zwei „Testereh“ — ich glaube, sie heißen so — für Hagion Dros zu ergattern. Wiederum ein Vergnügen. In einem erstickenden Bretterschuppen warteten schon eine Menge Leute auf Testerehs. Darunter Perser in grellgrünen Raftanen, ellenhohen Astrachanmützen und bunten Shawls; sie waren eine Deputation an den Padischah. Dann Engländer, Franzosen, zwei Chinesen mit Zöpfen. Stundenlanges Warten gehört stets zu solchen Geschäften. Was kann man thun? Man sieht den Schreibern zu, wie sie auf Papier, das sie über den Daumen gewickelt haben, schreiben. Der Beamte sitzt unterdes ruhig bei seinem Kef und raucht Cigaretten. Das gehört alles dazu. Endlich kommen wir vor. Er verlangt ein paar Francs, aber auf die kleinste

türkische Blechmünze ausgerechnet. Wer feilscht, kann unter Umständen zweimal vierundzwanzig Stunden warten. Endlich habe ich mein Leskerei in der Hand; ich heiße darin, — wie ich erst auf Hagion Dros erfuhr — Friedrich Efendi. Um 10 Uhr morgens sollte das Athosschiff abdampfen, aber unser Raikführer ruderte uns bis 11 Uhr suchend im ganzen Hafen herum; kein Mensch wollte wissen, wo der Dampfer lag. Plötzlich erblickte er ein Schiff mit blaugeränderter weißer Flagge. Das ist die Partenza-Flagge, er spedierte uns also hurtig das Fallreep hinan, mit all unserem Gepäck. Oben erfuhren wir dann, dieses Schiff fahre nach Trapezunt. Fallmerayer war zwar auch in Trapezunt, aber wir stiegen doch wieder hinab und suchten weiter. Dabei wurden wir noch von einem Piraten abgefaßt. Ein dickes Individuum in Uniform stand in einem Kahn mit roter Flagge, auf der in weißer Schrift das Wort „sanità“ stand. Er schnitt uns den Kurs ab und erklärte, er müsse unser Gepäck untersuchen, wir sollten nur hübsch die Koffer öffnen. Dabei herrschte ein neckisches Wellenspiel, daß die beiden Kähne immer senkrecht an einander vorbeitanzten. Unser Raikführer gab uns aber einen Wink, der daraus bestand, daß er etliche Male mit der Spitze des Daumens die beiden nächstliegenden Fingerspitzen rieb. Ich begriff und gab dem hygienischen Piraten schleunigst zwei Piaster; ich hatte nicht mehr Kleingeld und fürchtete, er würde schwer beleidigt sein. Aber er rief fröhlich „Evcharisto“ und schrie unserem Bootsmann barsch ein türkisches Vorwärts zu.

Endlich waren wir auf dem richtigen Dampfer, der aber erst mittags abfuhr. Auf Deck herrschte ein wildes Durcheinander, worin russische Pilger den Ton angaben. Die meisten waren Mönche. Zwei Duzend kamen geradenwegs von Archangelsk, am Weißen Meer, und hatten schon sechs ungewaschene Wochen hinter sich. Einer von ihnen streichelte mich später immer und sagte entzückt: „Kalos anthropos“, was nach Homer „schöner Mensch“ bedeutet. Auf der Kommandobrücke tummelten sich zwei seltsame Figuren herum. Die eine war der Kapitän, dessen rotgestreiftes Baumwollhemd weit offen stand; die andere war ein russisches Dämchen von sehr abenteuerlicher Zusammenstellung und mannigfaltigen Absichten.

Sie wissen, Fallmerayer fuhr 40 Stunden lang nach Saloniki und ritt von da ebenso lang nach Hagion Dros. Wir machten das alles in acht Stunden Seefahrt. Das Marmara-Meer war ruhig und das Aegeische glich geradezu einer geschliffenen Platte von Lapis Lazuli. Keine Welle regte sich, kein Hauch des Zeus Urios, der bei Homer den sogenannten Fahrwind schenkt, wehte uns an. Die schnee-weißen Segel der Windmühlen, die rechts und links an den Inselgestaden von Samothrake und Lemnos aufgereiht stehen, hingen schlaff nieder. Uns war es recht und auch die Russen schienen nichts dawider zu haben. Kaum waren wir zwischen den beiden mythischen Inseln durch und hatten im Süden den hinkenden Hephästos, im Norden den seligen Professor Conze gegrüßt, so tauchte vor uns ein hohes liches Felshaupt aus dem Meeresblau empor.

Sämtliche Russen fielen auf die Knie und beteten inbrünstig; die junge Russin kokettierte mit dem heiligen Kap aus allen Kräften, aber sie sollte dort trotzdem Schiffbruch leiden, wie ein paar tausend Jahre vor ihr die persische Flotte. Unter dem Eindrucke des ersten Athozanblicks erlebte ich ein schreckliches Abenteuer. Ich wollte die Kampanjetreppe hinabeilen, um mein Fernglas zu holen, aber unterwegs war ein Strick quer über das Verdeck gespannt, und daran hingen ein Duzend blutige Fexen von Hammelfleisch, ganz schwarz von Fliegen und weit hinausduftend in die kristallene Reinheit dieser Luft. Sie waren für die nächste Table d'Hôte bestimmt und sollten wahrscheinlich im Voraus die Gflust reizen. Mir vertrieben sie den Appetit gründlich, denn ich war damals noch Vegetarier, und wie Sie wissen, von strengster Observanz. Und sehen Sie, da mußte mir das passieren, daß ich in der Eile beim Durchschlüpfen unter diesem kaudinischen Joch mit meinem wunderbaren, hellseidenen, echtenglischen Tropenhelm voll gegen einen der ekelhaften Nasbrocken rannte. Ein scheußlicher Blut- und Fettfleck, nicht mehr herauszukriegen, blieb an meiner Krone haften, . . . und darum kaufte ich mir auf Hagion Dros sobald als möglich dieses weiße Fex, dessen rote Streifen niemals in den Adern eines Hammels geflossen sind.

Es dämmerte schon, als wir unmittelbar am Fuße der weißen Marmorpyramide ankerten. Ueber dunklem Waldgrün stiegen bleiche Wände auf, mit Löchern wie ein Bienenstock. Die ersten Hängeklöster und Felshöhlen, durch Bretterwände nach außen geschlossen. Nirgends ein Weg

hinauf. Zu den Klöstern wird man in Körben emporgezogen und zu den Eremiten gehen alle Pfade in weiter Schleife hinten herum über den hohen Bergrücken. Herunter kann man nur fallen, hinauf nur fliegen; das Steigen ist ausgeschlossen. Drei große Platten fahren an den Dampfer heran, jede von etlichen schwarzen Gestalten gerudert. Mönche in hohen schwarzen Cylindermützen, ein Böcklin'scher Anblick. Die Russin zeterte und wollte durchaus mit, aber es half ihr nichts; der Kapitän lachte aus vollem Hause und hielt sie fest. Ein weibliches Wesen auf dem Athos! Unsinn! Wie Häringe zusammengestaut, fuhren wir an Land. Von heiligen Schauern will ich Ihnen nicht erzählen, schon weil wir zuerst die Prosa dieser Poesie kennen gelernt haben. Der Realismus dieses Märchens trat uns zunächst in Gestalt eines kugelrunden Herrn entgegen, der schwarz gekleidet, fezbedeckt und eine ungeheure goldene Uhrkette quer über sein Vorderteil gespannt, uns buchstäblich den Weg verstellte. Seine Gebärde bedeutete: „Nur über meine Leiche“. Seine Rede war bündig, denn er sagte bloß: „Je suis le gouverneur de cette terre, donnez-moi vos passeports“. Wir reichten ihm die Testerehs und, um sehr höflich zu sein, unsere Visitenkarten dazu. Darauf sagte er milder: „Friedrich Efendi, j'ai l'honneur“, verbeugte sich mit türkischem Gruß und teilte uns mit, wir würden unsere Pässe in Karhäs zurückerhalten. Als er beiseite getreten, wurde die Sache noch realistischer. Wir stiegen nämlich zu einer elenden Locanda empor, deren italienischer Wirt, in Mütze

und Schürze, uns begrüßte. Als Nachtquartier wies er uns einen Saal mit acht Betten an; um vier Uhr wollten wir geweckt sein, mit Pferden für den Ritt nach Karhäs. Auf die Frage, was es zu essen gebe, hieß es: Bloß Gurken, das Brot sei leider alle. Nun, Gurken sind schließlich eine schätzbare Frucht und wir nahmen vorlieb. Er deckte den Tisch und brachte eine meterlange, hagere, lichtgrüne Gurke mit glatter Haut. Sie glich einer erstarrten Schlange. Dazu stellte er ein zweischnäbeliges italienisches Fläschchen mit rotem Essig und ein schartiges Trinkglas, halbvoll mit Del. Ach wenn es bloß ranzig gewesen wäre! Es war etwas, wofür ich vielleicht ein andermal einen Namen finden werde. Auch eine Serviette bekam jeder. Die meine hatte in der Mitte einen Blutsleck, so daß ich einen dünnen Zweig von der Erde aufhob und damit den eckigen Lappen, den ich mit der Hand nicht berühren wollte, weit wegwarf. Wir zogen dann unsere Taschenmesser und aßen die Gurke, wie sie war, aus der Hand. Kein Keryes hat je so soupiert. Riesenplatanen neigten sich über unseren Schmaus, unsichtbarer Oleander duftete, unsichtbare Falter schwirrten . . . und so weiter. Dann legten wir uns in die acht Betten, die eigentlich Wallfahrerpritschen waren, abgesteppte Matratzen ohne Ueberzug, ein Koken als Decke. Jenseits einer Bretterwand heulten die Kleinen des Wirts, diesseits . . . haben Sie eine entfernte Vorstellung von Athoswanzen? Nun, ich verzichte darauf, sie Ihnen zu suggerieren. Schon um drei Uhr waren wir auf den Beinen, ganz von selbst.

Morgenfrühe auf dem heiligen Berg . . . Um vier Uhr kamen unsere Agogioten mit den Pferden. Albanesen in Fez und Fustanella, die Gürtel voll Waffen für Hieb, Stich und Schuß. Dem Wirt bezahlten wir zwei Frances, die Gurke mit inbegriffen. Ein Hain von hundert Fuß hohen Platanen nahm uns auf, ungetüme Delbäume folgten, mit labyrinthischen Gehängen von Epheu und Rosen, jedes Blatt handgroß, von Wipfel zu Wipfel . . . Bitte, wenn ich ins Schildern gerate, rufen Sie Halt! . . . Geschildert hat schon der alte Grisebach, der große Botanikus von Göttingen. Nur die Betäubung muß ich erwähnen, die aus der purpurbühenden Oleanderwildnis auf uns einströmte, ganz überwältigend. Wie narkotisiert ritten wir durch ein Flößchen und dann das Gebirge hinan. Ein höchst kunstvoller Reitweg, obgleich etwas steil; eigentlich eine endlos hinangeschlängelte Steintreppe. Gewissenhafte Mönchsarbeit, jede der klasterbreiten Stufen rechtwinklig gemeißelt. Dann am Kloster Hagia Anna vorbei, durch immergrünen Eichwald mit eingerollten, silberflaumigen Blättern . . . und bergauf bergab, treppauf treppab, immer höher, 1000 Fuß hoch über dem Blau der ägeischen Meerflut, in das die Felsen braunrot abstürzen. Jetzt ganz hoch oben um eine steile Felschlucht herum, in die das Kloster Hagios Georgios — das „s“ dürfen Sie verschlucken — hinabschaut. Und wieder Felschrofen mit eingebauten Hängeköstern und Einsiedlerhöhlen, braunviolett niedergehend in tiefblaues Meer, das sich wie ein Fjord tief ins Land hineinfrisst. Uebrigens finden

Sie die Klöster im Bädeler, ich nenne also keine mehr. Auf dem ganzen Wege bis zur Fochhöhe begegnete uns ein einziger Mensch. Ein junger Bursche, blauschwarze Locken bis auf die Schulter, über der braungefönnnten Stirn den Mönchschylinder, um den blauleinenen Leibkittel eine riesige Ledertasche gehängt. Er ritt einen Esel, der, mit roten Filzstücken behangen, das Fliegenetz über der Nase, trotz dieser Erleichterungen immerfort bockte. „Kal'imeras“ (Schönen Tag) sang er uns zu und zog bergab. Er war der Postbote, der von Chilantari, dem letzten Kloster gegen die macedonische Grenze hin, zum altberühmten Lavrakloster hinabritt. So ungefähr wird also wohl auch der Götterbote Hermes ausgesehen haben. Nebenbei, . . . Kloster Chilantari wurde zwei Monate später von türkischen Räubern überfallen und viele der Mönche massakriert. Das gehört alles dazu.

Auf der Paßhöhe fangen die Bettler und Händler an. Die Sonne strahlt, die Blätter des Fleg glänzen, der Lorbeer duftet . . . Rufen Sie nicht Halt, ich halte schon. Freiwillige Bettelmönche, die just den Betteldienst haben, verkaufen auch Feg und Websachen. Der Blick jenseits fällt tief unten auf weiße Häuser mit Flachdächern, die in üppiger Mulde verstreut liegen, ein Kirchlein mit grünsparfarbenen Kuppeln ist auch dabei. Das ist Karhäz, die Hauptstadt des Athosreiches. In einer Art Mönchslocanda stiegen wir ab. Eigentlich war es mehr ein türkisches Café für russische Mönche. In einem paradiesischen Gärtchen saßen sie, meist mit langen, weißen Bärten, als

hätten sie Servietten vorgebunden, bei Kaffee, Mastikaschnaps, Dulkschas und Cigaretten. Sie waren sehr liebenswürdig und redeten uns italienisch an. Ein junger Mönch half uns die Führer bezahlen — jedem ein Medschidieh — und führte uns dann in Buden, wo wir weiße Fez und Athosgewebe kauften. Er führte uns durch den ganzen Bazar und in allerlei Häuser, wo rein gar nichts zu sehen war, bis in den Oberstoß hinauf. Dann in die uralte Kirche mit der Mosaikkuppel, unter der der h. Paulus den Thessalonichern gepredigt haben soll; er wollte es ganz bestimmt wissen. Dann sagte er: „Jetzt führe ich Sie dorthin, wo Sie Ihre Teskerehs zurückbekommen.“

Die breite Hauptstraße hinab, kamen wir vor ein unscheinbares Gebäude; weißgetüncht, einstöckig. Wir stiegen eine schmale, steile Holzstiege hinauf; richtiger Stiege. Es geht zu einer Hühnersteige, dachten wir, da schob er uns plötzlich in einen großen Saal und wir vergaßen, den Mund offen zu lassen vor Erstaunen. In zwei langen Kolonnen saßen auf vierundzwanzig schwarzen Armstühlen — Thronen sagt Homer — vierundzwanzig schwarze Gestalten. Sämtlich mit weißen Bärten bis auf den Gürtel hinab und mit schwarzen Flortüchern über die Kopfsylinder, bis auf die Schultern nieder. In der Mitte, der Thüre gegenüber, ein hoher Thronstuhl, darauf ein Ugreis in weiß wallendem Haar- und Bartschmuck, ein dickes Goldkreuz auf der Brust. Behmgerichte und Inquisitionen fielen mir ein. Auch saß nebenan in schwarz gestrichenem Gitterverschlag ein junger Mönch, die Kiel-

jeder hinter dem Ohre, das Protokoll vor sich. Wie versteinert saßen alle Fünfundzwanzig. Da ging eine Seitenthür und herein traten zwei albanesische Kawaffen, in weißer Fustanella, bis an die Zähne bewaffnet. Jeder trug an einem Schulterriemen ein riesiges Servierbrett, darauf reihenweise Schalen mit heißem Thee, Schalen mit schwarzem Kaffee, Reihen von Schnäpsen, Reihen von Gläsern frischen Wassers und Reihen von Tellerchen für das Rosenkompot, das in einer großen Vase dabei stand. In jedem Wasserglase befand sich ein langstieliges Silberlöffelchen. Die Kawaffen marschierten zuerst vor dem Protos (Ältesten) auf. Der nippte von allem und stellte das Silberlöffelchen, mit dem er den Dultschas gekostet, nachdem er ihn hübsch abgeleckt, wieder ins Wasserglas. Dann machten die beiden Kawaffen Kehreuch und marschierten servierend längs der beiden schwarzen Kolonnen herab bis zu uns, denen man zwei gewöhnliche Sessel angewiesen hatte. Alle nahmen von allem; wir auch. Und dies wiederholte sich während der folgenden Verhandlung fünfmal, so daß ich am Schlusse eine förmliche Koffeinvergiftung hatte und am ganzen Körper zitterte. Endlich wechselte der Protos einige leise Worte mit seinem Nachbar und dieser Archimandrit — das wird er ja wohl gewesen sein — erhob sich; wir thaten dasselbe. Unser Verhör begann und der Protokollführer schrieb die Fragen und Antworten mit knirschender Feder genau nach.

„In welcher Sprache wollt ihr mit uns reden?“ fragte der Archimandrit.

„Italienisch,“ sagte ich.

Da winkte er einem anderen Greis, der uns im schönsten Florentinisch fragte: „Wo kommt ihr her?“

„Von Konstantinopel.“

„Habt ihr Empfehlungsbriefe und von wem?“

„Nein.“

„Was ist eure Beschäftigung?“

„Archäologie.“ (Ich verstand darunter Bummellei.)

„Was wollt ihr hier machen?“

„Studien über eure Kunstschätze und das Leben der Mönche.“

„Wie alt seid ihr? Wie heißt ihr? Wo seid ihr zu Hause?“ Und so fort noch eine ganze Menge Fragen.

Es folgte nun eine Beratung von mindestens zwanzig Minuten, von der wir kein Wort verstanden. Dann erhob sich der Protos, wie ein wahrer König Lear, und die ganze Synode stand auf. Er diktierte dem Schreiber einen zwei Seiten langen russischen Brief; wir verstanden wieder kein Wort. Dann wandte er sich wieder zu uns und sagte:

„Das ist der Freibrief, den Ihnen die heilige Synode aus Gastfreundschaft und Liebe für sämtliche Klöster und Ortschaften von Hagion Dros zur Verfügung stellt. Wo immer Sie hinkommen, weisen Sie ihn vor und Sie werden die Aufnahme eines Bruders finden. Jedoch geben Sie mir das feierliche Versprechen, daß Sie, bevor Sie dieses Land verlassen, diesen Brief an irgend einen unserer Mönche abgeben und nicht mitnehmen werden.“ Das

versprach ich feierlich und gab wirklich bei der Abreise den Brief wieder ab, obwohl ich ihn hätte mitnehmen können, denn kein Mensch fragte mehr darnach. Nun lieferte der Protoz den Brief dem Schreiber aus, der ihn nochmals laut vorlas. Dann winkte der Protoz wieder und von den vier Ecksitzen erhoben sich vier Priester und begegneten sich in der Mitte des Saales, wie die Behmrichter in „Göz von Berlichingen“. Dort knöpften sie ihre schwarzen Talare auf, öffneten das Hemde und nahmen jeder ein Ledertäschchen heraus, das auf der bloßen Brust lag. Den Täschchen entnahmen sie dann jeder einen quadrantenförmigen Metallkörper. Diese vier Viertelkreise übergaben sie dem Schreiber, der aus seiner Tischlade einen Stahlring mit Flügelschraube holte. Die vier Priester fügten die vier Quadranten zusammen, der Schreiber legte den Ring herum, schraubte das ganze fest und . . . das Siegel war fertig. Mit diesem Petschaft wurde unser Empfehlungsschreiben gesiegelt. Es zeigt die Muttergottes, von Sonne, Mond und Sternen umgeben, und eine Umschrift, die wir nicht lesen konnten. Da ein Alpha und ein Omega darin vorkamen, riet ich auf einen Satz aus der Apokalypse: „Ich bin das Alpha und das Omega.“ Ueberhaupt sah es in dem Saale etwas apokalyptisch aus: der Protoz saß auf seinem hohen Stuhl, auf dessen Rücklehne das Lamm geschnitten war u. s. f. Zum Schluß machten die Kawaffen mit ihren Genußmitteln nochmals die Runde, dann reichten uns die Mönche die Hand, der Protoz umarmte uns und wir erhielten unsere Pässe zurück.

Draußen harrte noch immer der junge Mönch, denn ihm ist dieser Saal nicht zugänglich, und wir traten frischweg unsere Wanderung an. Bis dahin hatte man uns in kein Kloster eingelassen. Und nun begann für uns eine höchst sonderbare Existenz. Von diesem Augenblick an waren wir nie mehr allein, außer beim Schlafen. Wir wurden unausgesetzt bewacht, offenbar mehr aus Mißtrauen, als „aus Gastfreundschaft und Liebe“. Es bestand sogar eine deutliche Absicht, unsere Pläne zu kreuzen. Wollten wir in ein Kloster hinein, so führte man uns vorbei; wollten wir vorbeigehen, so mußten wir hinein. Die uninteressantesten Dinge wurden uns mit der größten Breite erklärt, bei interessanten mußten wir uns nach Möglichkeit sputen. Wiesen wir den zauberkräftigen Brief vor, so küßte jedermann das Siegel, verbeugte sich vor uns demütig, die Hände über die Brust gekreuzt, und harrte unseres Befehls. Scheinbar war jeder unser Sklave, aber in der That waren wir kommandiert wie Gefangene. Auch die Aebte der Klöster thaten dasselbe. Der von Simopetra war der erste, zu dem wir kamen. Das Kloster wimmelte von Andächtigen, die uns keines Blickes würdigten. Einige Mönche sah ich in verzückter Erstarrung sitzen, der Lehnstuhl ihre ganze Welt, die Arme auf den Armlehnen, den Rosenkranz in der schlaffen Hand herabhängend, das Kinn auf der Brust, den Blick auf die eigene Magengegend geheftet. Zu jedem der Aebte stieg ich eine gelb lackierte Holzstiege hinauf und fand ihn in einem Gemach, dessen Fußboden gelb, Wände und Decke aber himmelblau lackiert

waren. An der Hauptwand hing immer ein Kruzifix zwischen zwei ganz elenden, in Nürnberg fabrizierten Farbendruckporträts des Czaren und der Czarin. Auch der Empfang war stets derselbe. Ueberall die nämliche Liebenswürdigkeit, das nämliche französische Gespräch, fast nur über auswärtige Politik, so weit sie Rußland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien betraf, und über . . . Rom, und dazu der nämliche Kawaß mit den verwünschten Genußmitteln, die mich in einem steten Kaufsch erhalten. Aber unseren Willen that man uns nie. Ich hatte im Kloster Chilantari einen Bekannten: Wladislaw Breuer, einen Nordböhmern. Wir hatten uns in Wien als Vegetarier kennen gelernt und nun lebte er schon seit Jahren als Mönch in Chilantari. Später ging er nach Rußland, wo er eine Sekte gründete. Natürlich wollte ich Breuer besuchen, aber man vereitelte es immer wieder. Da schrieb ich ihm und bekam keine Antwort. Später hörte ich, daß der Brief ihm nicht eingehändigt worden. Noch bei meiner Abreise machte ich eine solche Erfahrung. Ein ganz junger Mönch schloß sich mir auf dem Wege zum Hafen an. Er war ein Deutscher und froh, deutsch sprechen zu können. Arm in Arm stiegen wir zum Molo hinab, da erscholl plötzlich hinter uns ein strenger Ruf, der junge Mensch ließ augenblicklich meinen Arm los, sagte Adieu und stieg schleunig den Berg hinan.

Abends gelangten wir nach St. Panteleimon, dem großen Kloster am Meere, mit seiner großen russischen Kirche und den vielen grünen Kuppeln darauf. Bis wir

den Abt fanden, hatten wir durch zwanzig Gänge zu gehen und Schwärme von Mönchen zu durchdringen. Er lud uns ein, über Nacht zu bleiben, aber erst nach zahllosen Kreuz- und Querfragen. Ein dienender Mönch führte uns in eine schmale Zelle, in der zwei Betten nur hinter einander Raum fanden. Die Wände ganz kahl, das enge Fenster vergittert. Das hochgetürmte Bettzeug hatte rotweiß karierte Ueberzüge. Ein absolut lautloser, ja geräuschloser Mönch, mit stets auf der Brust gekreuzten Händen, war unser Faktotum. Er führte uns durch die langen Gänge mit ihrem roten Ziegelpflaster und den vielen schmalen Zellen rechts und links. Das moderne Gasthofsweisen hat dieses Haus noch nicht berührt; wir sollten es in jeder Hinsicht erfahren. Aber der Blick hinab in den Hof war köstlich. Ueber die steilen Felswände und Mauern kletterte der blutrote Oleander bis in den zweiten Stock hinauf, und in dieses Blühen herab blickten von der einen Seite her die bauchigen Kuppeln der Kirche in ihren Kremlfarben. Und hinter uns blaute das Meer, der kleine Hafen mit seinem kleinen Molo und einem ganz kleinen Dampfer vor Anker, und weit draußen zwei Vorgebirge hintereinander: die anderen beiden Zinken der dreizinkigen Halbinsel Chalcidice. Als wir in unsere Zelle zurückkamen, machten wir darin eine litterarische Entdeckung. Unter dem Bette lag ein Band Tauchnitz, Bulwers „Pelham“. Es stand sogar eine Widmung darin, von einem dankbaren Engländer, der das Buch hierher gestiftet hatte. Vermuthlich hatte er besser gespeist, als wir. Was

man uns vorsetzte, war einfach entsetzlich. Ach, wir wurden in kein gemüthliches Refektorium geführt, sondern nur in eine zweite Zelle, wo ein zweiter Mönch uns eine Suppe brachte. Sie bestand aus ranzigem Del, Salzwasser und einigen Kartoffelscheiben. Mit Efel aßen wir ein paar Löffel voll. Unser stummes Faktotum wich nämlich nicht von unserer Rückseite. Die zweite Schüssel war ein längst verewigter Fisch mit halbverfaulten Oliven. Das war schlechterdings ungenießbar, und ich benützte einen Augenblick, in dem unser Dienstbarer vor die Thüre gerufen wurde, um die ganze Schüssel zum Fenster hinauszuleeren. Noch sehe ich das garstige Zeug dick über die herrlichen Oleander hinabtriefen. Glücklicherweise kam nun Thee, der beste, den ich je getrunken, und Mastika dazu. Dann wurden wir in unsere Zelle zurückgeführt. Zum Frühstück kam wieder jenes gewisse Brett. Dann gingen wir in die Kirche, in der alles auf dem Angesicht lag, und hörten die Messe. Ringsum alles bemalt mit Heiligen ohne Zahl.

Dann besuchten wir einen Einsiedler, der auf sanftem Hügel ein ziemlich großes, ebenerdiges Haus bewohnte. Er war ein jüngerer Mann und hatte augenscheinlich viel Zeit, Haar und Bart wachsen zu lassen. Das Haar war rückwärts mit einem Faden zu einer Art Pinsel zusammengebunden. Er sprach Neugriechisch und bot uns Schnaps an. Dann führte er uns an den Abhang hinaus und sagte: „Nun schaut zu, was da geschieht.“ Und wir sahen . . . einige schwarze Skarabäen (auf gut deutsch Mistkäfer) von tropischer Größe, an die zwei Zoll lang, in seltsamer

Weise beschäftigt. Gleich Krebsen rückwärts gehend, arbeiteten sie sich den Hügel hinan, wobei sie mit den Hinterfüßen eine kleine Kugel aus Mist vor sich herwälzten. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis der erste mit seiner Kugel oben war. Da klopfte mich der Mönch auf die Schulter und sagte: „Geben Sie acht, was jetzt geschehen wird.“ Plötzlich sprang der Käfer zur Seite und die Kugel rollte den Abhang hinab, wobei sie sich um einiges vergrößerte. Der Skarabäus aber lief ihr spornstreichs nach, faßte sie unten wieder an und begann sie neuerdings hinanzuwälzen. Immer größer wurde die Kugel, so daß sie schließlich einem Käfer zu schwer war. Da rief er einen Kollegen zu Hilfe und sie legten sich wie ein Zwiegespann von schimmernden Klappen vor den Globus. Mächtig stemmten sie sich mit den Vorderbeinen, während sie rückwärts unverdrossen antauchten, um die Kugel, in der eine ihrer Puppen verborgen war, wieder hinaufzukriegen. Zwei Stunden sahen wir ihrer Arbeit zu, der Mönch wortlos starrend, mit einer Art ewiger Verdutztheit. Dann sagte er tiefernt: „Ich bin jetzt schon über zehn Jahre in dieser Einsamkeit und kann nicht fertig werden, dem zuzuschauen.“ Ich antwortete darauf: „Ja, es ist merkwürdig, aber ich weiß von einem alten Griechen, der jahraus jahrein dasselbe Spiel mit einem ungeheuren Felsblock trieb; er hieß Sisyphos.“ Das interessierte ihn und ich mußte ihm mehr von dem Herrn erzählen. Uebrigens war der gute Eremit auch sonst ein großer Insektenfreund. Er hatte eine ganze

Wand voll Bienenstöcke und es schwärmte in seinem ganzen Umkreise von Bienen, wie im Kloster unten von Fliegen. Er hielt die Bienen und die Mistkäfer für die Krone der Schöpfung, sagte es aber natürlich nicht. Mit solchen Ausflügen beschäftigt, blieben wir in St. Panteleimon fünf Tage. Und fünf Nächte, füge ich seufzend hinzu. O, diese Nächte! Unsere Zelle war eine Marterkammer, was Insekten betrifft; aber es waren keine Bienen und keine Skarabäen. Dazu bekamen wir niemals Licht; das ist dort überhaupt nicht Sitte. Wenn der liebe Gott wollte, daß es in der Nacht hell sei, hätte er den Mond etwas größer zugeschnitten und mehr Del hineingegossen. Und dann wurden wir jede Mitternacht durch einen seltsamen Lärm geweckt; auf den Ziegelpflastern der langen Gänge war dann ein Geschlurf von Sandalen und bloßen Fußsohlen, und ein Stimmgewirr drüber hin, denn die Mönche begaben sich zur Mitternachtmette, die zwei Stunden dauerte. Und um vier Uhr wiederholte sich dies. Das Ideal einer Nachtruhe genießen sie nicht. Und dabei hungerte uns fortwährend. Das Klosterfutter blieb ungenießbar und wir lebten von Käse und Brot, das wir hie und da auf unseren Ausflügen kaufen konnten.

Nach und nach bemächtigte sich unser eine wahre Lannhäuser-Sehnsucht, aus diesem Paradiese fortzukommen. Oleander können wir seitdem überhaupt nicht mehr riechen, und die verwünschten Markotika brachten uns ganz herunter. Wenn Fallmerayer recht hat, daß „Hagion=Dros=Kost leichtes Blut und hellen Sinn giebt“, so muß sich die

Rühe des heiligen Berges seither sehr verschlimmert haben. Billig ist sie allerdings. Ueberhaupt haben wir auf dem Athos keinen Para ausgegeben, außer für unsere Käufe und als Almosen. Dabei aber fuhren wir fort, wohlbewachte Gefangene zu sein. Auf all unser Fragen, wann und wie wir wieder abreisen könnten, kamen diplomatisch gewundene Antworten. Wir hatten keine Ahnung, ob unser Glück noch zwei Wochen, oder nur zwei Tage dauern würde. Eine geregelte Verbindung gab es nicht. Endlich eines Abends im Zwielicht trat der Abt persönlich in unsere Zelle. Er umarmte und küßte uns und sagte: „Um vier Uhr früh geht ein Dampfer nach Salonich. Euer Gepäck lasse ich jetzt zum Molo hinunterbringen. Ihr werdet um drei Uhr geweckt werden. Lebt wohl!“ Vor freudiger Aufregung schlossen wir die ganze Nacht kein Auge, was die Insekten ganz außer Fassung brachte.

In herrlichster Morgenfrische, als bräche soeben der erste Schöpfungstag an, wandelten wir zum Hafen hinab und gingen sofort an Bord. Es war ein Frachtendampfer. Und da sahen wir eine letzte merkwürdige Scene. Mitten auf dem Verdeck stand, von zusammengeklampften Balken festgehalten, ein ehernes Ungeheuer; eine Riesenglocke, 12 000 Oka schwer, zweieinhalb Meter hoch und unten ebensoviel im Durchmesser. Sie hatte eine russische Rundschrift und war eine Liebesgabe aus Rußland an eines der Athosklöster. Sie war abends angekommen und sollte nun ausgeschifft werden. Die Scene werde ich nie vergessen. Auf Deck herrschte ein unbeschreibliches Getümmel. Der

türkische Kapitän fuhr wie rasend zwischen seinen Leuten umher und ohrfeigte soeben den Leutnant, der in seiner Verblüffung mit wahrer Wut an die jetzt ganz zwecklose Matrosenarbeit ging, ein nasses Tau aufzurollen. Es war überhaupt alles ratlos. Der Kapitän manöbrierte vergeblich hin und her, um die Breitseite des Schiffes an den Molo zu bringen, wobei er mehrmals wieder ins Freie hinaussteuerte, eine neue Schwenkung zu machen. Dann fiel ihm ein, daß er erst die Glocke aus der Aye des Schiffes nach dem Bordrand hin verschieben müsse, um sie dann an Land zu kriegen. Nach übermenschlichen Anstrengungen gelang dies. Die Folge war, daß das Schiff durch die Last der Glocke seitlich getaucht wurde und dem Kentern nahekam. Wäre die See nicht spiegelglatt gewesen und ein Südwind aufgesprungen, so wären wir sicher gekentert. Nun war der Kapitän völlig kopflos. Als ich ihm einen heilsamen Rat geben wollte, beschimpfte er mich mit „crétin“ und dergleichen; später freilich, in offener See, bat er mich aus allen Kräften um Verzeihung. Und nun entwickelte sich ein höchst exotischer Anblick. Im Morgenrot, das immer tiefer in Gebirg und Meer hineinleuchtete, begann die blaue Fläche von Rähnen aller Art zu wimmeln, die mit schwarzen Mönchen besetzt waren. Sie umschwärmten unter lebhaften Gebärden das gefährdete Schiff; eine halb frühchristliche, halb moderne Scene. Der Kapitän war in seiner Kajüte verschwunden und überließ es Allah, dem besten aller Kapitäne, die Glocke ans Land zu bringen. Da kam

Rettung. Vom Lande her schoß ein Boot, von zwei Mönchen gerudert, heran, und darin stand die hohe hagere Gestalt eines Igumens. Er ruft ein paar Worte hinauf und steigt das Fallreep hinan; eine Menge Mönche stürmen jetzt den Dampfer. Wieder ein Böcklin'sches Bild. Der Igumen besteigt die Kommandobrücke und beginnt russisch zu kommandieren. Die Mönche greifen zu und schieben vor allem unter vieler Mühsal die Glocke in die Aye des Schiffes zurück, worauf dieses sich wieder aufrichtet. Gleichzeitig beginnt auf dem Molo der Bau eines hölzernen Krahns. Primitivster Konstruktion allerdings, aber doch eines Krahns. Die schwarzen Mönche rühren sich behend; sie reiten auf den Balken in der Luft, wie Hexen auf Besenstielen, sie hämmern und winden im Takt. Zwei Stunden vergehen, der Krahn ist fertig. Nun steuert der Igumen den Dampfer mit Vorsicht und Geduld so, daß er sich an den Molo „anholen“ lassen kann. Die Glocke wird an Seilen meterhoch gehoben und hängt am Krahn. Nun neue, höchst behutsame Manöver, um das Schiff von der Glocke freizubringen. Alles gelingt nach Wunsch. Der Igumen — ein ehemaliger russischer Schiffskapitän — kehrt ruhig an Land zurück, der türkische Kapitän kriecht aus seinem Schlupfwinkel hervor und übernimmt wieder das Kommando.

Als wir bei aufgehender Sonne in die See stachen, hing die Riesenglocke am Krahn in der Luft und sandte uns ihren blizenden Schein nach. Der Kapitän wollte wissen, diese Glocken würden aus Rußland nach dem

Athos geschickt, um dort von den Mönchen in unterirdischen Gußstätten zu Kanonen umgegossen zu werden. Sie hätten schon eine ganze geheime Artillerie beisammen. Er schien sich damit an der vertrackten Glocke rächen zu wollen.



Iostedalsbrä.

Im folgenden ist der Versuch gemacht, eine der größten Gletscherwanderungen, die überhaupt in Europa möglich sind, die aber äußerst selten unternommen wird, mit voller Sachlichkeit zu rekonstruieren. Sie wurde am 22. Juli 1886 angetreten. Die Wanderer waren mein Freund Friedrich Eckstein und sein Freund Nischinger, jetzt Apotheker in Bleiburg (Kärnten). Beide standen damals in der Blüte ihrer alpinistischen Leidenschaft, mit Unrecht auch Bergferentum genannt. Beide waren athletisch trainiert und richtige Dauergänger. Nischinger hatte einst den Montblanc zweimal hintereinander bestiegen. Auch hatte er im Winter die Kraftleistung vollbracht, mit einem Genossen ein Zentnerhantel auf die Rax hinaufzutragen. Von der Absicht, selbender ein Harmonium für das Schußhaus hinaufzuschleppen, kam er ab, weil ihn der Fabrikant versicherte, daß es dort oben in einem Monate ohnehin unbrauchbar würde. Er ist nämlich auch großer Wagnerianer und alle Klaviere in Norwegen haben unter seinem „Siegfried“ gedröhnt. Er spielte das alles auswendig, und

Bach und Beethoven dazu; er entzückte damit die damalige Touristengeneration. Die Grundlage dieser Erzählung sind die Notizbücher Ecksteins und seine mündlichen Ergänzungen.

Wir fuhren also — begann der Erzähler — von Bergen mit dem Dampfer die Nacht durch in den Sognefjord hinein bis Badhem. Da beginnt die sogenannte Oberlandtour für die Skjds-Touristen über Förde, Nedravasenden, Alhus und Aardal bis Namot. Von Namot (sprich: Dmot) gingen wir zunächst über einen Zweig des großen Jostedalzbrä (Brä = Gletscher) nach dem Oldenvand (Vand = See). Namot liegt noch im Thalkessel, zwischen hohen, schwarzen Felswänden, von denen unzählige Wasserfälle niedergehen. Die weißen Firnen des Jostedalzbrä schauen über die schwarzen Ranten nieder. Der Ort besteht aus vier grauen Holzhütten, deren bemooste Dächer mit großen Steinen beschwert sind. Ringsum duften Wiesen, der Baumwuchs ist üppig, ein Gletscherbach poltert hindurch, milchig blau, undurchsichtig von Gletschermehl. Ein alter Mann erbot sich als Führer. Um 4 Uhr nachmittags brachen wir auf. Nach alpinen Begriffen eine komische Stunde, um einen Gletscherübergang zu beginnen, aber hier oben waren die Tage lang. Eine Stunde lang stiegen wir ein steiles Steinkar (Geröllhalde) hinan; Michinger nannte alle Alpenpflanzen beim Namen. Da standen wir plötzlich vor den blauen Eismassen des Namotgletschers. Wir hatten nie eine solche blaue Reinheit gesehen, wie diese gewaltigen Seracs (Firnböcke), sie waren

ganz krystallblau, ohne Spur von Moränenschmutz. Und ebenso waren alle anderen. Wir schritten in unseren Bergschuhen durch mehrere fußtiefe Gletscherbäche, der Führer barfuß, auch über die Gletscher. Seine Stiefel hatte er an einer Schnur umhängen. Lange Schneefelder folgten, dann ein mächtiger Eissee. Seine Eisdecke von zwei bis vier Meter Dicke hatte Spalten und viele kreisrunde Löcher, durch die das Wasser tiefblau herausschien, aber so durchsichtig, daß man jedes Steinchen am Grunde sah.

Die nun folgende Wanderung war eine der widerwärtigsten meines Lebens. Eine mühselige Kletterei durch ein sogenanntes „Ur“, d. h. eine steil auf- und niedersteigende Halde, die mit messerscharfem Gestrümmel und oft viele Kubikmeter großen Steinen besät ist. Es war fußbrecherisch, wir schwitzten Blut. Dann ein Plateau mit einem zweiten Eissee zwischen lauter mächtigen Primärgletschern. Die Landschaft ganz arktisch, keine Spur von Pflanzentwuchs. Aneinander geseilt überschritten wir die Eisdecke des Sees, stellenweise watend. Wir durchqueren den Snenipagletscher und Kustoegletscher. Um halb 8 Uhr stehen wir auf der Fochhöhe, tief unten sehen wir den Oldenband, vor uns aber eine der größten Gletscherlandschaften der ganzen Welt, die inneren Gebiete des Jostedalsträ, die vielleicht noch nie betreten worden. Fünf riesige Primärgletscher von schrecklicher Steilheit gehen ins Oldenthal nieder, ein Amphitheater von lauter Eisströmen, die konvergierend zum See niederfliegen. Dazwischen fallen lauter Wasserfälle. Einer überrieselt eine steile Platte,

über die wir müssen. Der Führer klettert barfuß wie eine Katze; über grobes Gestein, das uns unangenehm, läuft er wie ein Jagdhund. Dabei geht er bei Wandtraversierungen und über steile Schneehänge unsicher, da überholen wir ihn. Es ist der Wettstreit zwischen Sohlenhaut und Sohlenleder. Ueber steile Schneefelder fahren wir stehend ab, er voraus, wir hinterdrein; unten klopft er uns auf die Schulter, erfreut, daß auch wir diese Kunst können. Es ist 9 Uhr. Großartiges Alpenglühn, die Riesenmassen des Jostedalzfirns glühen plötzlich wie flüssiges Eisen. Endlich ein wahrhafter Galeerenabstieg nach dem Gehöft Melkevold am See. Dort ist alles erstaunt, denn seit Jahren hat kein Mensch diesen Uebergang gemacht. Nachtmahl: Butterbrot und heißes Wasser.

Am Morgen fuhr uns der Sohn des Bauern in gutem Boot den langgestreckten See hinan, zwei Stunden weit. Unterwegs zählte ich noch sieben große Gletscher. Am anderen Ende, in der Ortschaft Olden, aßen wir herrliche Erdbeeren. Dann fuhr uns in Loen der Schuster des Ortes im Boot nach Näsädal, eine Stunde. Der Besitzer dieses Gehöfts, Simon Näsädal, ein berühmter Rentierjäger, führte uns Tags darauf über den ungeheueren Körper des „Jostedalzbrä“, eine furchtbare Wanderung, die sich für uns auf sechsundzwanzig Stunden ausspann. Er war ein Riese mit schwarzgedörtem Gesicht, von dem die langen Längsfalten wie Bergrunsen herabließen; das lange Blondhaar und die blauen Augen paßten garnicht dazu. Er trug einen Hut wie ein italienischer

Arbeiter, eine blaue Schafwolljoppe und ähnliche, sehr weite, aber kurze Hosen, unter denen sich weiße Wollstrümpfe zeigten. Wir aßen Spiegeleier und Cafés und gingen um 11 Uhr nachts, noch bei Tageshelle, schlafen. Wir erwachten zu sehr schlechtem Wetter, Nebel auf allen Höhen, und Simon erklärte, er müsse einen Burschen mitnehmen, da er allein den Rückweg nicht machen könnte. Jeder von ihnen sollte dreißig Kronen erhalten. So wurde ein Bursche mit Steigeisen, Seil und Proviant beladen, und fort ging es, um 6^{1/2} Uhr früh. Durch ein Amphitheater von sonnenblühenden Gletschern stiegen wir steil hinauf nach Rvandalstätter (Stätter = Sennhütte). Eine Sennerin schloß sich uns an. Sie hatte ein seltsam graues Gesicht, schwarz eingerahmt durch das schwarze Band ihres braunen Strohhutes, das unter dem Kinn gebunden war. An einem Strumpfe strickend ging sie rasch, mitunter im Laufschrift vor uns her, hustete aber gräßlich und spuckte immerfort Blut auf das Gletschereis. Wir waren froh, als sie endlich abbog. Dann folgten vier volle Stunden eines Anstieges über die steilen, schwarzen, vom Wasser überrieselten Felsplatten von Nonsimbba. Unterdessen gingen unaufhörlich Lawinen mit Donnergekrach über die Gletscher und schossen dann über die Wände in den Loensee hinab, aus dem über jeder eine Säule von Gisch und Wasserstaub senkrecht in die Höhe stieg. Das war, weil die Sonne schon schien. Wir gingen zwar über eine Wand, die für durchaus lawinensicher galt, aber der ununterbrochene Lawinendonner um uns her, und das lang-

same Rutschen oder jähe Niederschießen unbestimmter Massen, wo wir auch hinsahen, macht furchtbar nervös. Mein Klettern wurde unsicher, mir graute vor dem Abgrund und ich hatte ein nie zuvor empfundenes Gefühl des Stürzenmüssens.

Nach sieben Stunden hatten wir endlich den Hochfirn des Jostedalabrä erklimmen, der als weißer Streifen die Wände abschließt. Der Firn trug gut, wir gingen auf der dicken gefrorenen Schichte wie auf Metall, sanken aber doch 10 bis 20 Centimeter tief ein, was uns günstig war. Die Führer zogen nun über die Bergschuhe Filzgamaschen bis zur Hüfte hinauf. Simon Näsdaal nahm den Kompaß zur Hand, es wurde ernst. Eine halbe Stunde lang waren wir über den weißen Firn von 30 Grad Neigung gegangen, da fiel Nebel ein. Wir entfalteten die Karte und stellten fest, daß wir genau 40 Grad südost gehen mußten. Eine wilde Felsklippe, die mitten aus dem weißen Firn aufragte, bestätigte uns dann, daß wir richtig gingen. Doch der Nebel wird immer dicker, wir sehen nur noch Firn und Nebel, und es wird eisig kalt. Die Steilheit des Firns nimmt auch zu, sie beträgt schon 45 Grad, so daß wir ihn in einer Isohyppse umgehen müssen. Eben wollen wir anfangen, an Näsdaal zu zweifeln, da stoßen wir auf eine Felsklippe, die er angekündigt hat. Unser Vertrauen befestigt sich sofort wieder, aber da sitzt Näsdaal plötzlich auf eine Steinplatte nieder und erklärt, er könne nicht weiter, der Uebergang ins Jostedal sei jetzt nicht zu treffen. Wir reden ihm zu, da sagt er sehr ernst: „Wenn

Ihnen Ihr Leben lieb ist, kehren Sie augenblicklich um, denn ich fürchte, es kommt Sturm, und dann werden wir unsere Fußspuren nicht mehr sehen, und wenn wir nicht genau den Punkt unseres Einstiegs wiederfinden, müssen wir über irgend eine lawinengefährliche Wand zurück.“ Da gab es keine Antwort. Mit schwerem Herzen machten wir kehrt, Näsdal atmete hörbar auf. So schnell wir konnten, folgten wir unseren Spuren zurück bis an den Felsrand, wo wir eingestiegen waren. Mittlerweile hatten sich schwere Nebel in das Rvandalsthäl hineingelagert, der Wind pfiß und heulte, ringsum donnerten die Lawinen und tief unten erblickten wir zuweilen durch einen Nebelriß bleiche Gletscher. Während wir Rat pflogen, was nun zu thun, begann es zu regnen, der Sturm peitschte uns Eiskörner ins Gesicht. Aber wir beschloßen, auf keinen Fall ins Thäl zurückzugehen, sondern oben abzuwarten, bis das Wetter besser würde. Unter einer überhängenden Platte duckten wir uns; wir hatten nicht einmal Plaids mit, bloß die Lodenröcke. Trotzdem schließ ich ein Stündchen ganz gut. Näsdal weckte mich: „Das ärgste ist vorüber, versuchen wir's nochmals; geht's nicht, so müssen wir's aufgeben.“ Wir schlugen den nämlichen Weg ein und eine halbe Stunde später trat die Sonne hervor. Wir kreuzten jetzt den Firn etwas südlicher und schritten zwei Stunden lang unter blauem Himmel rüstig fort. Nun erst bekamen wir einen Begriff vom Jostedalsbrä. So weit das Auge reichte, nichts als blauer Himmel und weißes Eis, wie Zucker blendend, beide Farben haarscharf

geschieden. Unter einem kleinen Felskopf fand ich ein paar Schneeschuhe versteckt, für Rentierjäger, die etwa hier herum von Schneesturm oder Erweichung des Schnees überrascht würden. Sie waren aus wettergrauen Tannensbrettern gefügt, mit Fell bespannt und mit Darmsaiten genäht.

Bis hieher waren wir von Spalten verschont geblieben, nun aber setzten hausbreite Spalten ein. Es war zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags. Wir seilten uns an, Näsädal war vor uns, der Träger hinter uns. Der Mangel an Schneebrillen machte sich ihnen fühlbar; der eine band sich ein Brettchen mit zwei Schlitzen vor die Augen, dem andern, dessen Augen sich schon entzündeten, gab ich eine gewöhnliche Brille, die ich an Streichhölzern beruht hatte. Wiederum hüllte uns Nebel ein, über dem aber eine glühende Sonne stand. Unter der Nebelschicht wurde uns heiß, wie unter einem Federbett, der Schweiß troff mir wie heißes Wasser über das Gesicht. Der Schnee war schon ganz weich geworden, so daß wir einen halben Meter tief einbrachen. Von Stunde zu Stunde wurde es anstrengender, im Nebel den Weg durch diese endlose Eiszüste zu ertasten. Näsädal ließ den Kompaß nicht mehr aus den Augen und der Träger peilte immerfort, ob unsere Seillinie gerade sei und die Spuren hinter uns keine Kurve aufwiesen. Sobald sich die geringste Krümmung zeigte, rief er Näsädal zu. So ging es wieder zwei Stunden lang im einförmigen Stampfschritt voran, das Seil gespannt, um das Gefühl für Richtung zu behalten. Dann war Näsädal zu

müde, um noch vorzutreten, und wir richteten einen Turnus ein. Der Kompaß aber blieb die Hauptperson, denn von Gegend war ringsum nichts zu sehen; kaum daß der letzte den ersten noch unterschied. Ein Ozean von Nebel und Eis, immer gleichmäßig fort, bis 7 Uhr abends. Nässtal war nachgerade mißmutig geworden, er schien sogar bedenklich, der Träger aber bestürmte ihn fortwährend mit Fragen, wo wir wären, und wie lang es noch so fortgehen würde. Simon Nässtal aber zuckte nur die Achseln und sagte kein Wort. Ich machte mich bereits auf ein gefährliches Bibouak im Eise gefaßt und dachte mir unwillkürlich: Wenn er doch wenigstens gestehen wollte, daß er nicht mehr weiß, wo wir sind, wir könnten dann noch in unseren Spuren zurückgehen. Die eisige Kälte hatte mir auch die Füße schon ganz gefühllos gemacht. Gegen 8 Uhr endlich ging der Nebel etwas zurück. Wir beschloßen, eine Flasche Bordeaux (aus dem Gasthof in Loen) zu leeren. Zu diesem Zwecke hieben wir mit den Eisäxten ein großes tonnenförmiges Loch ins Eis und setzten uns im Kreise hinein. Wir tranken den Wein und aßen dazu Cakes und Schokolade. Nun, der Verlust dieser halben Stunde war die größte Dummheit auf der ganzen Tour, denn kaum hatten wir unsere Eisfauteuils verlassen, so fiel der Nebel wieder ein. Aber der Spürsinn Nässtals bewährte sich glänzend. Gegen 10 Uhr abends sahen wir ihn ein Felsriff, das sich für uns von hundert anderen nicht unterschied, wie ein Hund beschnuppern, und dann erklärte er bestimmt: „Wir sind, wo wir sein sollen; es

ist aus, alles hinter uns“. Und in der That fanden wir bald einen Stein, der die Inschrift trug: „Bräens hoejeste punkt“. Der höchste Punkt des Gletschers, 2038 Meter. Dann begann das Eis nach abwärts zu streichen, wir kamen immer mehr aus dem Nebel heraus und sahen plötzlich einen großen blauen Gletscher vor uns. Es war der Bergsäterbrä. In kupfervitriolblauen Seracsmassen stürzte er zu Thale, ohne alle Moränen, und über ihm stand die Morgen Sonne. Das Morgenrot lag auf der Landschaft, zwischen den Nebeln, und gegenüber that sich ganz Jotunheim auf, Eisberg neben Eisberg, und dazu die Seitenfirnen des Jostedalbrä, alles leuchtend im purpurnen Frühschein. Es war 1 Uhr morgens. Alle Müdigkeit war wie weggeblasen. Angesichts dieses Panoramas setzten wir uns, wechselten die Strümpfe und was wir sonst an Kleidern doppelt besaßen, unsere Gehwerkzeuge lebten wieder auf. Butter, Haferbrot und Chokolade thaten das übrige. Noch eine Stunde abwärts stießen wir auf den Steinmann (cairn, norwegisch varder), der den Einstieg in die Felsen vom Gletscher aus bezeichnet. Im Abstieg konnten wir tief in die turmhohen blauen Seracs hineinschauen, die wie ein hochstämmiger Wald sich aufrichten.

Nach 2^{1/2} erreichten wir Bergsäter, drei Sennhütten, die höchsten im Jostedal. Eine Unzahl weiße Ziegen kamen uns meckernd entgegen, sie sahen struppig und verhungert aus; mit ihnen eine Menge Leute. Im Säter kochten wir Thee und aßen dazu heiße Kartoffeln mit Flatbröt.

Wir hatten 25 Kilometer auf dem Eise zurückgelegt. Nun botanisierten wir auf der Alpentrist, suchten schwarzes Edelweiß (eine *Gnaphalium*-Art), eine seltsame Eisenhut-Form u. s. f. Dann legten wir uns ins Bett, d. h. auf eine elende Pritsche, mit Strohsack und Steppdecke. Schon Professor Simony in Wien hatte mich vor dieser Unterkunft gewarnt. Die Leute waren frech, ja lämmelhaft, und forderten für alles die höchsten Preise. Schlafen konnten wir nicht. Das grelle Tageslicht störte uns, noch mehr aber die Wanzen. Es wimmelte davon in ganz unglaublicher Weise. Eine Stunde lag ich da und las ein Reclambändchen, Turgenjew's „Väter und Söhne“. Auch mein Gefährte war wach und kämpfte mit den Insekten. Dann wichen wir ihnen und legten uns auf den Boden. Aber nach einer Viertelstunde hatten sie uns schon eingeholt. Unsere Führer schliefen in dem nämlichen Raum ganz herrlich. Wir weckten sie und gaben jedem 35 Kronen. Für das „Uebernachten“ nahm man uns 5 Kronen ab. Wir zogen es vor, weiter zu fahren und fragten, da wir einen Fahrweg sahen, nach Fahrgelegenheit. Nein, hieß es, wir müßten noch bis zum Ort Fostedal gehen. Wir marschierten also ab, in der stillen Hoffnung, unterwegs eine bessere Schlafstätte finden zu können, denn auf unserer Karte stand gleich nach Bergläter eine Ortschaft „Ny York“ eingezeichnet. Rasch schritten wir das nebelseuchte Thal entlang, die Kleider ganz durchnäßt von Morgentau, und richtig, da stand „Ny York“, eine Gruppe von fünf verfallenen, unbewohnten Holzhütten. Nun hofften wir

auf Jostedal. Das war auf der Karte wie eine Weltstadt mit dicker Schrift eingezeichnet, etwa acht Kilometer thalabwärts. Ein elender, steiniger Serpentinweg, immer wieder durch Wasserrisse und Lawinenfährten unterbrochen, brachte uns durch das Rondal. Ueberall wuchsen reichlich Moltebeeren. Nach einer halben Stunde Sturmschritts bogen wir in das Jostedal ein, in dem ein niederträchtiger Fahrweg große Kurven auf und ab beschrieb. Alles war voll Heidelbeeren und Erdbeeren. Wir waren so schläfrig, daß ich einmal in ein Moltebeergebüsch hineinsank und, von den Zweigen gehalten, halb stehend, halb lehrend einschlief. Erst als mir die Knie einknickten, fuhr ich wieder auf. Wie im Traume erreichten wir die Weltstadt Jostedal. Neue Enttäuschung. Da war eine große Kirche voll heller Kirchenbänke, ein hölzerner Turm stand dabei und ein großes Schulhaus und Häuser, aber kein Mensch war zu sehen, der Ort rein ausgestorben. Weiter mußten wir, noch eine Stunde, über den nächsten Berg nach Bosseöen. Da stand ein einzelnes Bauernhaus, sonst nichts. Ich hatte nur noch einen Gedanken: schlafen. Ich taumle also in das Haus hinein. Eine entsetzliche heiße Sticlust schlägt mir entgegen, ich halte mir die Nase zu und schaue durch den rauchigen Dunst, . . . da liegt in einem riesigen Bette, mit Rentierfellen bedeckt, eine ganze Familie. Ein knochendürerer Greis mit weißem Vollbart, eine Frau, ein paar Mädchen, alles starrend vor Schmutz. Sie setzen sich halbnackt im Bette auf und glozen mich stumpfsinnig an. Mir vergeht der Schlaf, ich frage nur nach der

nächsten Unterkunft. „Das Thal hinab, im nächsten Hause,“ heißt es. Verzweifelt taumeln wir weiter.

Nach einer halben Stunde aber fanden wir wirklich ein sehr anständiges Haus. Ein Mann mit rotem Vollbart und Gesicht, in blaue Schafswolle gekleidet, trat heraus und fragte freundlich, woher wir kämen. „Von Rvandalssäter.“ Und wo wir übernachtet hätten? „Gar nicht; wir versuchten es, aber es war unmöglich.“ Er schimpfte über Bergsäter und wollte uns durchaus nicht glauben, daß wir den ganzen Weg in einem Zuge gemacht hatten. Seine Frau, hoch in der Hoffnung, kam auch heraus; sie trug ein verschoffenes, großgeblumtes Bizkkleid und sagte liebenswürdig: „Bleiben Sie nur hier.“ Im Nu waren zwei Betten in hellem, gezieltem Raume aufgemacht, wir warfen uns hinein, waren augenblicklich bewußtlos und schliefen bis 8¹/₂ Uhr vormittags. Eine helle Zimmerglocke weckte uns, der Tisch war mit weißen Servietten gedeckt und eine Menge Gerichte standen bereit, englische Konserven in Büchsen, Portulakstangen mit Essig, Zucker und Zimmt gekocht, sogar Flaschenbier, in der Mitte aber eine Schüssel dampfender Kartoffeln. Man hatte es offenbar darauf abgesehen, uns zu überraschen. Die gute Frau schüttelte sich vor Lachen, wie wir über das Tischleindeckdich „paff“ waren und uns schlaftrunken die Augen rieben. Wir ließen uns aber nicht lange bitten und räumten gehörig auf. Zahlen ließen sie sich dafür gar nichts. Sie waren zu froh, in diesem einsamsten aller Thäler einmal Leute zu sehen. Im Winter haben sie da bis zu 40 Grad Kälte

und die Häuser sind ganz verschneit. Der Weg für Skiläufer ist durch Stangen bezeichnet, höher als Telegraphenstangen, aber auch die schauen dann nur ein Meter weit aus dem Schnee heraus. Zwei Brettchen sind oben im Winkel daran genagelt und weisen nach der Richtung, wo die nächste Stange steht. Erst vom Mai an ist das Thal zugänglich. Sie waren wirklich sehr herzlich mit uns. Zum Abschied hatte der Mann eine Bitte. Der letzte Fremde war im Juni vorigen Jahres bei ihm gewesen, also vor dreizehn Monaten; ein Engländer, der sich mit ihm sehr befreundet hatte. Und zum Abschied hatte er ihm als Andenken in ein neues Schreibbuch eine Notiz eingeschrieben, und wir sollten ein gleiches thun. Er brachte das Buch und wir lasen folgendes: „Dieses Haus ist das gemüthlichste und hat die liebenswürdigsten Menschen, die ich bei meinen mehrfachen Fahrten um die Welt angetroffen; möge jeder Reisende, der nach mir herkommt, dieselben Erfahrungen machen.“ Dieser Satz war der Reihe nach in norwegischer, englischer, französischer, italienischer, lateinischer und spanischer Sprache eingeschrieben. Auch wir schrieben uns in allen uns bekannten Sprachen ein. Dann ließ uns der Hausherr ein Pferd anspannen und wir fuhren im „Stolkjærre“ (Stuhlkarren) acht Stunden weit nach Marisjären am Sognefjord hinab. Unser Kutcher war ein komisches Männchen, das einen kurzschößigen Frack mit verblühten Goldborten an allen Rändern trug. Er bat uns noch ein wenig zu verzeihen, denn „Heste spiset“ (das Pferd speist). Dann aber ging's

los. Unser Stuhlkarren war eigentlich immer am Umwerfen; darauf ist ja dieses Fahrn Möbel eingerichtet. Einmal retteten wir uns durch kühnen Weitsprung über einen Graben hinweg, in den der Karren hinabsflog. Ein andermal wurde der Kutscher, der hinten auf einem Brette stehen muß, plötzlich weit weggeschleudert und blieb halb bewußtlos liegen. Erst nach mehreren Stunden kam Ebene, duftige Wiesen, herrliche Straße.

Um 10 Uhr abends trafen wir in Marisjären ein, wo es ein englisches Hotel giebt. Es war aber durch zwei englische Familien vollständig mit Beschlag belegt. Kein Bett, kaum ein Stuhl zu haben. Im Gesellschaftszimmer lagen lauter große englische Bücher, fast alles Theologie. Ich sah ein mehrbändiges Werk über die Apokalypse, einen Quartband über das Buch Hiob, die Evangelien im Urtext, dann zur Abwechslung das „Leben des Generals Grant“ u. s. f. Was war zu thun? Wir nahmen ein Boot und fuhren den halben Lysterfjord, einen Zweig des Sognefjord, hinan bis an seinen innersten Winkel, nach Eide. Um Mitternacht kamen wir da an und waren endlich geborgen.



Wanderungen in Jotunheim.

Ueber das Eis des Jostedalabrä waren wir also gegangen, fuhr Freund Fritz fort, nun blieb aber noch das berühmte Jotunheim zu begehren. Das Heim der Jotune, der Riesen, mit seinen überlebensgroßen Menschen und Bergen. Jetzt fischen dort die Engländer und die Forellen schweigen vielleicht schon englisch; damals thaten sie dies bloß in der Landessprache. Im freundlichen Eide, das wir so mühselig erreicht hatten, ließen wir unsere Beine rasten. Das Wort „rasten“ natürlich cum grano salis genommen. Wir stiegen meistens mit Professor Dr. H. Mohn herum, dem Direktor der meteorologischen Anstalt zu Christiania. Er ist in ganz erstaunlicher Weise mit Kenntnissen aller Art vollgepfropft; wir wußten ihn gar nicht so viel zu fragen, als er zu antworten wußte. Er war gerade mit Lotungen an den Seen beschäftigt, für eine neue Karte derselben. Sein elfjähriges Töchterchen half ihm dabei, auch im Schleppen der birnförmigen Bleilote. Sie war eine geborene Assistentin für alles, was mit norwegischer Naturforschung zusammenhing. Es wurde

uns dabei mitunter recht warm, aber Professor Mohn versicherte, die Hitze habe ihn sein Lebtag nicht so furchtbar gequält, wie auf der Insel Jan Mayen im Eismeer. Davon wurde uns gleich etwas kühler.

Am 27. Juli brachen wir auf, um an den Bygdinsee, im Herzen Totunheims, zu wandern. Zuerst fuhren wir im Karriol nach Fortun, wo wir den Einstieg in Totunheim zu bewerkstelligen hatten. Um 3 Uhr nachmittags waren wir dort und machten uns ohne Führer auf, um über den Kaiserpaß die Säterhütten von Skjäggedalsböen zu erreichen. Die Schlucht aufwärts war voll Niesemoose, zehn Centimeter hoch und dunkelgrün vom fortwährenden spray der Wasserfälle, die ungezählt niederglitten. Wir folgten einem schwachen Pfad über Geröllstufen. Dann kam eine Ebene, mit einem Bach, dessen tolle Windungen seinen Namenszug zu schreiben schienen. Wir überschritten ihn an die zehnmal. Dann wateten wir noch durch einen zwanzig Meter breiten Fluß, der noch nasser war. Eine höhere Thalstufe fanden wir gänzlich durch einen langen Sumpf ausgefüllt, wie ich nie einen gesehen. Seine Pflanzendecke hatte tiefviolette Querstreifen und dazwischen machte eine grell zinnoberrote Flechte große Blutflecke. Mit gemischten Gefühlen gingen wir den koloristisch so interessanten Sumpf an, in dem nicht einmal Frösche hausten. Unheimlich stumm lag er vor uns und wir quackten um die Wette, um die Stimmung zu verbessern. Mit dem Eispickel sondierten wir den Grund für jeden Tritt, sanken aber doch immer wieder ein und mußten dann auf

die Eispickel gestützt die Beine wieder herausziehen. Auf die Dauer wurde das lästig. Um 7 Uhr abends hatten wir die Mitte des Sumpfes erreicht. Die schwarzen Horungerhörner ragten düster drohend vor uns auf. Später kam auch der Skagastölstind (Tind = Zinne) heraus. Wir erblickten einen Gletscher, der so steil niedergeht, daß er in drei Teile zerbrochen ist; der richtige gefrorene Wasserfall. Darüberhin jagten schwarze Wolkfädenwolken (zweiter Akt) und durch die Luft zog es wie ein langes, lautes Gähnen, das bald in ein Heulen überging. Es begann zu regnen. Dann regnete es immer stärker, mit Graupenschnee gemischt. Um 9¹/₂ Uhr stellten wir fest, daß wir den Weg verloren hatten. Es wurde recht finster, von Pfad keine Spur; so irrten wir bis 11 Uhr im Sumpfe herum. Dann begann der Boden zu steigen und wurde fester. Um Mitternacht kamen wir in ausgedehnte Schneefelder, rechts donnerte ein breiter Gletscherbach nieder. Wir versuchten ihn auf einer Schneebrücke zu überschreiten, brachen jedoch krachend ein und gaben den Versuch auf. Wir waren ganz gut gelaunt und stritten uns, ob es eisigen Schnee regne oder eisigen Regen schneie. Jedenfalls waren wir müde und beschloßen daher, an Ort und Stelle zu übernachten. Wir fanden einen Strich Bodens, der fußdick mit silberweißem Rentiermoos bewachsen war. Auf diesem elastischen Teppich gingen wir an ein regelrechtes Bivakieren. Wir zogen die Bergschuhe aus und legten sie uns unter den Kopf; das Seil wickelten wir um Magen und Brust, gegen die Kälte; die Füße wurden

in den Rucksack gesteckt. So wird's gemacht. Leider hatten wir nichts zum Zudecken und froren jämmerlich, der Eisschnee peitschte uns ins Gesicht, von Schlaf war keine Rede. Nach einer halben Stunde rappelten wir uns halb erstarrt auf und begannen wieder in der Dunkelheit den Bach abzusuchen, um eine Uebergangsstelle zu finden. Wir fanden eine Schneebrücke, die „tragbar“ schien, und krochen ans Seil gebunden hinüber. Drüben suchten wir weiter und fanden eine Art Pfad. Aber die Freude währte nicht lange, denn er verlor sich bald und nun tappten wir auf's Geratewohl längs einer Steilhalde weiter. Da horch, silberheller Glockenklang, in weiter Ferne. „Bieh!“ riefen wir beide. „Sennhütten!“

Wir eilen spornstreichs drauf los, so finster es ist. Plötzlich stoße ich an etwas Hölzernes, Viereckiges. Eine Thür! Wir brechen in ein Freudengeschrei aus und suchen das dazu gehörige Haus. Es ist keines vorhanden. Die Thür ist in einer Berglehne angebracht. Ich öffne sie, behagliche Wärme schlägt uns entgegen. Gebückt treten wir ein und steigen ein paar Stufen abwärts. Wir sind in einem großen dunklen Raum, ein Feuer brennt und auf einem Dreifuß steht darüber ein riesiger Kupferkessel. Für diese Nacht waren wir geborgen. Aber der Rauch des großen Holzfeuers wurde unangenehm, wir untersuchten also den Raum und fanden ganz hinten eine zweite Thür. Sie führte in ein großes unterirdisches Gemach; die vorwärtstastenden Hände streiften holzgetäfelte Wände. Ich brenne eine Wag Westa an und wir erblicken zu unserem

Erstaunen schneeweiß überzogene Betten, an den Wänden blankes Kupfergeschirr. Alles steht im Zeichen der höchsten Reinlichkeit. Im Hintergrunde der Stube wieder eine Thür und dahinter ein Treppchen hinab in ein letztes Kämmerlein, das voll Käse und Milch steht. Ganz wie in der Grotte Polyphems, aber etwas gemütlicher.

Wir beschloßen nun, auf eigene Faust Thee zu kochen. Da das Wasser im Kessel nicht heiß genug war, zerhackte ich Kienholz und legte es auf die Glut. Ein furchtbarer Rauch stieg uns in die Augen und machte uns halb blind. Wir konnten gar nicht sehen, wer das hell laut schallende Gelächter ausschlug, von dem die Grotte des Cyclopen soeben widerhallte. In endlosen Trillern und verwegenen Staccati lachte es dicht hinter uns, nur ein Erdgeist oder so was kann eine solche Lachkraft im Leibe haben. Als wir uns endlich den Kienrauch aus den Augen gerieben hatten und uns umsahen, stand da ein weibliches Wesen, vorwärts gebeugt und die Fäuste tief zwischen die Kniee gepreßt, um nachdrücklicher lachen zu können. Sie trug ein rotes Nieder und einen rosa karrierten Baumwollrock; eine große und breite Person, mit roten Wangen und hellblonden Zöpfen, die über beide Schultern vornüber fielen und vor Lachen heftig wackelten. Hinter ihr stand die Thür noch offen, sie war eben heimgekehrt. Als sie sah, wie wir ganz zu Grunde gelacht vor ihr standen, schlug sie noch eine Art Jubellache auf und rief etwas aus vollem Halse ins Freie hinaus. Es kam Antwort und alsbald pläzte eine zweite Riesenjungfrau ähnlichen Schlages

in die Halle herein. Dasselbe Rot, dieselben gelben Böpfe, dieselben Fäuste zwischen denselben Knien, und dasselbe schmetternde Gelächter. Das Duett wollte gar nicht aufhören, es artete in einen Doppel-Lachkrampf aus. Endlich ging ihnen der Atem doch aus.

„Was machst du denn da?“ sagte die erste und trat näher heran. Sie sah aus . . ., sie muß mindestens Hjordis geheißen haben. Furcht hatte sie entschieden keine.

„Ich will Wasser kochen, zum Thee,“ sagte ich, so zweckbewußt ich konnte.

Da brachen die beiden Thurstentöchter in ein neues Doppelgelächter aus, das so heftig war, daß es sie einem Sturme gleich im Kreise herumdrehte. So lacht eine Wunschmaid in Walhall, wenn ein seliger Einherier sie mit einem Stabreim von himmlischer Einfalt im Ohre kitzelt.

Hjordis ging hin und nahm mit einer Hand den vollen Riesenkessel ab. Der Kessel krachte und der Boden krachte, als sie ihn hinstellte. Es war wirklich eine handfeste Hand. Dann ging sie in die Stube und holte aus dem Wandschrank einen kleinen Kessel, in den schöpfte sie aus dem großen hinein und hängte ihn an die Kette. Während sie das Feuer schürte, prustete sie mächtig wegen unseres Rienspanrauches und sagte mir etwas, was ich nicht verstand, . . . es kann aber nur ein Kompliment gewesen sein. Als alles im Gang war, fragte sie: „Was seid ihr denn für Landsleute?“ Sie sagte es mit einer Betonung, daß offenbar der Nachsatz dazu gehörte: „daß ihr so dumm seid.“ Und als wir uns als zwei Deutsche

vorstellten, lachten sie wieder, so breit ihr Zwerchfell war. Und es war sehr breit.

Sie kredenzt uns dann Thee, mit echtem Zucker, und wir bewirteten sie dafür mit Chokolade. Die braunen Täfelchen versetzten sie in helles Entzücken; sie schienen sie für eßbares Holz zu halten, eine Art Süßholz vermutlich, aus Mohrenland. Es war „Chokolade Küfferle“, die wir noch von Wien mithatten, und unser beider Norwegisch reichte leider nicht aus, ihnen das Wort „Küfferle“ auf der Etikette zu erklären. Sie strengten sich ungeheuer an, es zu lesen und zu deuten, aber so stark waren sie doch nicht. Mehr Glück hatten wir mit zwei Photographien in Visittkartenformat. Die eine stellte die Holbein'sche Madonna in Dresden vor. Hjördis betrachtete sie sehr lange, auch auf der Rückseite, und tauschte mit ihrer Genossin kühne Kombinationen aus. Schließlich fragte sie mich geradezu: „Ist das deine Braut?“ Daß sie schon ein Kindchen auf dem Arme trägt, schien Hjördis nicht weiter zu stören. Als ich verneinte, waren sie beide sehr erstaunt. „Behalte es als Andenken,“ sagte ich ihr. Da war sie ganz gerührt und schüttelte mir die Hand, daß mir die Knochen bis zum Ellbogen hinauf krachten. Glücklicherweise hatten wir noch eine Photographie mit, die schöne Gräfin Potocka aus dem XVIII. Jahrhundert, mit der hohen gepuderten Frisur. „Das ist meine Braut,“ sagte ich, und dann sahen sie das Bild erst recht genau an und lachten viel, daß sie so weißes Haar habe und doch so jung sei. Die Gräfin Potocka wurde der zweiten Thurstin verehrt.

Wir schliefen dann alle vier in der schönen Stube. Beim Schein unserer Touristenlaterne gingen wir gleichzeitig zur Ruhe, die Riesinnen machten mit der Harmlosigkeit des Ländlich-Sittlichen Nachttoilette. Jeder nicht morphinhältige Gedanke blieb aus dieser Klausur der muskelstarken Anständigkeit verbannt. Die Reinheit erstreckte sich glücklicherweise auch auf die Betten und wir schliefen ungestört bis 9 Uhr. Als ich erwachte, sah ich schwachen Tageschimmer, das Gemach hatte also irgendwo einen Durchbruch nach außen. Die Betten der Riesinnen waren bereits leer und als wir ins Freie traten, standen sie weit draußen im eiskalten Wasser eines Baches und scheuerten Milchfübel. Auf unsere Rufe kamen sie herbei und hatten wieder eine Menge Anlaß zum Lachen. Sie kochten uns Thee und gaben uns Milch, Brot, Käse. Als wir um 10¹/₂ Uhr aufbrachen, zerquetschten sie uns zum Abschied die Hände, soweit sie gestern abends heil geblieben.

Unser Ziel war nun Eidsbugarden am Bygdinsee. Wir wanderten zunächst über eine Hochebene. Nichts als Rentierflechten und Ericaceen, gestrüppweise, so daß der Fuß stecken blieb. Dann kamen pfadlose Torfmoore, so weit das Auge reichte. Zur Abwechslung tiefe Sümpfe und breite Bäche, die wir übersprangen. Dazwischen große steinige Ure und plötzlich ein Schneefeld, mit ungeheurem Blick auf die senkrecht aufstarrenden Horunger. Es regnete und schneite gemischt, plötzliche Nebel fielen ein. Es giebt da Nebel aus blauem Himmel. Ueber Mangel an Mannigfaltigkeit hatten wir uns also nicht zu beklagen. Nach

einem steilen Bergjoch folgte wieder ein Riesensumpf — hier steht er im Notizbuch. Dann wieder große Schneefelder. Dann ein Gletscherbach, den wir auf ziemlich bedenklicher Lawinenbrücke überschritten. Trostlose Einsamkeit. Spuren von Rentieren und Lemmingen. Ein kleiner See. Noch einer. Ein Eissee, umgeben von den Steilfirnen des Uranaasebrä. Die Umgehung dieses Eissees kostete uns eine Stunde dringender Lebensgefahr. Stellen Sie sich einen ungeheuren Trichter aus Eis vor, dessen tiefe Bläue nach unten immer heller und durchsichtiger wird. Der Firn stürzt von allen Seiten steil hinab, ich weiß nicht wie viele hundert Fuß tief. Unten schwimmen eine Menge turmhohe Eiszacken herum. Nun galt es, mit der Eisart Stufen in den Steilfirn hineinzuschlagen und Stufe für Stufe um den Eisrichter herumzukommen. Ein Ausgleiten, und man schoß unfehlbar in dieses Eisloch hinab, aus dem es kein Herauskommen gab. Diese Stunde wurde uns etwas lang. Dann weiter — die Trockenheit des Notizbuches ist doch das Beredteste — stundenlange Eisfelder; zwei kleine Eisseen; über Felsplatten und wacklige Gesteinstrümmer zur höchsten Jochhöhe hinan. Gewaltiger Blick auf das ganze südliche Jotunheim. Ein Steinmandl (Barder) wird sichtbar und von da an rote Markierungen, die zum Melkedalsvand hinabführen. Ueber glitschrige Steinplatten, rollendes Geröll und steile Schneehalden, bei strömendem Regen und Eisrieseln wird der See umgangen. Er ist 1½ Kilometer lang, das tiefste Blau. Ungeheure Eiszollen treiben darauf in dichtem

Gedränge; sie sind unten tiefblau, oben schneeweiß. Nun noch eine kurze Strecke empor zu einem Foch mit weithin sichtbarem Steinmandl, dann plöthlicher Blick in die Tiefe auf den Bygdinsee, den größten in Totunheim. Ein steiler Zickzackweg führt, weithin sichtbar, eine halbe Stunde lang hinab. Unten liegt Eidsbugarden am See, ein großes Hospiz, auf dem die norwegische Flagge flattert. Wir waren ziemlich froh über diesen Anblick und eilten das Zickzack hinab. Da stießen wir auf ein unerwartetes Hindernis. Ein Gletscherbach war durch Regen und warmes Wetter hoch angeschwollen und rief uns ein donnerndes Halt zu. Wir sahen uns mißmutig um. Eigentlich standen wir auf einer Felszunge zwischen zwei Gletscherbächen, jeder 20 bis 30 Meter breit. Etwas weiter oben hatten sie schon Wasserfallgeschwindigkeit. Unüberschreitbar, sagten wir beide. Wir stiegen also eine Stunde lang über nasse Platten hinan, um vielleicht einen Uebergang zu finden; ich links, Nichinger rechts. Umsonst. Wir treffen wieder zusammen und pfelegen Rat. Es bleibt nichts übrig, als am Gletscherseile einen Weitsprung von weitester Weite zu wagen. Wir suchen uns also die schmalste Stelle aus, wo die Wände ganz steil waren, . . . eine Kluft, in deren Tiefe der Bach donnerte. Nichinger nimmt mich ans Seil, verstemmt sich und ich trete zum Sprung an. Wie ich mir aber die Sache ein letztesmal anschauete, wende ich mich zu Nichinger und sage: „Ich trau' mich nicht, probier' du's.“ Wir tauschen die Rollen, ich nehme ihn ans Seil, er stellt sich auch hin und sieht sich die Gelegenheit an.

„Nein, das ist kein Geschäft,“ sagt er. Wir binden uns los und klettern wieder hinab, ganz hinab, mit dem Entschluß, den Bach zu durchwaten. Die Stelle war dreimal so breit, als oben. Wir seilen uns an und treten ins Eiswasser. Ich war sofort bis an die Hüften drin. Wir hatten es uns seichter vorgestellt, wegen der großen Breite, an die fünfzig Meter. Bis wir, immer mit dem Eispickel sondirend, die Mitte erreichten, war schon der Rucksack im Wasser. Die Beine verloren das Gefühl und erstarrten, aber wie sagt Macbeth? „Ich bin nun schon so weit im Blut gewatet . . .“ Wir kamen lebendig oder tot hinüber. Nun galt es vor allem etwas für den sogenannten Blutkreislauf zu thun. Wir warfen also Rucksack und Pickel weg und rannten eine moosige Halde zehnmal hinan und herab. Im Notizbuch steht dabei: „Hoffentlich hat dieser Scherz keine üblen Folgen.“ Dann eilten wir im Laufschritt dem Hospiz zu.

Es war 11 Uhr abends, als wir es erreichten. Wir warfen uns in die Betten und tranken Unmengen von Glühwein. Davon wurde uns glühheiß und weiteres Erfrieren schien für diesmal ausgeschlossen. Im Nebensaale tobte lustiges Unwesen. Norwegische Studenten sangen vierstimmig, jemand spielte auf der Flöte eine Beethoven'sche Klaviersonate; wie wir später sahen, aus dem Gedächtnis. Es war der Montanist Mohn, ein Bruder des Professors. Wir sprangen natürlich aus den Betten und borgten uns von den Hausleuten Kleider, denn die unseren hatte man zum Trocknen in der Küche aufgehängt. Die flachsblonde

Marie — so hieß die Aufwärterin — brachte uns das Notwendige. Ein Riesenweib mit feuerrotem Nieder. Sie nahm auch an der Kneipe drüben teil, und der Wirt dergleichen. Er war der berühmte Führer Ole Halvorsen Rødsheim und fragte mich sogleich, wie es dem Professor Simony in Wien ginge. Einige Aerzte waren auch da und ich erzählte ihnen von jener blutspuckenden Sennerin auf dem Jostedalssä. Ja, hieß es, die häufigsten Krankheiten sind hier Lungentuberkulose und Lungenentzündung, und beide nehmen von Jahr zu Jahr zu . . . Mittags hatten wir „schwarze Kartoffeln,“ eine treffliche Nationalspeise, Oatmill-porridge (Hafermehlsuppe), rote Grütze, Butterbrot und Preiselbeeren.

Wir gingen dann den gewöhnlichen Touristentweg nach Tvindehoug am Thynsee. Dann ruhten wir eine Woche aus, indem wir am Hardangerfjord gewöhnliche Bummeltouren machten. Dann aber rafften wir uns wieder zu einem Spaziergang in unserem eigenen Stil auf. Es war ein Marsch über die Hardanger Vidda (Vidda = Weite), durch eines der kolossalsten Stücke norwegischer Fjeldnatur. Da sollte man sich die ganze Furchtbarkeit der norwegischen Bergebeneen zu Gemüte führen können. Das war ein Weg von 34 Stunden, fast ohne zu essen und zu trinken. Montag um halb 9 Uhr früh brachen wir von Vik im Hardanger-Fjord auf und Dienstag um 7 Uhr abends waren wir in Tufte, am höchsten Punkte des oberen Hallingdals, nachdem wir die Vidda gekreuzt hatten. Wir nahmen einen Führer, den wir aber dann

selber führen mußten, denn er war offenbar nie auf der Vidda gewesen. Und wir führten ihn mittelst des Kompasses nach einer simplen Eisenbahnkarte, denn eine Karte der Vidda gab es noch nicht. Sie können sich das Vergnügen vorstellen. Der Führer behauptete übrigens, die Tour sei in 17 Stunden zu machen, und diese teilte er sich recht bequem auf drei Tage ein. Wir zwangen ihn jedoch, die Tour in einem Zuge zu machen, obgleich noch siebzehn Stunden dazukamen. Eine englische Gesellschaft, die in Näsheim's Hotel hauste, fuhr uns im Boote über den Deijjords-Band und begleitete uns bis zum Vörings-Fos (Fos = Wasserfall). Sie kennen ihn ja. Ein Wasser, so breit wie der Donaukanal, stürzt aus Stefansturmhöhe (144 Meter) senkrecht vom Plateau der Hardanger Vidda herab. Den Luftdruck spürt man im Geiste jahrelang. Wir gingen den Zickzackweg neben dem Falle hinan und dann drei Stunden weiter nach Gar. Ein paar elende weißgetünchte Lehmhütten in einer Pfütze. Der Führer erklärte, dies sei das erste Nachtquartier. Es war aber erst Mittag und wir wollten durchaus weiter. Ein großer Streit entspann sich. Wir stachelten seine Führerehre: ob er sich denn nicht getraue, bis Tuste weiterzugehen, die Nacht sei ja hell. Er beteuerte, daß er das ganz gut könne, bestand aber hartnäckig auf seinem dreitägigen Kriegsplan. Wir blieben Sieger und es ging weiter. Bei einem sehr reinlichen Säter, wo die hübschen Mädels in ihren blauen Kleidchen ganz wie Vinzerinnen aussahen, wollte er wieder nächtigen. Er verbündete sich schlau mit den

Mädchen, um uns herumzukriegen, aber auch der Sirenen-
 gesang verfing nicht. Immer weiter ging's in die Bidda
 hinein. Anfangs schien sie uns dem Plateau unserer
 Kay zum Verwechseln ähnlich, dann fanden wir doch
 gewisse Unterschiede. Ein Gewirr von lehmigen Sümpfen
 und Bächen, von Matten, Steinplatten, langen Geröll-
 strecken. Dazwischen plötzlich ein Blick auf die wild zer-
 rissenen Gletscher des Hardanger Fjökul. Und eine Menge
 Seen, ein ganzes Labyrinth, die einzeln mit Vorsicht um-
 gangen wurden. Es wurde übrigens bald eiskalt und
 wir verirrt uns. Der Führer hatte sich an einen un-
 rechten Gipfel gehalten und das erhoffte „Fälager“ (Bieh-
 lager) nicht gefunden. Als er dies merkte, warf er plötzlich
 seinen Tornister auf die Erde, und dann sich selber nach.
 „Jetzt weiß ich gar nichts mehr,“ sagte er klaglich; „wenn
 ich das gewußt hätte, hätte ich mich gar nicht in diese
 Sache eingelassen.“

Es war ein viertel vor Mitternacht. Ein furchtbarer
 Wind segte über diese Kiesen-Kay, es graupelte tüchtig
 und wir klapperten mit den Gebeinen. Wir legten uns
 hin, aber am Boden erstarrten wir bald. So standen
 wir wieder auf und liefen die längste Zeit im Kreise
 herum, um uns zu erwärmen. Es war stockfinster und
 keine Orientierung möglich. Eine wahre Zammernacht.
 Um 2¹/₂ Uhr endlich wurde es heller und wir erblickten
 tief unten eine Kette von Seen. Einige davon schienen
 dem Traunsee gleichzukommen. Nun rüttelten wir den
 Führer auf und nahmen selber den Kompaß zur Hand.

„Jetzt führen wir,“ erklärten wir. Er protestierte und rätsonnierte im Nachhumpeln unablässig; alle zehn Minuten aber schrie er: „Sie gehen falsch!“ Stundenlang wanderten wir so im raschesten Schritt über die Hochebene. Wir atmeten auf, als wir einen Barder (Steinmann) erblickten. „Das ist nur ein gewöhnlicher Steinhaufen,“ versuchte der Führer uns weiszumachen, aber bald erblickten wir das Loch, das durch jeden solchen Steinhaufen geht, um ihn von zufälligen Gebilden zu unterscheiden. Ich steckte den Arm des Führers durch das Loch, damit er endlich glaube. Auch den roten Pfeil auf der oberen Steinplatte zeigten wir ihm, der die Richtung auf den nächsten Barder weist. „Nun ja, wir gehen wieder zurück!“ rief der Unverbesserliche. Aber nun waren wir sicher. Von Barder zu Barder gewiesen, erblickten wir um 9 Uhr die Schutzhütte tief unten am Rande eines Sees. Der Führer hatte behauptet, sie stehe auf einem hohen Gipfel. Wir eilten hinab, allein da war es schrecklich zu sein. Alle Betten waren besetzt mit Tuberculösen, Bluthütern, Bronchitikern u. s. f. Die entsetzliche Luft zwang uns zur Flucht, nachdem wir nur etwas Thee geschluckt hatten. Um 10 Uhr brachten wir uns wieder in Schwung, immer den Bardern nach. Eine höchst merkwürdige Gegend folgte, einsam und traurig, voll pechschwarzer Seen. Dann öde Matten, dann ein Bergloch, dann um eine Ecke, von wo wir den Beginn des Hallings-Elf erblickten. Mit dem Fernglas sahen wir auch ein paar rote Häuser, in unendlicher Ferne; das war Tufte. Die Wanderung hinab längs

des Hallings-Elf schien auch nimmer enden zu sollen. Erst um 7 Uhr abends war Tufte erreicht.

Wir schliefen dort in einem Bett, unter einer Rentierdecke, 34 Stunden Marsches im Leibe. Am Morgen holten wir uns ein Pferd von einem fernen Acker herab, ich verwandelte einen Pflug durch ein paar Bretter und viel Heu in eine Art Wagen. Mit dieser Equipage fuhren wir nach Sundre, 34 Kilometer, 6¹/₂ Stunden. Halb-tot kamen wir an, aber ein großartiges Diner von Kartoffeln und Butter machte uns wieder so reise-fähig, daß wir mit einem neuen Pferde noch 35 Kilometer weit, bis Biko, fuhren. Dort war ein Hotel, aber darin selbstverständlich kein Platz. Wir fuhren also noch 20 Kilometer weiter, bis Näs, wo wir um Mitternacht in die Betten kamen. Mit solcher Kilometerjagd nach einem Bette enden ja gewöhnlich diese norwegischen Ueber-landtouren.

Ein Andenken von der Hardanger Vidda habe ich mir damals noch nach Wien mitgebracht. Mitten in der Einöde hatte ich das Skelett eines wilden Rentiers gefunden und band mir seinen Schädel mit den mächtigen Schaufeln oben auf meinen Rucksack. Mein Gefährte versicherte, daß meine Silhouette dadurch einen Anstrich von abenteuerlicher Wildheit gewann. Im Gehen allerdings schaukelte das Geweih ganz unangenehm. Unter Mühsal aller Art brachte ich es nach Wien, wo erst die Zollbehörde daran Anstoß nahm, dann aber an der West-bahnlinie die Organe der Verzehrungssteuer eine Unter-

suchung vornahmen, ob nicht noch etwas Eßbares an dem Zeug wäre. Sie hatten offenbar von dem Fleische gehört, daß sich noch gefroren an den Mammutz im sibirischen Eise fand. Mein Rentiergeweih erwies sich glücklicherweise als ganz ungenießbar.



Wie man das Abstürzen lernt.

Nun, sagte Freund Fritz, jetzt kommt ja die Zeit, wo bald die gewissen Zeitungsnotizen anfangen werden, über abgestürzte Hochtouristen. Ich weiß ja, Sie denken über die sogenannte Bergfegerei anders, als x Leute. Schließlich kostet die Kraderei mehr Arme und Beine als der Hochgebirgssport, und das Reiten, Schwimmen, Rudern, Nachten ist weit mörderischer, als alles sogenannte Abstürzen. Schon weil das Ertrinken meistens tödlich ist, während man, wie Julius v. Payer mit dem Führer Pinggera, von der Punta di San Matteo 800 Fuß tief abstürzen kann, auf Schnee, und dann noch immer im stande ist, Franz Josephsland zu entdecken. Und er hat damit keineswegs den Weltrekord im Abstürzen erzielt. Der dürfte jetzt Dr. Guido Lammer und Dr. Loria gehören, die bei der Erstiegung des Matterhorns direkt vom Zmuttgletscher aus ihren famosen Sturz thaten. Loria brachte dann sein zerschmettertes Bein dem seligen Willroth, der ihm die Knochenstücke mit lauter Elfenbeinstiften zusammen-

nagelte, so daß sie wieder verwuchsen. Zehnmal gestickt ist schließlich besser, als einmal amputiert.

Uebrigens muß ich Ihnen erzählen, wie ich einmal abgestürzt bin, und zwar nicht einmal im Himalaya, sondern nur bei Graz. Ich war damals erst achtzehn Jahre alt und ein riesiger Kletterfex, wie alle meine Schulkameraden. Viele von uns sind später weltberühmte Alpinisten geworden. Und wir gründeten thatsächlich eine Wiener Schule des Alpinismus. Wo? In der Brühl. Die Wiener ahnen nämlich gar nicht, daß die Brühl eine unvergleichliche Kletterschule ist. Wir nannten sie schließlich den „alpinen Kindergarten“. Da ist im Kleinen alles vorhanden, was die Alpen im Großen bieten. Senkrechte Wände, aber nur ein paar hundert Fuß hoch, Nadeln, Kamine, wie in den erwachsenen Dolomiten. Wir studierten so eine Wand wochenlang am Seil, bis wir jede ihrer Tücken kannten. Dann machten wir uns die Hex, die gewiegtesten Kletterer hinauszuführen und herauszufordern. Sie standen ratlos da, während wir wie Katzen hinauf-liefen. Da ist z. B. ein Kamin, in dem man nur hinauf kann, wenn man weiß, daß an einer gewissen Stelle hoch oben in der Spalte eine Höhlung ist, groß genug, um darin eine Faust zu machen, so daß man dann an dieser Faust sicher hängt. An einer anderen Stelle kann man nur weiter steigen, wenn man es wagt, einen Sprung zu thun, senkrecht in die Luft, über sich. Durch diesen Sprung erreicht man nämlich mit der emporgestreckten Hand eine Spalte, wo man sich festhält, um sich weiter hinanzuhissen.

Weiß man von diesem Umstande nichts, so wagt man den Sprung nicht, weil man ohne jenen einzig möglichen Griff hinabstürzen muß. Dr. August Böhm, Sohn des gewesenen Direktors des allgemeinen Krankenhauses, machte das zuerst. Er ist nämlich ein sehr langer Mensch. Die beiden Brüder Sigmondh waren auch dabei; später, wie Sie wissen, Alpengroßen ersten Ranges. (Leider hat der eine auf dem Pic de la Mèje im Dauphiné durch Absturz den Tod gefunden.) Wir waren nicht wenig stolz auf unsere unersteiglichen Wände in der Brühl, die doch nicht einmal Namen hatten, so daß wir sie erst taufen mußten. Natürlich auf die großartigsten Namen: Croda di Lago u. dgl. Und solche Geheimstellen, wie die erwähnten, markierten wir hübsch mit Oelfarbe; dann ließen wir die größten Kraxelmeister schönede aufsitzen. Was haben wir da gelacht, als ein berühmter Schweizerführer, den wir vor unsere Croda di Lago stellten, nach langem Spähen und Messen kopfschüttelnd brummte: „Hm! . . . Hm! . . . Ich hab' doch Matterhorn gethan, ich hab' doch Silberhorn gethan, ich hab' doch Wishorn (Weißhorn) gethan, . . . aber das da ist nicht möglich.“ Dann zeigten wir ihm, daß es uns möglich war. Nun, in der Schweiz hatte man ja auch uns dergleichen angethan. Denn auch dort haben die Felswände ihre geheimen Tricks. Ich erinnere mich, wie ich einmal im Saasthal, einem der Monte Rosa-Thäler, das gegen den Monte Moro-Paß hinaufführt, im Hotel Mattmark ankam. Fünf Minuten vom Hotel steht ein Felsen. Den Blauen Stein nennen sie ihn, weil er aus

grünem Serpentin besteht. Er ist ein kubischer Block, so hoch wie ein dreistöckiges Haus. Der reizte uns natürlich und wir machten uns sofort an die Erstbesteigung. Die Leute im Hotel sahen mit den Opernguckern zu und waren sehr gespannt auf unsere Leistungen. Aber wir fanden es unmöglich und standen von dem Abenteuer ab. Einige Führer, die auch zusahen, lachten sich den Buckel voll und der eine sagte: „Ich komme gerade von einer Monte Rosa-Traversierung zurück und bin müde wie ein cane, aber ich gehe trotzdem augenblicklich hinauf.“ Und in einer Minute war er oben, mit ein paar Griffen und Tritten. Wir trauten unseren Augen nicht. Für ein Trinkgeld zeigte er uns dann alle Tricks und wir spazierten auch hinauf.

Uebrigens betrieben wir junge Studenten unseren Sport keineswegs „leichtfertig“, wie die Zeitungen zu schmälen pflegen. Im Gegenteil, wir hatten den Rucksack voll deutscher Gründlichkeit. Wir bildeten uns vor allem in sämtlichen Spezialitäten des Kletterns systematisch aus. Ich führte z. B. in Oesterreich das sportmäßige Barsfußklettern ein. Man lachte mich aus . . . und ahmte mich dann nach. Später adoptierten wir statt dessen die Scarpette der Dolomitenführer, mit Sohlen aus Lodenstoff. Außerdem übten wir alles, was man zum Alleingehen braucht. Wir gingen im Winter auf den Schneeberg und Hochschwab, um uns im Stufenhauen zu üben. Wir tranierten uns im Biwakieren, wenn auch nicht so, wie ein gewisser Mr. Brigg, den ich später kennen lernte.

Dieser tranierte sich in London für Gletscherreisen und schloß nach jedem Schneefall auf dem schiefen Dache seines Hauses, im Schlassack und angeseilt, um nicht hinabzukollern. Um unseren Orientierungssinn zu schärfen, machten wir häufig in Nebel und Schneesturm Märsche über das Raxplateau und auf dem Hochschwab. Ach, die böse Rax! Mein Kamerad Nichinger, mit dem ich später in der Schweiz und Norwegen Riesentouren machte, ging immer mit einem Bernhardiner, einem echten, denn er hatte ihn im Hospiz gekauft, und dieser Prachthund fand einmal im Bärenloch durch Absturz den Tod. Das war ein Schneehund erster Stärke. Stellen Sie sich so eine Raxpartie vor, bei der wir stellenweise bis an die Brust in Schnee wateten. Und der Hund machte einen solchen Weg viermal, denn er lief immer weit voraus, kehrte zurück und lief wieder voraus, um wieder zurückzukehren; mittlertweile arbeiteten wir uns ein einzigesmal die Strecke durch. Nun liegt er im Bärenloch. Zu der körperlichen Eignung, die wir uns so erwarben, kam aber auch noch die theoretische Vorbereitung. Unsere topographischen und geodätischen Studien über die zu bereisenden Gebiete waren stets die allergenauesten; wir konnten aus dem Gedächtnis die detailliertesten Spezialkarten und Situationspläne zeichnen. Wir waren auch unter den ersten Oesterreichern, die große Gletschertouren ohne Führer machten. Ich hatte z. B. mit meinen Freunden Gröger (der jetzt in Amerika ist) und Nichinger bereits den Biz Bernina ohne Führer bestiegen. Damals machte es Aufsehen, jetzt ist es alltäglich, . . . wenn auch nicht gerade jeden Tag.

Wenn solche Heldenthaten verübt wurden, so trug dazu jedenfalls auch der edle Wetteifer mit Graz bei. In Graz hatte sich nämlich eine nicht minder gediegene und schneidige Grazer Schule entwickelt. Wien und Graz, das war etwa wie Oxford und Cambridge. Als ich dann ans Grazer Polytechnikum kam, hatte ich natürlich als Wiener mich erst gehörig einzugrazern. Es galt, sich bei den dortigen Matadoren in Respekt zu setzen. Und damals habe ich jenen Absturz erlebt. Ich will Ihnen das ganz schmucklos erzählen, es ist auch so sonderbar genug.

Als ich in Graz eintraf, machte ich natürlich zuerst den berühmten Bergsteigern meine Aufwartung. Der erste war der Techniker Pullmann, jetzt Stadtbaumeister in Graz. Ich traf ihn nicht und man sagte mir, er sei bei seinem Freunde, dem Geologen Geher, der jetzt an der Wiener Geologischen Reichsanstalt ist. Ich gehe zu Geher, klopfen an . . . Herrrein! . . . Die Thüre geht nicht auf. Ich rüttle, erst ein wenig, dann sehr kräftig . . . plötzlich ein Gepolter in der Stube, ein schwerer Gegenstand fällt um, die Thür fliegt auf. Ich trete unter dem Gelächter der Anwesenden ein; am Boden liegt ein Eispickel, mit dem die Thüre zugestemmt gewesen, . . . das war der gewöhnliche Thürverschluß. Ich stellte mich vor und wurde höflich aufgenommen. Sie führten mich sogleich zu ihrem Rumpspan Dr. Ritter von Lendenfeld. Sie wissen, er ist jetzt Professor der Zoologie an der Prager Universität, nachdem er Neuseeland erforscht und dort die höchsten Gipfel erstiegen hat; er ist auch mit Häckel auf Ceylon

gewesen. Lendenfeld wohnte in einer Villa am Hilmer-
 teich. Seine Mutter war eine alte Lady aus Oxford,
 mit Schneeweißem Haar, eine große Zoologin. Sie machte
 nach Präparaten alle Zeichnungen für die zoologischen
 Werke ihres Sohnes, farbige Tafeln von größter Voll-
 endung. Ihr höchstes Ideal war Darwin, dessen großes
 Bild auch an der Wand hing, und ringsum lauter englische
 Bücher, eine ganze Fachbibliothek. Wir vier zusammen
 beschlossen dann, morgen früh Blodig aufzusuchen. Er
 war der Sohn des Rektors der Universität und ist jetzt
 hervorragender Augenarzt. Gesagt, gethan; früh morgens
 klopfen wir an sein Fenster im Erdgeschoß der Universität.
 Er erwachte und rief uns hinein. Ich werde vorgestellt,
 der Name ist ihm schon bekannt; freut sich, mich zu sehen
 und schlägt sofort . . . einen Ringkampf vor. Ich bin
 natürlich dabei, obgleich ich ein Zentnerhantel neben seinem
 Bette liegen sehe. Er packt mich, dreht mich in der Luft
 um und schmeißt mich auf ein Sopha. Nun, soweit war also
 alles ganz glatt gegangen. Jetzt aber kam der heimtückische
 Angriff. In Gestalt eines harmlosen Vorschlages, zu-
 sammen eine Landpartie zu machen. Ich ahne sofort, um
 was es sich handelt, und erscheine punkt zwölf, schon in
 Bergschuhen und Lodenrock. Blodig ebenso, er hat aber
 zu meinem Erstaunen einen Rucksack, den er damit zu
 motivieren versucht, daß er darin Rock und Hut trage,
 da er lieber barhaupt und in Hemdärmeln gehe.

Wir brechen auf und wandern die Landstraße entlang,
 zwei Stunden Weges. Da biegt Blodig seitlich ab, gerade

auf einen Steinbruch zu. Ich werfe nur einen Blick hin und merke schon, daß die da hinauf wollen. Ich schaue mir die Gelegenheit an und sehe an der mittleren Wand ein schmales Felsband, das schief hinaufführt, auf einen Wald zu, dessen Wurzelwerk, mit Humus verklebt und mit Gestein beschwert, weit über den Rand in den Steinbruch hineinragt. Ich weiß sofort: die wollen sehen, ob ich da hinauf komme. Es war nicht gerade einladend. Wir schreiten, ohne daß ein Wort fällt, über steiles Geröll hinauf. Wie wir an die Felsen kommen, zieht Blodig — ich sehe noch sein listiges Lächeln — ein Manila-Klubseil, durch das ein roter Seidenfaden geht, aus seinem Rucksack. Da ich also sehe, daß, wie die Dinge liegen, diese Wand gemacht werden muß, erkläre ich sofort, daß ich als erster gehe. Das wird bereitwillig angenommen. Ich nehme das Seil und wickle mir's quer um die Brust . . . der erste nimmt immer das Seil mit . . . dann steige ich in die Wand ein. Zuerst geht es geradeaus hinauf, . . . steile, glatte, feuchte Platten, die mit hohen Wandstufen abwechseln. In beträchtlicher Höhe folgt eine sehr hohe, senkrechte, oben überhängende Wand, die mit jenem weit ausladenden Kranz aus Humus und Vegetation verbrämt ist. Wir gehen das erwähnte Felsband hinan, das immer schmaler wird und oben an jenem Kranz aufhört. Dieses Band war also die Nuß, die es zu knacken galt. Unmittelbar hinter mir ging Blodig, zuletzt Vendenfeld. Schulter an Schulter bewegen wir uns zollweise vorwärts. Hie und da fällt ein Stein, der bis auf die weiße Landstraße

hinabkollert. Das Felsband wird immer schmaler und schwieriger, die Haltpunkte für Füße und Hände werden schon unerlaubt selten. Plötzlich stehe ich vor einem Streifen schwarzen, mit Humus vermischten Tropfwassers, das quer über unser Band rieselt und das Halten für Hände und Füße äußerst prekär macht. Immer vorwärts! Da komme ich an eine Stelle, wo nicht ohneweiters fortgeklettert werden kann. Der nächste Halt nämlich . . . ich sondiere das Terrain genau und finde, daß er nicht anders zu erreichen ist, als durch einen gewagten, sehr weiten „Grätsch“-Schritt. Diese Stelle zwingt zu einer sogenannten „nicht umkehrbaren Operation“, das heißt, man kann nur hinüber (wenn man kann!), aber nicht zurück. Ich riskiere den Schritt und bin drüben. Ich klettere weiter, um Platz für Blodig zu schaffen, der den Schritt auch nachthut. Lendenfeld ruft uns zu, er wolle sich abwartend verhalten, bis er wisse, wie das übrige aussehe. Wir zwei, auf alle Fälle, konnten nicht mehr zurück. Ich klettere also mühselig an sehr schwieriger Stelle vorwärts. Dabei kommt mir zu statten, daß ich einen Block für die Füße und einen kleinen Vorsprung für eine Hand finde; ohne diese zwei Punkte war das folgende unpassierbar. Kaum stehe ich auf dem Block, die Stirne zur Stütze an die Felswand gelehnt, um für die folgende Operation die Hände frei zu bekommen, da bricht unter meinen Füßen der Felskopf ab. Block und ich fallen ins Leere.

Alles, was auf diese Sekunde folgte, habe ich mit einer Genauigkeit beobachtet, die mir heute unbegreiflich

erscheint. Ich erinnere mich, wie ich mich mechanisch mit den Händen von der Wand abstieß, um mir den Kopf nicht zu zerschlagen. Dann war mein großes Erstaunen, daß mein Körper in vollständig paralleler Verschiebung, ohne Pendelbewegung, senkrecht fiel . . . den Kopf nach oben . . . und daß ich immer wartete, wie ich mit den Sohlen auffallen und einen Choc in den Beinen bekommen würde. Aber gleich danach fiel ich auf eine schiefe Felsplatte auf. Beim Auffallen rollte ich mich von selbst zusammen, wie ein Igel, . . . da ich das Gletscherseil noch um hatte, waren Brust und Rücken geschützt. Ich fiel also auf eine schiefe Platte auf, flog wie ein Ball in die Höhe, ich ricochetierte förmlich, überschlug mich mit einem Doppel-Purzelbaum und fiel gleich wieder auf die nächste Wandstufe auf. Hier interessierte mich schon der Einfallswinkel, im Geiste hatte ich mir bereits das Einfallslot errichtet und den Winkel bestimmt, unter dem ich von dieser Platte wegfliegen würde . . . und so bei allen folgenden Platten. Es war ein geometrisches Geduldspiel, das mich beinahe amüsierte. Endlich landete ich auf dem Geröll unten, unweit der Landstraße. Ich lag auf dem Rücken, alle viere weit von mir gestreckt, das Gewand vollständig zersezt, ohne Hut und Brille. Ich fühlte vorerst keinerlei Schmerz, auch keine Spur von Angst. Dann kam mir auf einmal die Fähigkeit der Reflexion wieder und ich sagte mir laut: „Du bist abgestürzt.“ Langsam begann ich die einzelnen Gliedmaßen zu heben und dann zu betasten, bis mich plötzlich ein heftiges Bittern am ganzen Leibe überfiel,

wohl in Folge der heftigen Erschütterung. Dann untersuchte ich weiter. Erst nur im Großen, dann auch die einzelnen Finger, der Reihe nach. Dann sagte ich mir: „Totgefallen hast du dich nicht“, und machte einen Versuch aufzustehen. Ganz nach und nach gelang es. Ich fühlte heftige Schmerzen im Kopf, Brustkorb und in den Beinen; das Blut lief mir über die Strümpfe herab. Ich spuckte aus, um zu sehen, ob kein Blut käme; es kam keins. Nun war ich ganz beruhigt.

Jetzt erst warf ich einen Blick nach oben. Ich sah Lendenfeld, der mich fallen gesehen, abwärts klettern, so rasch er konnte. In unglaublich kurzer Zeit war er bei mir und fragte entsetzt, wie es mir ginge. Oben hörten wir Blodig schreien, der nicht vorwärts konnte, weil der Block mit mir hinabgefallen, und auch nicht zurück, weil der Grätschschritt nicht zu machen war. Er mußte auf dem Fleck stehen bleiben, das Gesicht an die Wand gepreßt, die Finger fast in den Fels gebohrt, kaum im stande sich zu halten. Wir sahen von unten deutlich, wie ihm schon die Kraft ausging, . . . er mußte herabfliegen, genau wie ich. Wir riefen ihm zu, er müsse warten, bis wir den Steinbruch oben durch den Wald umgangen haben würden, um ihm das Seil zuzuwerfen. Ob er so lange halten würde, wußten wir nicht. Im Lauffschritt stürmten wir hinan und befanden uns nach etlichen Minuten über ihm. Lendenfeld schlang das Seil zweimal um einen Baum und ich kroch am Bauche hinaus auf die überhängende Stelle, um es Blodig zuzuwerfen. Ich ließ es so lange schwingen,

bis er es fassen konnte; sofort knüpfte er sich's unter den Achseln um und lehnte sich hinein, während er mit den Füßen noch stand. Wir oben begannen nun zu ziehen. Ich hob Blodig am Seil empor, er drehte sich immerfort wie ein Kreisel, Lendenfeld zog an. Da spießte sich das Seil und schnitt sich so in die Baumrinde ein, daß wir, aus Leibeskräften arbeitend, es nicht losbringen konnten. Blodigs Lage war schrecklich. Das Seil schnürte ihm den Brustkasten zu und die axillaris ab, seine Schmerzen steigerten sich immer mehr und er schrie zuletzt wütend: „Zieht mich hinauf, sonst schneid' ich's durch! Ich halt's nicht mehr aus!“ Endlich bekamen wir das Seil los und ließen Blodig auf die nächste Platte hinab, damit er sich ausruhe. Aber kaum war er dort, band er sich los, denn er hatte vom Seile genug, und kletterte hinab.

Diese kleinen Zwischenfälle machten unserer „Landpartie“ kein Ende. Als Blodig uns oben wieder einholte, rasteten wir ein Weilchen und stiegen dann durch den Wald über Geröll bergan, bis wir die senkrechte Kalkwand des Gipfels über uns sahen. Ein großer Kamin lief in einem Saß bis hinauf. Da durch ging unser Weg. Blodig kletterte voraus, hinter ihm Lendenfeld; ich wartete, bis sie oben wären. Dann begann auch ich mich hindurchzu-zwängen. Es war ein außerordentlich schwieriger Kamin, der augenscheinlich auch seine geheimen Tricks hatte. In meiner Unkenntnis derselben hatte ich übermenschlich zu kämpfen. Da, in etwa dreiviertel Höhe, kommt eine besonders heikle Stelle. Ich mute mir einen Schritt nach

oben zu, den ich nicht recht zu rechtfertigen weiß, und komme dadurch in eine Stellung, daß ich nicht weiter kann. Ich arbeite mit äußerster Anstrengung, aber die Kräfte verlassen mich und ich fühle, daß ich sofort fallen werde, mit dem ganzen Körper durch den ganzen Kamin durch, . . . was mich ein paar Kniescheiben und Muskelbündel kosten wird. Da entschlief ich mich kurz, schwingte mich aus dem Kamin hinaus und sprang etwa 25 Fuß tief hinab, in ein dichtes Gestrüpp, das meinen Fall schwächt. Nur einen Fuß hatte ich mir dabei verlegt. Blutig kam dann durch den Kamin herab und zeigte mir das Geheimnis, „wie der zu machen ist“. Ich kletterte dann auch noch glücklich hinauf. Aber mein Fuß vertrug keine weiteren Leistungen. Wir stiegen auf die Landstraße hinunter und paßten einen Wagen ab, der uns heimbrachte. Ich lag danach acht Tage zu Bette, unter den mannigfachsten Schmerzen, und konnte mich nicht rühren. Aber was that's? Auf Grund meines Abenteuers wurde ich als würdig befunden, in den Techniker-Alpenklub als ständiger Gast eingeführt zu werden. Ich hatte gewissermaßen die Aufnahmsprüfung bestanden. Meine Kollegen versicherten mich einstimmig, ich hätte dabei ein großes „Pech“ gehabt. Wäre ich nämlich nicht bei Graz, sondern auf dem Monte Rosa die nämliche Höhe hinabgestürzt, so wäre das durch alle Zeitungen der Welt gegangen.



79968